Das Pfarrhaus in Indien

Agnes Vollmar



A. Vollmar

Das Pfarrhaus in Indien

Eine Erzählung

11. Auflage

Berlin 1907
Verlag von Wiegandt & Grieben.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wenn die nachfolgende Erzählung sich in die Öffentlichkeit wagt, so ermutigt sie dazu die Teilnahme, welche das „Pfarrhaus im Harz" gefunden hat. Das „Pfarrhaus in Indien" darf als eine Fortsetzung von diesem angesehen werden, da es in die weitere Geschichte der Familie einführt, die aus dem früheren Buche manchem lieb geworden. Gleichwohl ist, wie hinzugefügt werden muß, die vorliegende Erzählung ein selbständiges und abgeschlossenes Ganzes, welches, wie es in sich verständlich ist, so auch gern hoffen möchte, daß mit den alten Freunden jenes heimatlichen Pfarrhauses auch neue in dies ferne mit freundlicher Nachsicht einkehren werden.

Berlin, den 4. November 1871.

A. Vollmar.

Zur dritten Auflage.

Du gehst zum dritten Male in die Welt,
„Behüt dich Gott!" Das sei dein Reisegeld.

Berlin, den 22. Oktober 1873.

A. Vollmar.

Zur vierten Auflage.

Zur vierten Reise wünsch' ich dir viel Glück:
Geh fröhlich aus und kehre nie zurück.

Berlin, im Februar 1878.

A. Vollmar.

Zur sechsten Auflage.

Zum sechsten Male gehst du aus:
Bring' Segen, wo du trittst ins Haus.

Berlin, im Oktober 1888.

A. Vollmar.

Zur siebenten Auflage.

Ein Vogel baut sein kleines Haus
Auf höchstem Zweig der Linde.
Gefährlich sieht's mitunter aus,
So schwebt das Nest im Winde.

Der Vogel hat ein gut Vertraun;
Läßt froh sein Lied erschallen;
Der ihm dort riet sein Nest erbaun;
Läßt auch sein Nest nicht fallen. (Trojan.)

Berlin, im April 1893.

A. Vollmar.

Zur achten Auflage.

Froher Anfang!
Nimmer Krebsgang.

Berlin, im April 1896.

A. Vollmar.

Zur neunten Auflage.

Gottes Ehr
Mein Begehr!
Er gab Segen
Deinen Wegen.

Berlin, im Mai 1900.

A. Vollmar.

Zur zehnten Auflage.

Das alte Herz, das alte Lieben,
Wenn etwas anders auch geschrieben.

Berlin, im Mai 1903. **A. Vollmar.**

I.

Flügel! Flügel! um zu fliegen
Über Berg und Tal.
Flügel! um mein Herz zu wiegen
Auf des Morgens Strahl.

(Rückert.)

„Bei meinem Alter! Liebe Margarete, ich verbitte mir solche Anspielungen,“ sagte eine Dame, welche jedenfalls in den sechziger Jahren sein mußte, „ich möchte wohl wissen, wer von uns beiden am ältesten aussieht.“

Diese Worte wurden so komisch herausgepoltert, daß die Angeredete ein herzliches Lachen nicht unterdrücken konnte.

„Liebe Tante, du solltest lieber hier ruhig bei uns bleiben, statt eine Rheinreise machen zu wollen. So schön wie hier ist es doch nirgend,“ bat die Lachende endlich.

„O sancta simplicitas! Dies Steinfeld soll schön sein! Der Name sagt genug.“

„Aber warum,“ entgegnete Margarete neckend, „warum bist du denn nun schon seit acht Wochen unser lieber Gast?“

„Warum? Warum?“ rief die alte Dame im komischen Zorn, „o du gottloses Volk, einem seine Gut-

taten auch noch vorzuwerfen! Als ob ich irgendwo anders so glücklich wäre wie hier!"

„Da haben wir's," jubelte Margaret, „das wollte ich nur von dir hören; liebe Tante," bat sie dann schmeichelnd, „gib die Reise auf und bleibe die vierzehn Tage noch hier."

„Kind, Kind," sagte die Reiselustige, in der wir unseren Lesern eine Frau Majorin von Heß vorstellen, „laß mich nur gehen. Du hast ganz recht, ich werde alt, und da möchte ich gerne noch einmal den Rhein sehen; — du weißt ja, wen ich da in meiner Jugend zum erstenmal sah, — darum zieht's mich so hin, es wird doch das letzte Mal sein."

„Aber dann darfst du nicht allein gehen," sagte Margaret nach einer Pause, „das ängstigt mich."

„Nun, ich will dir etwas sagen," erwiderte Frau von Heß, „und das hat mir schon lange auf dem Herzen gelegen. Gib mir deine Anna mit; sind wir zu zweien, so wirst du die Reise ruhiger ansehen."

„Das Kind! Anna! Eine Rheinreise!" wiederholte Margaret langsam, — „nun, ich werde es meinem Mann sagen."

„Und ich werde Anna suchen und ihr unseren Plan mitteilen."

„Nein, tu' das nicht," bat Margaret, „wenn nichts daraus wird, so möchte ich ihr den Schmerz der vereitelten Freude ersparen."

„Unsinn," rief Frau von Heß lebhaft, und jede Schleife an ihrer Haube zitterte und nickte vor Freude, „warum soll denn nichts daraus werden! Übrigens

werde ich es ihr schon so geschickt beibringen, daß sie es gar nicht merkt."

„Nicht merkt, daß sie mit dir an den Rhein soll, o Tante, wie wenig kennst du ein sechzehnjähriges Herz!"

„Schon wieder mein Alter mir vorgeworfen! Laß sehen, ich bin vierundsechzig Jahre, Anna ist sechzehn, macht achtzig Jahre, da sind wir doppelt so alt wie du, also doppelt so vernünftig. Du siehst, wir sind ein respektables Paar und werden uns schon durch die Welt schlagen."

— Während nun Margaret ihren Mann, Frau von Heß ihre Großnichte aufsucht, wollen wir uns umsehen, um zu erfahren, wo wir uns eigentlich befinden. Das Pfarrhaus zu Steinfeld wird schon seit vielen Jahren von Pastor Gendenberg bewohnt, dessen Frau, Margaret, wir eben kennen gelernt haben. Einst hallte das Haus wieder von fröhlichen Kinderstimmen, kleine, dicke Jungen und fröhliche Mädchen trippelten treppauf, treppab, fütterten auf dem Hof die Hühner, und sammelten im Garten Obst in ihre großen Schürzen. Ein glückliches Vaterherz, ein frohes Mutterauge beobachtete das Treiben der kleinen Schar, und nie wurde es den Eltern zu bunt und wild. — Aber wenn wir heute durch das Haus gehen, so ist es still und leer. Wo sind die fröhlichen Kinder geblieben? Sind sie herangewachsen, sind die Söhne in der weiten Welt, dort ihre Kräfte zu versuchen und zu üben, was sie im Elternhause gelernt haben? Sind die Töchter hinausgezogen an der Hand braver Männer, haben sie

den eigenen Herd gefunden, an dem sie walten, wie es daheim die treue Mutter tat? — Nein, die Kinder sind beisammen geblieben, nicht fern vom Elternhause haben sie ihr Heim. Wir gehen einige Schritte, jetzt sind wir auf dem Kirchhofe. Da liegen fünf Gräber nebeneinander, der grüne Efeu hat die Steine fast überzogen, aber noch können wir die Namen lesen:

„Hier ruht Frau Gendenberg, 77 Jahre alt.“ Daneben ihr Gatte, — das werden die Großeltern sein. Und nun kleine Gräber: Wilhelm Gendenberg, Heinrich Gendenberg, Emma Gendenberg. Wie viel bergen diese Stätten! Aber über allen ragt die Inschrift: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Liebe.“

Ja, still ist es im Hause geworden, seit all diese Lieben im engen Bette ruhen, aber ein Kind ist den Eltern geblieben, Anna. Sie war noch so klein, daß der Tod der Geschwister keinen dunklen Schatten auf ihr junges Leben warf; heiße Elternliebe hat sie kennen gelernt, solche Liebe, die in dem einen Kinde alle die anderen liebt. Anna hat eine fröhliche Kindheit gehabt, Vater und Mutter waren so köstliche Gespielen, und dann, wer konnte so gut unterrichten, wie der Vater, wer so schön erzählen, wie die Mutter? Die ernsten biblischen Geschichten und die duftigen Märchen, — lebten sie nicht alle in der Seele Annas? Und waren nicht der Kinder in Steinfeld so viele, mit denen das wilde Mädchen durch dick und dünn rennen konnte, kamen nicht die Burgdorfer Kinder und Tante Lilli fast alle Monate? Aber vor allen Dingen war nicht

Tante Heß ein Musterexemplar einer Tante? Sie wohnte wohl in Berlin, aber so gewiß die Bäume alle Jahre blühten, so gewiß kam auch sie alle Jahre nach Steinfeld, von Anna oft sehnsüchtiger erwartet, als die Nachtigallen im Busche! Ja, Anna lebte ein vergnügtes Leben, und wenn sie einen Wunsch auf Erden hatte, so war es der: ein Junge zu sein und in die weite Welt zu ziehen, gewaltige Abenteuer zu bestehen, viel, viel zu erleben und dann nach Hause zu kommen und dem Mütterchen alles zu erzählen.

Aber wenn sie auch noch so viel lernte, wenn sich noch so viel Unternehmungslust und Tatkraft bei ihr vorfand, — sie wurde doch kein Junge, war und blieb ein einfaches Mädchen, wie sie ihrer Mutter einst mit heißen Tränen klagte.

„Sei nur ein recht braves Mädchen,“ sagte diese, ihr wildes Kind liebevoll streichelnd, „dann kannst du ganz ebenso nützlich sein wie ein Mann.“

Und Anna wurde ein wackeres Mädchen. Es war als ob zwei Naturen in ihr aufwüchsen: eine nach außen drängende tatkräftige, welche sich nicht besann, wenn irgendwo ein Werk zu fördern, eine Hilfe zu leisten war, und eine träumerisch sinnende, welche in die Sagen und Märchen alter Zeiten sich so tief versenkte, daß ihr ziemlich poesieloses Steinfeld mit tausend Gestalten aus der Märchenwelt bevölkert war.

Jetzt eben saß Anna in den unteren Zweigen eines Apfelbaumes, ein Strickzeug in der Hand haltend, bald die Maschen desselben, bald die Äpfel in ihrer Nähe

zählend, bald wieder mit vielem Eifer in einem alten, doch für sie ewig jungen Märchenbuche lesend.

„Anna, Anna, wo bist du?“ ertönte es jetzt. Sie horchte auf. Es war Tante Heß' Stimme, und diese selbst näherte sich dem Baume, ohne sie zu sehen. Das Mädchen verhielt sich mäuschenstill. Ob die Tante es wohl sehen würde?

„Anna, Annchen, wir wollen eine Rheinreise machen.“

„Wa—was?“ erscholl es aus den Zweigen des Baumes.

„O du loser Vogel!“ rief Tante Heß, „wir, das heißt ich, wollen, will verreisen; doch das geht dich garnichts an.“ Im Nu aber war Anna vom Baum herunter. Atemlos, mit glühenden Wangen, stand sie vor der alten Dame. „Tante, ist es möglich, Tante, ich soll mit?“

Aus war es mit der Majorin Weisheit. Diesem Kinde gegenüber war sie stets machtlos. „Ja, ja, Herzenskind, du sollst mit mir gehen.“

Aber fast hätte sie ihre Offenherzigkeit bereut; das erregte Mädchen schloß sie so fest in die Arme, daß die alte Dame für immer mit allen Reisen fertig zu sein glaubte. Endlich ließ Anna dieselbe los, und, ohne sich weiter um ihr Opfer zu bekümmern, tanzte und sprang sie zu den Eltern, um zu sehen, ob es denn wirklich wahr sei, was sie eben vernommen.

Sie fand die Eltern in des Vaters Stube, die sie stets mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Gefühl betrat, und welche deshalb von allen Hausbewohnern in Bezug auf Anna „die gemäßigte Zone“ genannt wurde.

„Vater, Mutter, ist es wahr, soll ich wirklich nach dem Rhein reisen?“ sagte sie so ruhig als möglich.

Die Eltern betrachteten mit Wohlgefallen ihr Töchterchen, welches eigentlich nicht schön war, aber etwas an sich hatte, daß man ihm sogleich, mit, oder ohne Willen gut sein mußte.

„Kind, was willst du denn am Rhein machen?“ fragte Pastor Gendenberg endlich lächelnd, „dort ist garnichts los —“

„O Papa,“ unterbrach ihn Anna, „am Rhein, am Rhein,“ — (sie stotterte) — „da wachsen unsere Reben, da liegt der Nibelungenschatz,“ — sie senkte das Auge, ihr Glück schien ihr noch nicht ganz gewiß.

„Ach was, Rhein ist ein geographischer Begriff, der in Versandung endet,“ hob Pastor Gendenberg an.

„Papa, ich versande nicht, gewiß nicht,“ beteuerte Anna.

„Aber, wenn wir dich reisen lassen,“ sagte Margaret, „so ist es, damit du Tante Heß unterwegs ein getreues Kind bist, welches ihr dient und hilft, wo es kann.“

Jetzt keuchte Tante Heß herein, sich wohlweislich aus Annas Bereich haltend. Und da wurde denn alles beschlossen, und Anna ging wie träumend umher; sie sollte nicht nur zum ersten Male reisen, sie sollte an Orte gehen, die ihre Phantasie mit aller Schönheit und Poesie umgab, welche nur erdenmöglich war. Dort lebten die Helden des Nibelungenliedes, dort blühten die Märchen und flüsterten die Sagen, dort sang die Lorelei, — Anna faßte ihren Kopf mit beiden

Händen, sie war jetzt schon selbst wie verzaubert und wußte fast nicht mehr, ob sie eine Märchenprinzessin in einem alten Schlosse, ob sie eine Rheinnixe im Wasserpalast, oder ob sie noch die Anna von Steinfeld war. Endlich aber besann sie sich und dachte daran, daß sie schnell einpacken müsse; der erste Schritt hierzu nach reiflichem Nachdenken war, daß sie ihre schlechtesten Lederstiefel dem Dorfschuhmacher zum Flicken hintrug.

II.

In meinen Garten darfst du nicht,
Es ist noch gar zu früh.
Den Gartenschlüssel hast du nicht,
Er ist verborgen hie;
Er ist gar wohl verborgen
Und liegt in guter Hut.
Deß' bin ich ohne Sorgen
Und habe guten Mut.

(A. d. 15. Jahrhundert.)

Das Boot fuhr rheinauf. Viele Menschen aus Nord und Süd, Ost und West wurden von einem Gefühl bewegt: alle freuten sich an der Schönheit dessen, das ihre Augen sahen, und zuweilen bemächtigte sich derer, welchen der Anblick neu war, oder in denen er alte Erinnerungen weckte, eine fast feierliche Stimmung. Aber die konnte nicht anhalten dem fröhlichen Geplauder, dem hellen Singen und übermütigen Jauchzen der anderen gegenüber. Da war ein wildes Volk, mehr noch durch sein freies Burschenwesen als durch die bunten Mützen, welche keck auf den lockigen Häuptern saßen, und die farbigen Bänder als „Studenten“ gekennzeichnet. Wer sollte aber auch nach absolvierten Kollegien hier auf dem freien Rheinstrom, welcher den einen nach Hause, den anderen wohl gar in die hehre Schweiz, dem Lande, das längst der Sehn=

sucht Ziel, trug, — wer sollte da ein philisterhaftes Gesicht machen oder wohl gar nüchterne, ehrbare Gedanken haben? Stand denn der Rhein auch nur einen Augenblick still, und war sein Lauf fein gerade, oder krumm und schief? Wenn ein alter Fluß, der doch schon längst ein bemoostes Haupt war, sich so betrug, — was konnte man dann von jungen Studenten erwarten?

Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus, erscholl es, jetzt wieder im munteren Gesang. Mit kindlicher Freude hörte Anna Gendenberg, welche sich nebst ihrer Tante auf dem Dampfschiff befand, dem Jubel zu. Kein Auge verwandte sie von der Szene; vom Studentenleben wußte sie nur aus Büchern und aus ihres Vaters Erzählungen, — zum ersten Male sah sie es in lebendiger Gestalt und in einer Umgebung, die ihm so günstig wie nur irgend möglich war. Ihr Herz pochte, es zog sie hinein in das fröhliche Treiben, ihr war zu Mute, als müsse ihr inwendig etwas zerspringen vor Glück und Lust, wenn sie nicht auch herzhaft mitsänge, — „o wenn ich doch ein Junge wäre!“ hieß es in ihr. Aber mädchenhafte Scheu fesselte ihre Zunge, sie drückte sich fester an ihre Tante, ihr Auge blickte nach der entgegengesetzten Seite, und als nun die Studenten plötzlich die melancholisch süße Weise der Lorelei anstimmten, da sah sie nicht mehr die bunten Gestalten, da war's als glitte sie auf einem Zaubernachen über das Wasser, sie blickte in die Wellen und wieder auf die Felsen am Ufer, — wo wird die Lorelei oder ein schönes Meerweib er-

scheinen und Anna in ihre Arme nehmen, um sie in die nasse Tiefe zu ziehen? Sie wußte, daß sie keinen Widerstand leisten könnte, sondern bewußtlos wie im Traum dahinsinken würde. Ja, sprachen die Wellen da unten nicht schon lauter Liebesworte, bespülten sie nicht immer eifriger den Kahn, sie kamen näher und näher, sie nahmen Gestalt an, sie winkten mit ihren Armen, — das hat mit ihrem Singen die Lorelei getan.

Der Gesang verstummte, Anna erwachte wie aus einem Traume und blickte scheu umher; ihr breiter Strohhut beschattete ihr Gesicht, — so hatte niemand ihre Gefühle in den ausdrucksvollen Zügen gelesen. Sie schüttelte den Eindruck ab, „nein, so tief darf ich nicht wieder ins Wasser sehen, ich glaube, es könnte es einem antun," sagte sie leise und drängte sich näher an ihre Beschützerin.

Frau von Heß war auch in einer eigentümlichen Stimmung. Viele, viele Jahre waren vergangen, da hatte hier zum erstenmal ihr Liebesglück geblüht; als einen schmucken Leutnant hatte sie Dedo von Heß hier gesehen. Es hatte sich gefügt, daß sie seither noch nie wieder hier gewesen war, — nun wollte sie die alten, von Jugenderinnerungen idealisierten Stellen aufsuchen — und konnte sich nicht darin finden, daß sich so manches verändert hatte. Es war gut, daß Anna mit ihr war, allein würde die gute alte Dame diese Täuschung schwer oder gar nicht überwunden haben. Das holde, rosige Gesicht des Kindes neben ihr mit seiner hellen Freude an allem brachte sie in die Gegenwart zurück.

Als nun heute morgen diese vielen Studenten das Boot mit ihr bestiegen, erschrak die etwas förmliche Dame, die ja alle ihre früheren vornehmen Schrullen durch des Steinfelder Pfarrhauses Einfluß verloren hatte, die doch aber um den Anstand noch viel engere Grenzen zog als Margaret; — nein, diese Musensöhne alle, — und sie mit Anna fast die einzigen Damen, — wie konnten sie da den Weg der Schicklichkeit unsträflich wandeln? Würde nicht die wilde Anna irgend etwas Unerhörtes tun? — Aber bald legte sich die Angst der Tante, — Anna war so still, so still, das Kind wußte wirklich besser, was sich schickte, als ihre Mutter, da sie so alt war wie sie.

Stille Wasser sind tief, sagt ein altes Sprichwort.

Jetzt legte der Dampfer an, es sollte nur kurze Rast gehalten und neue Passagiere eingenommen werden. Alles eilte nach dem schmalen Steg, der Land und Schiff verband; Frau von Heß war eine der ersten, welche die Brücke benutzte, Anna wollte ihr folgen, aber da drängte es von hinten, einige Studenten traten vor, das Kind kaum beachtend, so kam es, daß Anna mit einem Male mitten zwischen den jungen Leuten den schwanken Steg betrat. Unmittelbar vor ihr ging ein hoher Jüngling, er sah nicht auf seinen Weg, — ringsum war ja so viel Schönes zu sehen, — da trat er mit einem Fuße fehl und wäre in das allerdings hier kaum fußhohe Wasser gestürzt, wenn ihn nicht im selben Augenblick eine Hand ergriffen und gehalten hätte. Rasch erlangte er das Gleichgewicht wieder: „Danke schön, Bruder Titus,“ rief er, „hast mich vor

einem Reinfall bewahrt,“ sich langsam dabei umsehend, blickte er in ein hocherrötendes Mädchengesicht, das in holder Verwirrung zu ihm aufsah. Rasch sprang jetzt der Student ans Land, reichte der jungen Dame die Hand und sagte: „Fräulein, Sie, Sie waren es, o da muß ich mich ja schämen.“

„Entschuldigen Sie,“ stotterte Anna verlegen, „aber ich konnte Sie doch nicht fallen lassen.“

„Nein gewiß nicht,“ entgegnete jener, „ich hätte es auch so gemacht.“

Anna wurde ruhiger; jetzt aber hatte Tante Heß einen sicheren Standpunkt erreicht, und ihre Augen suchten ihre Schutzbefohlene. Schnell zog Anna ihre Hand aus der des Studenten, und mit einem „meine Tante sucht mich,“ war sie an der Seite derselben.

„Aber, Kind, wo bleibst du?“ rief ihr diese entgegen.

„Ich wurde zurückgedrängt,“ sagte Anna, „und konnte nicht so rasch nachkommen.“

„O, dieses rüde Chor!“ entgegnete Frau von Heß, „das sind nun die Kinder der Jetztzeit. Wie ganz anders waren früher die jungen Männer! Aber jetzt kennen sie keine Galanterie, ja kaum noch ein anständiges Betragen. Nun, nur gut, daß du nicht noch ein unliebsames Rencontre mit ihnen gehabt hast.“ — Anna schwieg, sie hatte ja ein solches wirklich nicht gehabt.

Nicht lange dauerte es, da waren alle wieder auf dem Dampfer versammelt, und wieder ging es rheinaufwärts. O was mochten diese Wellen alles zu er-

zählen haben! Und wenn jene alten Berge ihren ernsten Mund öffnen wollten, welche Geheimnisse würden kund werden! Von den efeuumrankten Ruinen garnichts zu sagen, denn sie sprechen zu einem jeden, der ihre Sprache versteht und erzählen ihm lange, lange Geschichten.

Liebe Tante Heß, hörst du denn nichts davon? Nein, ich muß leider gestehen, sie ist bequem auf einem Feldstuhl sitzend, ein wenig eingeschlafen.

Anna steht nicht weit von ihr, unwillkürlich fliegt ihr Auge zu den Studenten hinüber, sie möchte gern den herausfinden und ordentlich betrachten, den sie vorhin nur so flüchtig gesehen und gesprochen. Wie leicht ist er zu finden! Diese hohe Gestalt, dieses blonde Haar, dies fröhlich kecke, von Jugendlust und Jugendkraft sprühende Wesen! Wie vorteilhaft zeichnet er sich vor allen anderen aus. Und — es ist kein Zweifel, er hat sich auch nach seiner Retterin umgesehen und sie wieder erkannt. Jetzt nähert er sich Anna, und als diese einen besorgten Blick auf die schlafende Tante wirft, sieht er denselben und sagt herzlich vergnügt:

„Haben Sie keine Sorge, Fräulein, ich spreche ganz leise und störe sie gewiß nicht.“

Anna ist beruhigt und tritt dem Studenten einige Schritte entgegen.

„O Fräulein, ist es nicht wunderschön hier? Ich bin so stolz darauf, daß dies Land mein deutsches Vaterland ist.“

Das kleine Fräulein nickt sehr befriedigt, sie lebt

in der Geschichte ihres Landes und ist wegen ihres Patriotismus in Steinfeld ordentlich verrufen.

„Sehen Sie, Fräulein,“ fährt der Student fort, „sehen Sie doch nur dies Schloß. Sehen Sie da in der alten Ruine die Öffnung. Das war ein Fenster, und von dem Fenster ließe sich was erzählen.“

„Bitte, erzählen Sie,“ sagte Anna eifrig.

Der Student reibt sich vergnügt die Hände, er muß wohl sehr gern erzählen. „Ja“ hebt er an, „meine Geschichte geht auch nach der alten Melodie: es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb, die konnten beisammen nicht kommen, das Wasser war gar zu tief, und noch tiefer war die Feindschaft der beiden Väter. Hier also wohnte die Prinzessin, und dort am andern Ufer soll der Prinz gewohnt haben. Hier an diesem Fenster saß die Prinzessin immer, und nachts brannte da ihr Licht zum Zeichen ihrer treuen Liebe. Da konnte es der Prinz nicht mehr aushalten; eines Abends stürzte er sich in den Rhein und schwamm zu der Geliebten hinüber; sie erwartete ihn und stand dort am Fenster. Aber die Rheinnixe war auch von Liebe zu dem Königssohn ergriffen, nahte sich dem kühnen Schwimmer, der ja in ihrem Bereich war, und wollte ihn zu sich in die feuchte Tiefe ziehen. Doch Liebe ist stark; er wehrte sich, und das Auge unverwandt auf die Geliebte gerichtet, schwamm er tapfer weiter. Endlich jedoch erlahmten seine Kräfte, und immer wilder wurden die Bewegungen der Rheinnixe. Die Prinzessin sah seine verzweifelten Anstrengungen, das Ufer zu gewinnen;

sie wußte nicht, wie ihn retten; in ihrer Angst brach sie eine lange Ranke von jenem Efeu ab und warf sie dem Geliebten zu; der erfaßte sie, — ohnmächtig wurden die Versuche der Nixe und so schwang sich endlich der Prinz an dem Efeuzweig glücklich zur Geliebten hinein. — Sehen Sie, Fräulein," schloß der junge Mann strahlend, „sehen Sie, die dünne Efeuranke war darum so stark, weil treue Liebe sie hielt."

Anna hatte atemlos zugehört; es war doch zu einzig, daß hier, so nahe bei ihr, etwas so Wunderbares geschehen war; sie antwortete nicht, aber mit ungleich größerem Interesse betrachtete sie die alte Schloßruine und den klaren Rhein. Der junge Mann verstand ihr Schweigen wohl und unterbrach sie nicht. Aber er blieb ruhig neben ihr stehen; als sie so ernst blieb, fing er nach einiger Zeit leise das alte Lied an zu singen:

Warum bist du denn so traurig?
Bin ich aller Freuden voll,
Meinst, ich sollte dich verlassen?
Du gefällst mir gar so wohl,
Morgen will mein Lieb abreisen,
Abschied nehmen mit Gewalt;
Draußen singen schon die Vögel
In dem Walde mannigfalt.
Laub und Gras das mag verwelken,
Aber treue Liebe nicht;
Kommst mir wohl aus meinen Augen,
Doch aus meinem Herzen nicht.

Das Lied war Anna wohlbekannt. Lebte sie doch in den alten Volksliedern mehr als in denen der

Gegenwart, die ihr auch nicht fremd waren. Gar zu gern hätte sie mitgesungen, aber sie hielt an sich. Der Jüngling hatte an dem Freudenschein auf Annas Gesicht gelesen, daß das Lied ein alter Bekannter von ihr war.

„Fräulein, kennen Sie unsere alten Volkslieder?“ rief er, „und lieben sie? Aber was frage ich, das war sehr dumm, nicht wahr?“

Anna nickte. „Natürlich,“ antwortete sie; „das war ja meine liebste Stunde bei Papa, und gerade so schön, wie wenn ich in unserem dunklen Walde zur Klosterquelle ging.“

„Gewiß, Fräulein, ich wußte es, Sie mußten sie lieb haben.“ Und frisch fing er wieder an zu singen, und Anna, — sie konnte nicht anders, sie vergaß alles ringsum und stimmte leise ein:

Soviel Stern' am Himmel stehen,
Soviel Schäflein als da gehen
Dorten in dem grünen Feld;
Soviel Vögel als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
Soviel Mal sei du gegrüßt.
Soll ich dich denn nimmer sehen?
Ach, das kann ich nicht verstehen.
O du bittrer Scheidensschluß!
Wär' ich selber schon gestorben,
Eh' ich mir 'nen Schatz erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.
Weiß nicht, ob auf dieser Erden
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wieder sehen soll.

„Anna, Anna!“ rief hier zum Tode erschrocken Frau von Heß. Sie war von ihrem leichten Schlummer

erwacht; ein leiser Gesang umsummte sie; sie wußte nicht gleich, woher der kam, endlich sich ermunternd, sah sie mit Entsetzen, daß ihre Nichte gar nicht weit von einem der Studenten stand, und hörte, wie sie beide, — nein, es war nicht auszudenken! ein Lied miteinander sangen.

„Anna, Anna!"

Leichtfüßig, aber hocherrötend, war die Gerufene jetzt neben ihr. Der Student folgte langsam in einiger Entfernung.

„Kind, was machst du? Das paßt sich nicht," sagte Frau von Heß, und es war, als ob eine Wolke voll beleidigter Majestät sie umgäbe.

„O Tante," entgegnete Anna, „wir sangen nur ‚Soviel Stern' am Himmel stehen'." —

„Wir! Wie kannst du mit einem jungen Menschen singen oder sprechen, der dir nicht einmal vorgestellt ist?"

Hier wurde ihre Rede von dem Missetäter unterbrochen, welcher der alten Dame achtungsvoll, aber sehr vergnügt eine tiefe Verbeugung machte. Wollte er sich ihr vorstellen? Allein er schwieg und wartete jetzt der Anrede. — Konnte denn Tante Heß mit jemand sprechen, der ihr nicht vorgestellt war? Eigentlich wohl nicht, — doch auf dem Rhein führt man ein freieres Leben. So fragte sie denn endlich, obgleich immer noch mit widerstrebender Stimme: „Sie sind wohl auf einer kleinen Lustfahrt begriffen?"

Der Student hatte sein Käpsel ehrerbietig abgenommen und sagte jetzt mit einem Gemisch von Demut und Mutwillen:

„Irrtum, gnädige Frau. Nach glücklich beendeten Studien bin ich eben im Begriff, meiner Mutter ihren Sohn und einen blutjungen Dr. phil. vorzustellen. Für diese beiden bin ich als Mentor bestellt, und es macht mir nicht wenig Mühe, ein so ungleiches Paar sicher nach Hause zu bringen."

„Und wo ist dies zu Hause?" wagte Frau von Heß zu fragen.

„Im lieben Schlesierland. Leider habe ich nicht Geographie studiert und bin da unversehens auf einen Abweg geraten; ich dachte, der Rhein entspränge in Schlesien, und wenn ich nur immer aufwärts führe, käme ich direkt an mein Ziel." Und er rieb sich voller Freude die Hände, Anna lachte herzlich, Frau von Heß amüsierte sich auch, nur war sie nicht ganz gewiß, ob der launige Ton der Ehrerbietung entspräche, welche ein Mann den Frauen gegenüber schuldig ist; und so zog sie es denn vor, ihr Vergnügen ihrer Würde zu opfern und nach einigen kurzen Phrasen das Gespräch abzubrechen.

Weiter ging es, und immer schönere Bilder entfalteten sich den Blicken der staunenden Reisenden; endlich war man müde von allem Genuß und beschloß, an einem schön gelegenen Orte zu landen und Nachtquartier zu nehmen. Frau von Heß freute sich an Annas reinem Vergnügen, und diese hatte sich noch nie so glücklich gefühlt wie heute. Es war ein wunderbar in sich geschlossenes und beglückendes Sein, das in ihrem Herzen verborgen in noch ungeöffneter Knospe ruhte. Anna bedurfte wenig, — Erziehung und

Herzensanlage hatten darauf hingewirkt, daß sie außer sich von irdischen Dingen nicht viel zum Glücklichsein gebrauchte; ihr Glück kam nicht von außen in sie hinein, sondern es war in ihr. Wurde ihr nun ein so voller Freudenbecher gereicht, wie am heutigen Tage, so genoß sie denselben harmlos kindlich, aber er berauschte sie nicht.

Nicht weit von dem Gasthof, in dem unsere Reisenden die Nacht zubringen wollten, lag eine alte Schloßruine, von Efeu liebevoll umzogen. Hierhin lenkten Frau von Heß und Anna am späten Abend noch ihre Schritte. Bereitwillig wurde ihnen der Schloßgarten geöffnet, und beide freuten sich an dem herrlichen Blick, der sich vor ihren Augen ausbreitete.

„Kann man die Ruine besteigen?“ fragte Anna den alten Pförtner.

„Die Treppe ist ganz wohl erhalten,“ erwiderte er, „die Reisenden steigen gewöhnlich hinauf, denn die Aussicht von da oben ist noch viel schöner.“

„Bitte, Tante, laß uns hinauf,“ bat Anna.

„Kind, was denkst du, Treppen steigen? O bewahre.“

„Aber darf ich nicht allein hinauf?“ fragte Anna.

„Nein, gewiß nicht.“

Allein Tante Heß konnte ja doch den Bitten ihres Herzenskindes nicht widerstehen; nachdem der alte Kastellan versichert, daß keine Gefahr dabei, und nachdem Anna versprochen, nur bis zum ersten Fenster emporzusteigen, wurde sie endlich nach vielen Ermahnungen zur Vorsicht entlassen. Der alte Pförtner

und Frau von Heß ruhten sich unten auf einer Bank nahe beim Eingang zur Ruine aus.

Anna stieg behend hinauf; ringsum die alten Steine, aus deren Fugen Gras und Moos wuchs, über sich der Himmel mit dem goldenen Abendstern, und alles, alles so feierlich und ruhig. Da, — leider, die erste Treppe ist erstiegen, weiter darf Anna nicht. Sie geht seitwärts in ein altes Gemach, sie tritt hinein, sie eilt zur Fensterhöhlung und kann kaum einen Schrei des Entzückens unterdrücken. Der Rhein fließt dicht unter ihrem Fenster, nur wenige Fuß von ihr entfernt, alles so still und dort hinter den Bäumen der bleiche Mond! O, das ist noch schöner, als heut im Tagesglanz und Sonnenschein! Sie blickt aus der Fensteröffnung; — leise, leise tragen die Wellen einen kleinen Nachen heran, jetzt ist er nahe bei ihr, der Mann darin blickt auf, und „Anna" tönt's von seinen Lippen. Anna ist gar nicht verwundert, daß er ihren Namen nennt, sie lebt in einer anderen Welt, das ist genau so wie im Märchen. Da ist der Königssohn, dort der tiefe Rhein, hier sie selbst am Fenster der Prinzessin. Unwillkürlich suchen ihre Augen die Wassernixe, — da, schon erscheint ihr weißer Schleier auf den Fluten. Es ist natürlich und muß so sein, daß der Königssohn vom Nachen in den Efeu, der das Fenster dicht umzieht, gestiegen, daß er jetzt an dem frischen Grün sich haltend, Schritt für Schritt zu ihr emporklimmt. Voll von atemlosem Interesse sieht sie zu, sie möchte ihm helfen, sie bricht eine Efeuranke ab und wirft sie ihm zu, er fängt sie auf, — noch ein Schritt, — und

der Jüngling schwingt sich in das Gemach. Er steht vor Anna, die streckt ihm die Hand entgegen und sagt freudestrahlend: „O war das nett! Ganz wie im Märchen.“

„Zu nett,“ entgegnet er, reibt sich die Hände vor Vergnügen und sieht wirklich wie ein Märchenprinz aus.

Sie treten beide ans Fenster, strahlend vor Freude, Jugend und Unschuld. Es ist alles wie ein Traum. Der junge Mann will eben die Lippen zum Singen öffnen; da denkt Anna plötzlich der Tante, die unten wartet und sich gewiß ängstigt. „Ich muß fort, meine Tante wartet,“ sagt sie eilig.

„Ich begleite Sie; es ist ja ganz finster auf der Treppe,“ ruft der junge Mann.

Er nimmt ihre Hand und geleitet sie sicher hinunter. Frau von Heß hat sich schon etwas geängstigt, daß ihre Nichte so lange bleibt; aber ihre Angst verwandelt sich in Entsetzen, als sie, die allein in die leere Ruine ging, mit dem Studenten wieder herauskommt, und die Erklärung, welche Anna ihr ebenso harmlos wie glücklich gibt, ist eben nicht geeignet, ihre Stimmung zu verbessern. Er ist da oben ins Fenster geklettert, als ob sich das von selbst verstände, und sie ist stehen geblieben und hat ihn erwartet, als ob sich das ebenfalls von selbst verstände, und nun kommen sie da zusammen herunter, als ob sich das erst recht von selbst verstände. Frau von Heß, die kluge Frau, ist wirklich viel verlegener als die jungen Leute, welche ganz unbefangen vor ihr stehen. Sie faßt sich aber und verabschiedet sich mit wenigen kurzen Worten von dem jungen Mann,

und er, so unerhört! er sagt noch ganz fröhlich: „Ich würde die Damen so gern nach Hause begleiten, wenn Sie nur einen Augenblick warten wollten, ich muß erst nach meinem Kahn sehen, den ich da ganz mutterseelenallein gelassen habe, — ich bin in fünf Minuten wieder hier.“

„Wir ziehen es vor, allein zu gehen,“ will Frau von Heß recht unfreundlich sagen, aber als sie in das klare Antlitz da vor sich blickt, wird die Stimme unwillkürlich sanft und freundlich. Nun ein kurzes Lebewohl, — nein, ist's möglich, der Student reicht den Damen die Hand, die Tante verneigt sich, aber sie muß sehen, wie Anna ihm zum Lebewohl die Hand ganz herzlich gibt.

Endlich sind sie allein. Frau von Heß holt tief Atem.

„Kind, wer ist denn das?“

„Ich weiß es nicht.“

„Also noch immer nicht einmal vorgestellt,“ stöhnt die alte Dame. Sie will schelten, aber Anna sieht so unbefangen und fröhlich aus, — da verstummt sie. Und zwischen all den Gedanken, daß er nicht einmal vorgestellt war, kommt es wie eine Ahnung über die alte Dame, daß es noch eine Reinheit und Unbefangenheit gibt, von denen die Leute in der Residenz nichts wissen.

Endlich macht der Schlaf allen Gedanken ein Ende.

Alles endet, — selbst eine Rheinreise. Aber den Königssohn sah Anna nicht wieder, und Tante Heß hatte keine Gelegenheit, sich ihn vorstellen zu lassen.

III.

Spinn, Mägdlein, spinn!
So wachsen dir die Sinn,
Wachsen dir die gelben Haar,
Kommen dir die klugen Jahr.
Spinn, Mägdlein, spinn!

Sing, Mägdlein, sing!
Und sei fein guter Ding.
Fang dein Spinnen lustig an.
Mach ein frommes End' daran.
Sing, Mägdlein, sing!

Lern, Mägdlein, lern!
So hast du Glück und Stern;
Lerne bei dem Spinnen fort,
Gottesfurcht und Gotteswort
Lern, Mägdlein, lern!

(Altes Volkslied.)

Anna ist wieder zu Hause, und wie ein Traum liegt die Rheinreise und alles, was sie auf derselben erlebte, hinter ihr. Aber doch birgt diese letzte Vergangenheit reichlichen Stoff zur Freude, und Anna beutet ihn für sich und die Ihrigen aus. Unbewußt stellt sich in ihren Erzählungen alles noch schöner dar, als die Wirklichkeit es geboten hat; das liegt nicht etwa in der Phantasie der Erzählerin, Anna ist viel mehr ein ruhiges, nüchternes, als ein phantasiereiches, in Idealen schwebendes Mädchen; aber jede kleine Unannehmlichkeit, welche den augenblicklichen Genuß so

oft etwas stört, tritt in der Vergangenheit zurück, und jede Freude erscheint reiner und größer.

Anna hatte der Mutter auch ihr Begegnen mit dem jungen Mann erzählt, Wort für Wort. Margaret hatte lächelnd zugehört und Freude an dem kleinen Abenteuer gezeigt. Sie war keine ängstliche Mutter, welche ihr Kind in Unbekanntschaft mit der Welt halten und seine natürlichen Gefühle unterdrücken wollte. Sie hatte nie mit peinlicher Wachsamkeit jedes Buch, in welchem etwas von „Liebe“ vorkam, den Augen ihrer Tochter entrückt. Nein, sie wußte, welche Macht die Liebe über ein junges Herz gewinnen kann und wünschte nur, in Anna einen guten, festen Grund zu legen, daß sie mit vollem Willen und aus innerstem Bedürfnis die Liebe zu Gott als Höchstes ansähe, der alle andern Neigungen und Leidenschaften sich beugen müssen. Und so hatten Mutter und Tochter miteinander gelesen, hatten sich an den köstlichen Minneliedern alter und neuer Zeit erquickt, hatten alles Gute und Schöne auf diesem Gebiet miteinander genossen, und Margaret hatte nur leise darauf hingewirkt, Annas Ansichten und Gefühle in richtige Bahnen zu leiten. Sie hätte es gar nicht schlimm gefunden, wenn Anna jetzt etwa eine ideale Liebe gehabt, d. h. für irgend einen hohen, edlen Mann, was man so nennt „geschwärmt“ hätte. Warum nicht? Solche Schwärmerei, an und für sich ein unreifer Auswuchs, behütet vor vielen unnützen Gedanken, und ein hohes Ideal zu haben, wäre für manches junge Mädchen, das in Gedanken an Toilette und Vergnügungen untergeht, etwas gar Heilsames.

Aber Anna schwärmte nicht; sie hatte Verständnis für alles Gute und Schöne, war aber entweder ein ruhiges, verständiges Mädchen oder ein wilder Junge. Sie arbeitete tüchtig; es war zuweilen, als wohne eine Tatkraft in ihr, die sich auf irgend eine Art Luft machen müsse. Für viele sorgen zu können, war ihre Freude; wenn sie am Herde stand, um für die Fremden, welche oft im gastfreien Pfarrhause verkehrten, das Essen zu bereiten, dann tat sie wohl zuweilen einen Freudensprung und sagte: „O das tue ich doch zu gern!“ So machte sie es auch, nachdem sie vom Rhein zurück war; aber oft kam der Gedanke, wie schön es wäre, wenn der Märchenprinz einmal in ihr elterliches Haus träte, und sie könnte dann für ihn kochen und ihm hernach in Feld und Wald alle ihre Lieblingsplätze zeigen. Immer mußte sie jetzt dergleichen denken, und eines Tages erzählte sie ihrer Mutter, welche Quälgeister sie verfolgten und fragte dann diese mit vollem Vertrauen:

„Sag' mal, Mutter, ob das wohl Liebe ist?“

„Ich weiß nicht, Kind,“ entgegnete diese, ihren Liebling streichelnd, „aber gewöhnlich ist das erste Liebhaben nur so eine Aufwallung des Gefühls, die bald vorübergeht.“

„So,“ sagte Anna nachsinnend, „nun ich will einmal sehen. Sieh, Mutter, lieb habe ich den schönen Studenten ganz gewiß, aber ich weiß nicht, ob das das ist, was man ‚lieben‘ nennt. Nicht wahr, dazwischen ist aber doch ein großer Unterschied?“

„Gewiß,“ bestätigte Margaret, „aber Anna, jetzt

mußt du der Frau Kroning schnell einen Topf mit Fleischbrühe bringen; die arme Frau wartet wohl schon."

Fort waren alle Liebesgedanken, Anna ging, den Auftrag zu erfüllen; die umsichtige Mutter sorgte, daß sie viel zu tun hatte, und Anna war zu gewissenhaft, als daß sie ihre Arbeit nicht treu ausgeführt hätte. Dachte sie auch noch oft an den Märchenprinzen, so trat er doch mehr und mehr in den Hintergrund, und endlich stand er gar nicht mehr in seiner eigenen Gestalt, sondern nur noch in der des Königssohnes vor ihr. Wie ein Märchen erschien ihr alles, was sie am Rhein erlebt, wie ein Märchen aus alten Zeiten. Wirklichkeit und Sage, Erlebtes und Erdichtetes verschwammen in eins, und es fehlte wenig, so glaubte Anna fest, daß jener Student statt des bunten Käpsels eine Königskrone getragen hatte.

Das Leben ging seinen Gang fort mit Lernen und Arbeiten, Spielen und Träumen, mit Liebhaben und Glücklichsein. Da plötzlich wurde ein Stein in den stillen See geworfen, und seine Schwankungen erschütterten das ruhige Leben im Pfarrhause zu Steinfeld.

Der Stein hatte die Gestalt eines Briefes und war an den Pastor Gendenberg gerichtet. Er enthielt die Aufforderung, als tätiger Leiter mit an die Spitze einer Missions-Gesellschaft zu treten; es wurde darauf hingewiesen, daß er als eifriger Missionsfreund bekannt, früher selbst den Entschluß gehabt hatte, Missionar zu werden, aber durch Familienverhältnisse davon abgehalten worden war; ferner wurde in Betracht gezogen, wie es bekannt sei, mit welcher Liebe und mit welchem

Erfolg er das Missionswerk sowohl in seiner Gemeinde als auch in der ganzen Umgegend gepflegt habe, und der Brief schloß mit der Versicherung, daß man in ihm die geeignete Persönlichkeit für den wichtigen Posten zu finden glaube.

Es waren schwere Stunden, die die Pastorsleute in ernster Beratung zubrachten. Auf der einen Seite war es eine dankenswerte Fügung Gottes, welche ihnen einen direkten Anteil an der Missionssache jetzt in reifen Jahren antrug, der, wenn auch in anderer Gestalt, die Sehnsucht ihrer Jugend gewesen war. Andererseits war es nicht leicht, eine Gemeinde zu verlassen, welche mit vielen Banden an ihren Pastor geknüpft war. Und doch — ob es auch sein Schönes hat, wenn das Verhältnis ein fast patriarchalisches geworden ist, wenn reicher Segen auf den seit Jahren bestehenden guten Einrichtungen des Pastors ruht, wenn treue Liebe ihn umgibt: — ob es nicht dennoch gut ist, wenn ein anderes, frisches, neues Leben und Wirken in solche Gemeinde tritt, die vielleicht in Gefahr ist, das Gute aus Gewohnheit zu tun, und den Glauben an Gott als etwas Selbstverständliches zu betrachten?

Das alles erwogen Ferdinand und Margaret reiflich. Wohl wären sie jetzt gern hier in Steinfeld geblieben, wo sie so viele Jahre gelebt, „doch daß der Ruf ganz ohne unser Zutun gekommen ist,“ sagte Margaret, „möchte uns ein Fingerzeig sein, ihn anzunehmen“.

„Aber eine schwere Frage kann ich nicht beantworten,“ entgegnete Ferdinand sinnend, „und sie ist

entscheidend. Bin ich der geeignete Mann, ein so schweres Amt zu übernehmen? Das Leid, in dem anvertrauten Berufskreise Dornen zu säen, statt Weizen, den Ansprüchen geistig und sittlich nicht gewachsen zu sein, und durch das alles die Sache zu schädigen, — was meinst du, könntest du, könnte ich solchen Schmerz ertragen? Könnten wir eine Leichtfertigkeit bei Annahme eines so wichtigen Postens verantworten? Meine Aufgabe und Pflicht ist es, hierüber zur Klarheit zu kommen. — Ich weiß keinen andern Weg, als die Entscheidung ganz in die Hände meiner Vorgesetzten zu legen und ihren Willen dann als den Gottes zu betrachten."

So geschah es. Die Herzen der Pfarrersleute waren stille, weil sie nach ernster Selbstprüfung keine eigenen Wege gehen wollten. Und als die Willensmeinung der Oberen sich für die Annahme des angetragenen Amtes aussprach, da gingen sie in Gehorsam den gewiesenen Weg.

Anna war sehr erstaunt, als sie hörte, daß sie binnen kurzem ihr geliebtes Steinfeld verlassen und mit den Eltern in die ferne große Stadt ziehen sollte. Es war ihr sehr leid, denn alle Bewohner des Dorfes, vom ältesten Bauer bis auf das jüngste barfüßige Kind, waren Annas gute Freunde! Doch hatte sie glücklicherweise nicht Zeit zum Traurigsein, ihre fleißige Hand fand viel Arbeit, wie sie ein solcher Umzug ja stets mit sich bringt. — Nur wenige Monate vergingen, dann finden wir die Familie Gendenberg in einem freundlichen Hause inmitten einer großen Stadt wieder.

Ja, Anna, hier ist es ganz anders als daheim. Vergebens suchst du die blauen Harzberge und den alten, schneegekrönten Vater Brocken. Himmelhohe Häuser versperren dir die Aussicht, und in einem dieser Häuser wohnen mehr Menschen als in halb Steinfeld. Und die vielen Menschen auf den Straßen, die einander nicht kennen und nicht grüßen! — In den ersten Tagen stand Anna viel am Fenster, das neue geschäftige Treiben da draußen beobachtend. Doch bald zog sie das rege Leben im Hause viel mehr an, draußen war sie fremd und befangen, drinnen blühte das Glück und die Zufriedenheit in allen Stuben und Kammern und leuchtete aus den Augen aller Hausgenossen.

Einige Monate sind vergangen, — wollen wir einen Gang durch das Missionshaus machen?

Pastor Gendenberg hat sich so in seinen Beruf eingelebt, als ob er seit Jahren in demselben wirkte. Er hat ja auch seit seiner Jugend den Gang der Missionssache mit höchstem Interesse verfolgt; er hat selbst einen Pflegebruder und eine Schwester draußen auf dem Missionsfelde, durch sie ist er seit Jahren mit dem Leben und Wesen der Heiden vertraut gemacht; er ist von der Überzeugung durchdrungen, daß in religiöser, sittlicher und sozialer Hinsicht eine Rettung der Heiden, eine Bewahrung vor allmählichem Untergang nur durch das Christentum geschehen kann, und er ist gewiß, daß Gottes Wort auch an diesen Armen seine heiligende und beseligende Kraft bewähren wird.

Gendenbergs Hauptarbeit neben der Leitung der

ausgesandten Missionare ist die Heranbildung neuer Zöglinge für diesen erhabenen Beruf. Es befindet sich eine kleine Schar solcher Jünglinge im Missionshause, und für sie ist mit dem Eintritt des neuen Vorstehers eine goldene Zeit angebrochen. Wohl nimmt er es ernst und streng mit ihnen: „tausendmal lieber keinen als einen untüchtigen Missionar," sagt er, prüft und sichtet darum sorgfältig; aber er ist nicht zu alt, um nicht mit der Jugend jung zu fühlen, für ihre Unbesonnenheit und Schwärmerei Verständnis zu haben, und, unbeschadet seiner Autorität, ihr ein treuer Freund zu sein.

Die jungen Leute fühlen das; sie erkennen auch das Opfer, welches ihr Vorsteher und seine Frau bringen, indem sie alle diese Fremden an ihren Tisch nehmen und so eigentlich ihr eigenes Familienleben darangeben. Aber bilden sie nun nicht dennoch eine Familie? Sie ist nur erweitert, doch umschlungen von demselben goldenen Bande, das die eigene Familie zusammenhält, von der Liebe.

Es fehlt Gendenberg natürlich nicht an vielem Schweren in dem Amte. Arbeiten ohne Frucht zu sehen, Lauheit etlicher Missionare draußen, Krankheit und Tod der besten Arbeiter, — und hier im Hause vereitelte Hoffnung, fruchtlose Bemühung, manche Verkennung. Aber Ferdinand ist über die Zeit hinaus, wo noch persönliche Empfindlichkeit in ihm wohnte; seine Person tritt bei allen Dingen in den Hintergrund, und wenn ihr etwas zuleide geschieht, so beachtet er es nicht oder meint: es geschieht ihr schon recht. Und

sein armes, selbstsüchtiges Ich ist an solche schlechte Behandlung vonseiten seines Herrn schon so gewöhnt, daß es nur noch leise Einwendungen zu machen wagt, die aber nie respektiert werden. — So ist Pastor Gendenberg glücklich, glücklich in dem tieferen und geistigen Sinn, da das Glück ein inneres Glück, gegründet auf Pflichterfüllung und Liebe ist.

Aber wo ist Margaret, seine Frau? Ja, hier in der Stadt ist sie seltener bei ihrem Manne zu finden, als früher auf dem Dorfe; die Ansprüche an ihre Zeit haben sich gemehrt, sie hat viel zu tun. Es ist nichts Kleines, die Hausmutter eines so großen Hauses zu sein und auch noch für viele in Indien sorgen zu müssen. Margaret hat jedoch Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, ihrer lebhaften Natur sagt Arbeit sehr zu, und nun noch dazu eine Arbeit für die Mission, welche seit frühester Jugend ihrer Sehnsucht Ziel war. Eben hat sie die schwierige Erörterung mit Anna über die wichtige Frage: „was werden wir heute kochen?“ beendet; letztere geht in die Küche, die mütterlichen Befehle auszuführen; die Küche ist ihr unbestrittenes Revier, und Margaret schätzt sich glücklich, dort eine so rüstige Vertreterin gefunden zu haben, denn Anna kann wirklich alle Hausmannskost selbst kochen, obgleich sie erst siebzehn Jahre alt ist.

Margaret geht zu den großen Wäscheschränken, sie hat für die Zöglingsschar zu sorgen, und ganze Kisten voll Zeug für Missionare und Heiden werden von hier aus nach Indien gesandt. Zum großen Teil sind es Gaben, welche Freundinnen der Mission geschenkt haben;

sie haben immer den guten Willen für die heilige Sache zu arbeiten, aber meist fehlt ihnen die Kenntnis, was am nötigsten gebraucht wird, was dem Klima am angemessensten ist und die Art, wie es gearbeitet werden soll. Da ist es der Hausmutter Aufgabe, mit allen diesen Frauen und Mädchen, persönlich oder brieflich, in Verbindung zu treten und ihnen mit gutem Rat zur Hand zu gehen. Einen ganzen Briefberg hat Margaret vor sich liegen, als die Tischglocke läutet. — Es ist nicht leicht, so viele Fremde am Tisch zu haben, nicht angenehm, die zuweilen sehr ungeschickten und eckigen Bewegungen derselben neben sich zu sehen. Aber Margaret weiß stets den richtigen Takt zu halten und die jungen Leute durch ihr Beispiel leise zu feineren Manieren zu bringen. Und wie fröhlich sind die Gespräche hier bei Tisch, wo jeder die Freiheit hat, seine Gedanken, und wären sie oft auch herzlich dumm, unbefangen auszusprechen! Wie interessant ist es, diese verschiedenen Charaktere, die sich gerade hier am freiesten und ungezwungensten geben, zu beobachten! Merkt man nicht allen an, daß sie sich auf diese Stunde freuen, und nicht allein um der leiblichen Speise willen!

Es sind Briefe aus Indien gekommen. Das Geeignete wird allen mitgeteilt, die da draußen gehören ja auch zur Missionsfamilie. Manches Ernste hat Gendenberg hernach allein mit seinem Weibe zu besprechen, — dann hat sie allerlei Aufträge der Missionare hier zu besorgen. Dazwischen kommen und gehen verschiedene Leute, solche, die sich über allerlei orientieren wollen, andere, welche Gaben bringen, wieder andere,

welche gern das Tun und Treiben im Missionshause kennen lernen möchten, — und allen muß freundlich geantwortet, ihr Besuch, komme er zur Zeit oder zur Unzeit, liebevoll empfangen werden. Ja, es vergeht mancher Tag, an dem Margaret am Abend spät erst dazu kommt, an ihre Seele zu denken und sich in dem Worte der Vergebung von dem Staube des Tages zu reinigen.

Anna gewöhnte sich bald an dies geschäftige Leben, das so seltsam von dem, das sie bis jetzt geführt, abstach. Zwar im Frühling sehnte sie sich so sehr, so sehr nach dem heimischen Wald und Garten; hier war letzterer wohl auch im kleinen Maßstabe, aber es war kein verborgenes Eckchen zum Träumen, kein heimlicher Baum, auf dem man Gedichte lesen konnte, in demselben. Anna kam sich wunderbar alt und verständig vor; und doch, wenn sie vor dem Nebenhause Kinder spielen sah, dann hätte sie gern mit ihnen gespielt; bald hatte sie auch mehrere kleine Freunde gewonnen, welche, da Annas Küche im Erdgeschoß lag, das Küchenfenster als geeignetstes Kommunikationsmittel benutzten, um zu ihrer lieben Anna zu kommen. Waren die kleinen Gäste nicht da, so suchte Annas Herz Ersatz in einer allerliebsten Katze, welche ihr so zugetan war, wie ihre ganze menschliche Umgebung. „Pussi“ war bald der Verzug des ganzen Hauses, da sie unter so hoher Protektion stand, und Anna konnte mit Pussi auf dem Arm oder auf der Schulter alle möglichen Arbeiten machen; wenn aber die Kinder kamen, dann mußte Pussi weichen; und sie tat dies auf liebens-

würdige Art, indem sie den Kleinen erlaubte, sich ihrer als Spielzeug zu bedienen. Ach, leider ich muß es gestehen, einmal hatten Anna, die Kinder und Pussi so schön miteinander gespielt, daß erstere ihr Essen vergessen hatte und dies total angebrannt war; aber sonderbar! sämtliche Zöglinge aßen es mit Todesverachtung und versicherten, daß es wunderschön schmecke, so schön, daß für die Eltern nichts mehr blieb, das sie hätten probieren oder tadeln können.

„Pussi, Pussi," sagte Anna ganz bedenklich, „wir müssen uns bessern; wie können wir jetzt noch, — ich bin siebzehn Jahr alt, — solche Streiche machen; o wir müssen uns schämen."

Und sie schämten sich.

An Tante Lilli schrieb Anna, als sie von ihrer kleinen Schar erzählte, welche im Hause kurzweg „Annas Kinder" genannt wurde: — „ach ich kann mich so über kleine Kinder freuen, ich habe sie so lieb; ich glaube, es ist recht gut, daß ich keine kleinen Geschwister habe, denn sonst würde ich den ganzen lieben, langen Tag nichts tun; das weiß auch der liebe Gott, darum hat er das alles so weise eingerichtet."

Es fehlte nicht, daß Anna auch manches Mädchen ihres Alters kennen lernte; waren doch viele Freunde dem Missionshause in Liebe und Treue verbunden und gingen in demselben aus und ein; aber sie konnte sich keinem recht anschließen, ihre Mutter blieb ihre liebste, beste Freundin. Die jungen Mädchen hier in der Stadt waren anders erzogen, hatten wohl auch oft kaum Annas positives Wissen, aber sie hatten eine Art,

das ihrige zu verwenden, dazu eine angenehme Leichtigkeit zu sprechen und sich zu bewegen, welche das einfache Landkind nicht besaß; dann aber gingen alle diese jungen Damen so sehr viel aus, es war, als müsse jeder Tag ihnen ein Vergnügen, sei es auch ein besseres: einen Vortrag, ein Konzert bringen; von der stillen Arbeit im Hause, von der Freude und Erholung im engsten Kreise desselben wußten sie wenig und hielten es für sehr langweilig, während Anna sich vor dem „Draußen" immer etwas fürchtete; sie war auch nicht ganz sie selbst, wenn sie sich einmal in dem städtischen Gesellschaftskreise befand, aber wenn je das Wort wahr: „im eigenen Hause ist man am meisten, was man wirklich ist," so zeigte sich dies bei Anna. Dem eigenen Hause war sie Sonne, Licht und Leben, allein sie wußte es nicht.

IV.

Ach meine arme Mutter,
Als in der Wiege ich lag
Und du mich herztest und küßtest,
Wie fern war dieser Tag.

(Fontane.)

Schön ist es, wenn man eine Reise gemacht hat und pocht dann an das Tor des heimatlichen Hauses, sich im Herzen sagend: „min eigen Nest, dat is dat Best.“ — Die Tür wird aufgetan, die Zurückgebliebenen eilen heraus, den Ankommenden zu begrüßen. Er aber hat Herz und Taschen voll, — es geht an ein Erzählen, dazwischen wird der Reisende leiblich erquickt, und dann wird ausgepackt, natürlich hat er jedem etwas mitgebracht, — aber das Beste, was er gebracht, das ist doch er selbst.

Noch schöner ist es, wenn ein Sohn, der lange in der Fremde gewesen, gelernt und studiert, einen Abschnitt seines Lebens geendet hat, wenn er nun heimkehrt, reich an allerlei Wissen, das Ränzel gefüllt mit Andenken aus der Studienzeit, das Gesicht mit einem Bart geziert, aus dem Knaben zum Jüngling geworden: die ganze Welt liegt vor ihm, aber von der ganzen Welt ist ihm das eine Stückchen Erde, das sein Vaterhaus trägt, das liebste, und die Freude des be-

standenen Examens wird erst zur rechten Freude, wenn sie mit denen genossen wird, welche ihm die nächsten auf Erden sind.

Bewegte ein solches Gefühl die beiden Wanderer, welche an einem schönen Herbstabend wacker fürbaß schritten, — wollten sie heute noch das Elternhaus erreichen?

Wir wollen sie uns ein wenig näher ansehen. Der eine, ein hochgewachsener, schlanker junger Mann, ist ein Student vom Scheitel bis zur Sohle. Lebenslust liegt in seinen Bewegungen, steht in seinem Gesicht geschrieben, leuchtet aus seinen Augen. — Dies Gesicht, — halt — haben wir es nicht schon gesehen? Der Jüngling sieht uns so bekannt an. Ja, er ist es, unser Märchenprinz, den wir auf jener glücklichen Rheinreise kennen lernten. Und es ist fast, als trüge er ein Stückchen Schönheit und Poesie auf diese langweilige und staubige Chaussee, welche er mit großen Schritten so bald als möglich hinter sich zu lassen sucht. Aber er müßte noch ganz anders ausschreiten können, wenn er mit seinem Begleiter Schritt halten wollte. Das ist ein wahres Enakskind mit unbegreiflich langen Beinen und Armen und den entsprechenden Händen; dabei ist es aber so dünn, daß einem unwillkürlich bange wird, die lange Stange wird plötzlich mitten durchbrechen, um dann als zwei immerhin passable große Menschen den Weg durch die Welt fortzusetzen. Der lange Mensch ist aber nun nicht etwa eine große Schönheit, ach nein! eher eine große Häßlichkeit; auf den langen Hals hernieder blickt ein langes,

schmales Gesicht, das aber von einem Paar kugelrunder Augen belebt wird, die wie ein paar Gummibälle hervortreten, und bei jeder kleinen Erregung auch wie solche umherzurollen pflegen. Zum Überfluß heißt dieser seltsame Mensch Joseph Knoll; — der Name sagt wohl schon genug.

Joseph Knoll ist augenscheinlich der Bediente des Studenten; erst sein Gespiele, hat er ihn zur Universität begleitet, „wir studieren hier," pflegte er zu sagen und hat als Ehrenpreis den Namen „Talglicht" davon getragen. Jetzt eilt auch er der Heimat mit mächtigen Schritten zu, — er sieht, daß der „Kleine", wie er seinen Herrn für sich stets nennt, ihm nicht nachkommen kann, er bleibt stehen und läßt ihn herankommen.

„Wir müssen nun bald da sein, Knoll."

„Halten zu Gnaden, Herr Baron," erwidert dieser, „in einer Stunde, wenn Sie's gütigst erlauben."

„Es sind gerade zwei Jahre, seit wir zum letzten Male hier waren," hebt der Student wieder an.

„Halten zu Gnaden. Genau zwei Jahre."

„Wie schön es aber hier ist. Diese Wälder," —

„Halten zu Gnaden den Atem an," erwidert Knoll, „so, noch länger, nun tief aufatmen, das soll gut sein für die Lungen."

Aber sein Reisegefährte antwortet nicht, denn bei einer scharfen Biegung, welche die Wanderer jetzt machen, liegt ein kleines Schloß vor ihren Augen. Das ist die Heimat! Das Herz ist zu voll, mit flüchtigen Schritten eilt der Student vorwärts. Warum fällt es ihm heute so schwer auf, daß dort keine Fahne flattert, daß Schloß

Wallerberg ein Witwensitz ist? Ist doch sein Vater schon seit zwei Jahren tot, — aber heut wird sich Martin von Wallerberg bewußt, daß er keinen Vater, keinen Bruder, keine Schwester auf der Welt hat, daß alles, was er sein eigen nennt, dort in jenem Schlößchen wohnt, daß er nur noch eine Mutter hat.

Im Universitätsleben ist ihm dies nie so klar geworden, hier, an diesem Abend, kommt es mit Macht über ihn.

Er hatte einst einen Bruder, der war Offizier; Martin hatte ihn, den zwei Jahre älteren, mit aller Macht geliebt, da starb jener am Schlagfluß, fern von den Seinen. Seit dieser Zeit hatte er seinen Vater nicht mehr lachen, seine Mutter nicht mehr fröhlich gesehen. Nun war er das einzige Kind; ein Hauslehrer, dem er mit schwärmerischer Liebe anhing, hatte in ihm die Lust erweckt, Theologie zu studieren. Die Eltern billigten den Plan nicht, aber nach dem Tode des Bruders gaben sie seinen Wünschen nach; zwar war er nun der Erbe des Gutes Wallerberg, doch man hoffte, nach beendeten Studien würde er der Theologie überdrüssig sein und sich der Landwirtschaft widmen. Aber Martin war anderer Ansicht. Da, nachdem er ein Jahr studiert, stürzte sein Vater mit dem Pferde und starb nach wenigen Tagen. Der Sohn eilte nach Hause und tröstete die einsame Mutter. Dann studierte er fort, aber was weiter mit ihm werden sollte, wußte er nicht. Doch jetzt, als er am dämmernden Abend den Schauplatz seiner Kindheit vor sich liegen sah, die Wälder, den Garten, das Schloß, und darinnen war

die Mutter, die nichts auf der Erde hatte als ihn, — da war aller Übermut verschwunden, alle eigenen Wünsche zerstiebten wie Spreu, und nur das Eine stand fest bei ihm: „Hier ist mein Platz, bei meiner Mutter.“

Jetzt unterschied er schon die einzelnen Fenster, da den Balkon vor der Mutter Zimmer. Ob sie nicht dort stand, den Sohn erspähend, wie sie es so viele hundert Male getan, als er Kind war? Wie konnte sie, kam er doch einen Tag früher, als er sich angemeldet hatte! Ach, seit wie vielen Tagen stand die Baronin von Wallerberg abends auf diesem Balkon, ihren Martin, ihren Einzigen erwartend!

Jetzt sah er auf, wirklich! da lehnte die feine, schwarze Gestalt über das Geländer, sie hatte den Ankommenden längst gesehen, sie breitete die Arme nach ihm aus, als könne sie ihn erreichen. „Mutter, liebe Mutter!“ rief der Jüngling, und er eilte durch den Garten so schnell, daß ihm der getreue Knoll jetzt nicht zu folgen vermochte, nun die Treppe hinauf, jetzt ist er im Zimmer seiner Mutter, sie steht in der Mitte desselben, ihn erwartend, er schließt die zarte Gestalt in seine Arme, — in diesem Augenblick kommt es ihm wie ein Unrecht vor, daß er sie so lange allein gelassen.

Nun sitzen die beiden nebeneinander, Martin ist glücklich, sitzt er doch bei seiner schönen Engelsmama, wie er ihren Vornamen „Angela“ stets übersetzt hat, bei dieser Mama, von der er nichts als Liebe und Schutz einem strengen Vater gegenüber erfahren hat.

Sie steht vor seinen Augen in lichter Gestalt; auf Wunsch ihres Mannes hat sie, so lange sie verheiratet war, stets weiße Kleider getragen, nie hat jemand die Baronin in einem andern Gewande gesehen; — am Todestage ihres Mannes vertauschte sie es mit einem schwarzen Anzug, aber in Martins Erinnerung lebt sie als die schöne Mutter im weißen Kleide.

Jetzt erhebt er seine Augen zu ihr, er will ihr freudiges Gesicht sehen, wenn er ihr nun selbst sagt, was sie schon weiß, daß er ein Examen gemacht hat, wie er es nie erwartet. Aber das Wort bleibt unsgesprochen, — erschrocken sieht er seine Mutter an, — wie furchtbar hat sie sich in den zwei Jahren verändert!

„Mutter, bist du krank?" fragt er, und sein Ton zeigt, wie das Entsetzen ihm bis ans Herz geht.

„Ja, ich bin nicht wohl," sagte sie leise und hüllt sich fröstelnd in ihr Tuch.

„Was fehlt dir, ich bitte dich!" ruft Martin aus, „und was sagt der Doktor?"

„Was mir fehlt, sage ich dir ein anderes Mal," entgegnet die Baronin, „sei versichert, daß ich alles getan habe, was ich konnte, um wieder gesund zu werden."

„Aber du hast mir nie geschrieben, daß es so schlimm ist," ruft Martin.

„Es war auch nicht so schlimm," erwidert die Mutter, „erst seit kurzer Zeit hat die Krankheit so reißende Fortschritte gemacht; aber bitte, laß uns heute nicht davon sprechen, ich möchte die ersten Stunden des Wiedersehens gern rein und voll genießen. Wir

haben noch genug schwere Stunden vor uns," fügte sie leise hinzu.

Martin bezwang sich, und der Entschluß, morgen in aller Frühe mit dem Arzt zu sprechen, machte ihn ruhiger. Als nun die Mutter nach seinem Leben, nach seiner letzten Reise fragte, und teilnehmend auf seine erst stockenden Antworten einging, als sie dann ganz wie eine Gesunde am Tisch waltete, da löste sich allmählich die eiserne Hand, welche sein Herz umfaßt hatte, und er erzählte voller Frische und Fröhlichkeit, was er erlebt und getan.

Es war ein wunderschöner Abend, — der erste, den Mutter und Sohn so allein verbrachten, denn die wenigen nach dem Begräbnis des Vaters waren voll dunkler Trauer, — und wie ein Zauber umgab die heimische Atmosphäre und die Mutterliebe den Jüngling. Spät am Abend trat noch Knoll herein, der Frau Baronin „halten zu Gnaden eine kleine Aufwartung zu machen". Als ob der Lange je etwas Kleines tun könnte! Aber seine komischen Verbeugungen, die ihm die vollendetste Ähnlichkeit mit einem zusammenklappenden Taschenmesser gaben, seine humoristischen Antworten machten seine beiden Zuhörer herzlich lachen.

„Nun, Knoll, wie gefällt es dir wieder auf Wallerberg?" fragte die Baronin freundlich.

„Halten zu Gnaden, man ist doch hier wieder in der Atmosphäre."

„Unbestritten!" rief Martin, „nun, wir wollen uns hier auch ordentlich ausruhen von unseren Strapazen."

Knoll nickte. „Halten zu Gnaden," wandte er sich

zur Herrin, „was sagen denn Frau Baronin zu unserem Examen?“

„Ausgezeichnet, lieber Knoll. Ist es Ihnen sauer geworden?“

„Mutter,“ rief Martin dazwischen, „alle Achtung! Knoll macht jetzt Gedichte.“

Dieser nickte ernsthaft. „Halten zu Gnaden, sogar sehr schöne. Soll ich Ihnen eins vortragen? Ich lerne sie immer auswendig.“

Und ehe noch jemand eine Antwort geben oder der drohenden Gefahr entfliehen konnte, setzte oder stellte sich der Lange in Positur, und indem seine Augen wie Kugeln rollten, sagte er mit ganz veränderter Stimme, deren Pathos zu schildern unmöglich ist, ein langes Gedicht her, dessen Inhalt ebensowenig hier wiedergegeben werden kann, da es wahrscheinlich gar keinen hatte; ob beim Schluß aber die Zufriedenheit des Dichters oder die seiner Zuhörer größer war, ist fraglich, jedenfalls hielt Knoll es wie jener berühmte dichtende Kater, welcher sagt:

Eigner Sang erfreut den Biedern,
Denn die Kunst ging längst ins Breite;
Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft ein jeder selbst sich heute.

„Er ist doch eine treue Seele,“ sagte die Baronin, nachdem Knoll sich entfernt hatte.

„Ja, das ist er,“ rief Martin mit tiefster Überzeugung; „du kannst dir nicht denken, wie er für mich sorgte! Und zu allem ist er zu gebrauchen, er macht wirklich alle anderen Dinge besser als Gedichte; ja ich

glaube, selbst diese sind ein Ausfluß seiner Liebe zu uns, — gewiß war es sein höchstes Ziel, sie uns vortragen zu dürfen. Er ist eine ehrliche Haut durch und durch, und ich glaube, er würde mich bis ans Ende der Welt begleiten.“

„Das ist ein großer Trost für mich,“ sagte die Baronin mit so ernster Stimme, daß Martin sie verwundert ansah.

„Mutter, was ist dir, du weinst?“ rief er erschrocken. „O sage mir, was dir fehlt.“

„Nein, laß heute,“ wehrte die Baronin, „ich will dir alles sagen. —“

„Liebste Mutter, und kann ich dir nicht helfen, nicht etwas für dich tun?“

„Ja, du kannst viel für mich tun, du mein Trost und meine Zuversicht.“

Die Mutter umarmte den Sohn, sah aber so elend und erschöpft aus, daß er sie verließ, damit sie zur Nachtruhe käme.

Ruhe! Ruhe! Wie weit war sie entfernt von dem Bette der armen Leidenden. Die leibliche Ruhe konnte sie nicht finden, weil Aufregung und Schmerz sie verscheuchte; und die tiefe Ruhe, welche der gequälte Geist, das müde Herz allein in Gott findet, kannte sie nicht. Wohl hatte sie von ihr gehört, aber nur wie man die Glocken im großen Walde läuten hört, ohne auch nur die Kapelle zu finden, zu welcher sie einladen; wohl war zuweilen eine Ahnung über sie gekommen von der Seligkeit solcher Ruhe, — aber eine Ahnung, wie man von einem fernen Lande hat,

wenn ein Paradiesvogel sich auf unser Fenster setzt und uns ein kurzes, entzückendes Lied von der Schönheit desselben singt, — und dann weiter fliegt.

Martin war auch länger wach, als gewöhnlich. Er war nun wieder zu Hause, aber dies Haus schien ihm Schmerz und Angst, ja noch mehr, ein Geheimnis zu bergen, das zu ergründen er sich vergeblich bemühte. Er kannte seine Muter zu gut, um nicht bemerkt zu haben, daß sie nicht allein an ihrer Krankheit schwer trug, sondern daß noch ein anderer Kummer auf ihrer Seele lastete. Es war ihm mit einem Male, als läge sein frisches, fröhliches Studentenleben weit hinter ihm, als sei er nun durch eine Pforte getreten, welche jenes abschloß, und vor ihm lag — der Ernst des Lebens. Wohl war er noch sehr jung, kaum zweiundzwanzig Jahre — aber es war Leben und Kraft in ihm, und nicht mit deutlichen Worten, aber in dunklen Umrissen stand die Mahnung vor seinen Augen: ein Mann und die Stütze seiner Mutter zu sein. —

Am andern Morgen fand Martin die Baronin nicht im Frühstückszimmer; sie konnte das Bett nicht verlassen. Als er zu ihr eilte, war er entsetzt über die Veränderung, welche über diese lieben, teuren Züge gekommen war. Hatte ihn gestern abend das Lampenlicht getäuscht, hatte Aufregung oder Freude des Wiedersehens noch einmal einen trügerischen Schein über dieses Gesicht gebreitet: — heute konnte Martin sich nicht mehr täuschen: diese gebrechliche Hülle leistete der Krankheit da innen nicht lange mehr Widerstand. Überwältigt von seiner Bewegung sank er an ihrem Lager

nieder und fühlte sich von den treuen Armen umschlossen, in denen er, solange er lebte, oft geruht hatte; wie kurze Zeit noch, und das Mutterherz schlug nicht mehr, und er war allein auf der weiten Welt, — eine Waise.

Wenn diese Wahrheit an einen Menschen herantritt, — er will sie nicht glauben, aber sie steht in der hintersten Ecke des Herzens und ruft: „es ist doch so," — dann aber ist es, als würde das Herz mit eisernem Griff zusammengekrallt, und kein Wort kommt aus dem Munde. Glücklich, wer dann weinen kann.

„Weine nicht, mein Sohn, nein, mein Martin, weine nicht," bat die Kranke, „ich bin so froh, daß ich dich bei mir habe; ach, ich bliebe ja so gern noch hier, aber es ist keine Hoffnung mehr."

Keine Hoffnung! Das bestätigte auch der Arzt, mit dem Martin heute ein ernstes Gespräch hatte. Lange, lange schon zehrte die schlimme Krankheit an der Baronin, aber bisher waren ihre Fortschritte langsam und unmerklich gewesen; seit drei Monaten hatte sie mit furchtbarer Schnelligkeit um sich gegriffen, und jetzt war das Leben nur noch nach Tagen zu zählen.

Nicht mit so dürren Worten wurde Martin der Tatbestand enthüllt, aber der Sache nach erfuhr er dasselbe.

Nun trennte ihn nichts mehr vom Krankenlager seiner Mutter; jeden Dienst, der in seiner Macht stand, leistete er ihr, und sie war nur ruhig, wenn er neben ihr saß, sie seine Hand hielt, sein Arm sie stützte. O, aber wie schwer wurde es ihr, sich von diesem Sohn,

auf den sie alle ihre Liebe konzentrierte, zu trennen! Wie klammerte sie sich in besseren Stunden an die kleinste Lebenshoffnung! Es erschien ihr so hart, so schwer, dies sonnige Leben zu verlassen, das für sie ja wenig Sonne gehabt hatte, aber strahlend hell gewesen war im Vergleich zu der dunklen Gruft, in die sie nun gebettet werden sollte. — Mit tiefem Schmerz sah Martin, als die ersten hohen Wogen in seinem Herzen sich gelegt hatten, wie seine liebe, schöne Mutter mit allen ihren Gedanken und Wünschen am Irdischen klebte, und leise wagte er es, von der Herrlichkeit des ewigen Lebens zu sprechen.

„Laß das," bat die Kranke abwehrend, „ja, wenn ich hier fertig wäre, dann wollte ich gern gehen, aber ich habe noch so viel zu tun. O, wenn du wüßtest, welche Berge auf dieser armen Brust liegen, und wie sie drücken!"

Solche Äußerungen tat Frau von Wallerberg öfters, Martin drang nicht in sie, ihm Klarheit über dieselben zu geben, da der Arzt ihm gesagt, wie schädlich vieles Sprechen der Kranken sei. Aber heute waren die Beängstigungen besonders heftig, und er hatte die Überzeugung, daß ihr wohler sein würde, wenn sie die Last des Geheimnisses von sich gewälzt; um dies letztere selbst machte er sich wenig Gedanken; vor dem drohenden Tode war alles in den Hintergrund getreten, ja, Martin glaubte fast, daß die Sache nur um des Eindrucks willen, den sie auf die Leidende hatte, von Bedeutung sei.

„Liebe Mutter," bat er, „teile mir doch mit, was

dir so schwer ist. Es wird dir besser sein, wenn du es mir gesagt."

„Ja, du hast recht," entgegnete sie; „eigentlich wollte ich, daß du es erst nach meinem Tode erfahren solltest. O, ich weiß, du wirst es tun, aber mir wird leichter, wenn du es mir erst noch sagst, wenn ich aus deinem eigenen Munde höre, daß du es tun willst."

„Was denn, liebe Mutter?"

„Geh' an meinen Schreibtisch, schließe das mittlere Fach auf, da liegt ein Brief an dich adressiert; ich schrieb ihn, weil ich nicht wußte, ob ich dich wiedersehen, ob ich es dir vorher sagen würde. Lies den Brief, mein lieber Martin, lies ihn bald, und dann komm wieder zu mir."

Bei Martin war das erste Gefühl Freude, daß seine Mutter geschrieben hatte, und ihr so das Sprechen erspart wurde. Aber indem er mit dem Briefe das Zimmer verließ, wurde derselbe schwer und immer schwerer in seiner Hand, und doch ahnte er noch nicht, daß dies kleine Blatt sein ganzes Leben verändern, ihn selbst zu einem andern Menschen machen würde.

Er kam auf sein Zimmer, seine Hand zitterte, als er den Brief entfaltete. Er küßte die feinen Schriftzüge seiner Mutter und las folgendes:

„Mein lieber, lieber Sohn!

Wenn Du diese Worte liest, so denke, daß ich sie aus meinem Grabe zu Dir spreche. Ich weiß, Du wirst den letzten Willen Deiner Mutter ehren und ihn ausrichten. Aber o, mein lieber Martin, es zerbricht

mir das Herz, daß ich alle Deine Pläne kreuzen, Dein Leben in eine ganz andere Bahn lenken, Dich vielleicht für lange Zeit unstät und flüchtig auf dieser Erde machen muß. Verzeih' mir, mein Mutterherz fühlt mit Dir, aber eben, weil ich Mutter bin, kann ich nicht anders handeln.

Weil das, was ich Dir sage, so folgenschwer ist, so mußt Du alles wissen; ich will Dir die ganze traurige Begebenheit mitteilen, ja, ich muß noch viel weiter ausholen, damit Du alles verstehst.

Ich war die Gattin Deines Vaters, aber nicht seine geliebte Gattin. Mein Weg ist allein gewesen. Dein Vater hat einst ein armes, aber schönes und rechtliches Mädchen, die Tochter eines Predigers, geliebt. Als er seinem Vater, der voller Stolz auf seine Ahnen und seinen Stand war, dies bekannte, wurde der sehr zornig und erklärte, daß er diese Verbindung nie zugeben würde. Durch welche Mittel er den Sinn des Sohnes änderte, weiß ich nicht; eines Tages warb er bei meinem Vater um meine Hand für ihn. Meine Grafenkrone wurde dem alten Stamme der Wallerbergs verbunden, ohne daß ich, siebzehn Jahre alt, eigentlich darum befragt worden wäre; allein mein schöner Bräutigam gefiel mir, die Hochzeit wurde rasch gefeiert, — aber dann war ich verlassener, als ich als Jungfrau gewesen war. Mein Mann war hart und kalt, betrachtete mich stets als ihm aufgedrungen und übertraf seinen Vater weit an Ahnen- und Adelstolz. Da wurde Dein Bruder Kurt geboren, bald danach Du, mein lieber Martin. Ihr wuchst heran, meine Freude, mein Glück. Kurt

war äußerlich und innerlich seinem Vater ähnlich, aufbrausend, stolz und von einer Heftigkeit, die mich erschreckte. Dein Vater aber freute sich derselben, hegte und pflegte sie auf alle Weise. Ich zitterte oft bei solchen Ausbrüchen, die sich bis zur Wut steigerten und konnte mich einer ahnungsvollen Angst nicht erwehren, wie furchtbar es sein müßte, wenn diese beiden harten Köpfe sich einmal feindlich gegenüberständen. Du, mein Martin, warst dann mein Trost, meine Augenweide und Herzensfreude; zu Dir flüchtete ich, wenn die anderen mich nicht brauchten oder mir mißfielen. Ich habe da schwere Schuld auf mich geladen, Kurt war auch mein Kind, ich hätte ihn nicht so dahin gehen lassen müssen.

Schon früh erklärte Kurt, daß er Soldat werden wolle; er wie sein Vater schienen überhaupt keinen anderen Stand für ihrer würdig zu halten; er hatte ausgezeichnete Gaben; eiserner Fleiß und Beharrlichkeit waren Grundzüge seines Charakters, noch sehr jung wurde er Offizier, — Dein Vater lebte nur in ihm. Daß Du, lieber Martin, Theologie studieren wolltest, entfremdete Dich ihm noch mehr, doch behandelte er es als eine Schrulle, die wohl vergehen würde; offen gestanden, stehe ich ebenso dazu, wir glaubten aber, Du würdest später hier Landwirt werden, das Gut bewirtschaften, das ja eigentlich Kurt, als dem Älteren, gehörte, und ihm aus den Einkünften desselben soviel geben, daß er standesgemäß in der Armee leben könnte.

Kurt wohnte in der Residenz, Dein Vater besuchte ihn häufig, kehrte aber jedesmal mißmutig und unzufrieden heim. Trotz meiner Bitten, mir die Ursache

davon zu sagen, erfuhr ich nur im allgemeinen, daß er mit dem Leben und Treiben Kurts nicht übereinstimmte; ich schrieb nun an Deinen Bruder, bekam aber kurze, abwehrende Antworten. Kurt war früh selbständig geworden, sein Vater hatte ihn gelehrt, keine Autorität zu achten, sich über alles erhaben zu fühlen; von dem Wind, den er gesäet, sollte er Sturm ernten.

Es sind jetzt mehr denn drei Jahre her, — Du machtest mit Deinem lieben Lehrer die längst projektierte Schweizerreise, kurz ehe Du die Universität bezogst. Dein Vater und ich waren allein im Schlosse, als ein Diener einen Brief brachte. Schrecklich war die Wirkung, welche derselbe auf Deinen Vater hatte. Sprachlos vor Wut reichte er mir denselben, und ich las, wie ein Anonymus Deinem Vater schrieb, ob er den Skandal dulden wolle, daß sein Sohn mit einer Tänzerin nicht nur ein zärtliches Verhältnis habe, sondern sich jetzt sogar mit ihr trauen lassen wolle; im Falle er dies sanktioniere, würde man eine Anzeige davon höheren Orts machen, da die Offiziere des Regiments dann natürlich mit dem Baron Kurt von Wallerberg nicht mehr zusammen dienen könnten. — So ungefähr war der Inhalt des Briefes, der alles untergrub, was wir noch von Glück und Friede in diesen Mauern hatten.

Laß mich schweigen von der entsetzlichen Zeit, die nun über uns hereinbrach. Meine Bitten, mich zu Kurt reisen zu lassen, wurden nicht beachtet; so pries ich den jähen Rheumatismus, der Deinen Vater befallen hatte, als ein Glück, da er ihn hinderte, Kurt

selbst aufzusuchen. Es wurde ihm mit wenigen Worten geschrieben, daß er sofort nach Hause kommen solle.

Er kam. Nie vergesse ich den Abend. Ein Sturm hatte sich erhoben; in den alten Eichen sauste und brauste es unheimlich. Die Linden und Buchen peitschten mit ihren Zweigen die Fenster, — da stürzte Kurt in unser Zimmer, wo Dein Vater und ich beim Tee saßen. Die Dienerschaft war im Souterrain gewesen, niemand hatte ihn gesehen, er war auf dem bekannten Gange zu uns geeilt. Als er uns beide vor sich sah, rief er aus:

„Gott sei Dank! Ihr lebt und seid gesund."

Ich wollte ihm antworten, aber ein Blick auf Deinen Vater lähmte meine Zunge. Kurt sah uns starr an und sagte dann vorwurfsvoll:

„Ich bin Tag und Nacht gereist, weil ich fürchtete, der Tod wäre hier eingekehrt. Was ist geschehen?"

Jetzt fuhr Dein Vater auf: „Ja, wenn ich tot wäre, das wäre Dir wohl das liebste, dann führtest Du Deine Tänzerin ins Schloß Deiner Ahnen" —

Martin, so gern ich möchte, ich kann diese Unterredung Dir nicht wiedergeben. Leichenblaß hörte Kurt die Vorwürfe seines Vaters; er tat sich Gewalt an, er biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten. Ich wollte sprechen, Dein Vater verbot es mir; furchtbarer als der Donner draußen grollte seine Stimme in diesem Zimmer. Ich sage nicht zu viel, wenn ich glaube, daß ein Blick auf mich den wilden Kurt von gleicher Heftigkeit abhielt. Er wollte seinen Vater bitten, ihn anzuhören, — vergebens! „Willst Du das Weib auf-

geben, oder Du bist mein Sohn nicht mehr," schrie jener.

„Sie hat mein Wort," entgegnete Kurt fest.

„O Kurt bedenke," rief ich, „welche Schmach für uns!"

„Nein, Mutter, meine Braut ist für niemand eine Schmach," rief er, „sie müßte eine Krone tragen! O ihr solltet sie sehen und kennen," und dabei strahlten seine dunklen Augen von einem solchen Glanz, daß ich merkte, dies war keine vorübergehende Zuneigung, sondern echte Liebe. Und wie stark mußte diese Liebe sein, daß sie in so kurzer Zeit niederreißen konnte, was Erziehung und Charakteranlagen während zwanzig Jahren in Deinem Bruder aufgebaut und befestigt hatten!

Wie zwei Felsen standen sich die beiden Männer gegenüber: keiner gab ein Haarbreit nach; hätte ich mich nicht dazwischen geworfen, so würde Dein Vater sich tätlich an seinem Sohn vergriffen haben, während dieser, — ich muß es zu seiner Ehre sagen, — stets in den Schranken der Ehrerbietung blieb, ob er gleich Willen gegen Willen setzte. Das Ende war, daß Dein Vater Kurt aus seinem Hause wies, ihn nicht mehr als seinen Sohn anerkannte, ihm mit den härtesten Worten sagte, daß er ihn als tot betrachte, daß er seinen Namen nicht mehr tragen dürfe, o was weiß ich, was er alles sagte!

Kurt sah aus wie ein Toter, als er mit einem trotzigen „Gut" sich zum Gehen wandte. Da fiel sein Auge auf mich, ich stand wie gelähmt, wie im Starrkrampf Seele und Leib; — es war mir, als ob er

wie hilfeflehend mich anblickte, da donnerte Dein Vater noch einmal ein hartes „Fort!“ Die Tür schloß sich hinter ihm, und ich hatte — einen Sohn verloren.

Ob jemand von der Dienerschaft Kurt an diesem Abend gesehen, — ich weiß es nicht, glaube es kaum. Draußen hatte das Gewitter ausgetobt, Frieden und Erquickung kam über die ganze Natur, — nicht über mein Herz. Wie es in Deinem Vater aussah, weiß ich nicht, er schloß sich ein; am andern Morgen sagte er mir mit marmorkaltem Gesicht, daß wir nach N . . . fahren wollten und nahm mir das Versprechen ab, weder gegen ihn noch gegen jemand anders Kurt zu erwähnen. Er betrachtete ihn als doppelt tot. Ich bat und flehte ihn, Kurt zu vergeben, — er blieb kalt und hart. „Besser gar keinen als einen ehrlosen Sohn.“ — Gott verzeih' mir, aber mir war es zuweilen, als sei es wie eine Rache an seinem Kinde, weil sein Vater ihn um sein Glück gebracht, daß er an meiner Seite durchs Leben gehen mußte, — warum sollte Kurt es besser haben als er!

In N . . . angekommen, änderte Dein Vater sein Testament, er setzte Dich zum Erben ein. — Wir blieben mehrere Tage; nach unserer Heimkehr war er ruhig und sagte jedermann, daß sein Sohn Kurt gestorben sei. Auch Dir, mein lieber Martin, wurde die Kunde nach der Schweiz geschrieben; unsere Niedergeschlagenheit bestätigte den Todesfall, unsere stumme Trauer hielt die Leute von zudringlichen Fragen ab; ob nicht hier und da, besonders in der Residenz, wo Kurt wohnte, anders geglaubt und gezischelt ist, — ich

weiß es nicht; aber was kümmern uns etliche Regentropfen, wenn wir den brausenden Guß ertragen haben!

Dein Bruder lebt. Aus den Reihen der Offiziere verschwand er spurlos. Ich durfte ihm nicht nachforschen, Deines Vaters eiserner Wille und starke Hand machten es mir unmöglich. O Martin, verstehst Du, daß von da ab mein Leben nur eine offene, blutige Wunde war, in welche der Gedanke an Dich als einzig lindernder Balsamtropfen fiel!

Mehr denn ein Jahr war vergangen, da trat das Ereignis ein, dessen äußeren Verlauf Du kennst. Auf einer wilden Jagd stürzte Dein Vater mit dem Pferde, sterbend wurde er zu mir gebracht. Aber es war ein langsames Sterben; Gott sei Dank, hatte der Sturz nicht den Kopf getroffen, er war nicht besinnungslos. Er erkannte klar, daß es mit ihm zu Ende gehe, er wurde milderen Gefühlen zugänglich, — ich kann Dir nicht erzählen, nach wie schweren Kämpfen, — aber endlich, endlich hörte ich von seinen Lippen das Wort der Vergebung für seinen verlorenen Sohn, bekam den Auftrag, ihn zu suchen bis ans Ende der Welt, ihn wieder in seine Rechte einzusetzen. Es war, als ob ein Bann von uns genommen wäre nach dieser Erklärung, — die letzten Tage Deines Vaters auf Erden sind die schönsten, innigsten unserer Ehe gewesen.

Genug. Ich tat nun alle Schritte, welche mich auf die Spur meines Sohnes leiten konnten. Ich habe erfahren, daß er in einem kleinen Dorfe mit seiner Braut getraut ist, daß beide dann in England ein Schiff bestiegen haben, welches nach Ostindien segelte;

seine Absicht war entschieden, dort in der englischen Armee Dienste zu nehmen, und ich glaube, daß ihm dies gelungen ist, um so mehr, da er als verheirateter Mann gewiß einen festen Ruhepunkt gesucht hat. Ich habe mich an die einflußreichsten Militärs in Indien gewandt, — Kurt hat seinen Namen abgelegt, ein Wallerberg existiert nicht in der dortigen Armee. Soweit meine Nachforschungen, — bedenke, daß sie kaum zwei Jahre alt sind. Aber nun bin ich krank, mein geliebter Martin, traure nicht, aber ich weiß, bald wird der Tod ein Dasein enden, das sein schönstes Ziel verfehlt hat. Martin, mein Sohn, Dein Bruder Kurt lebt, — Du mußt ihn suchen, Du wirst ihn finden; Du mußt ihm sagen, daß der Zorn seines Vaters gewichen, daß seiner Eltern Segen ihn und auch seine Frau begleitet. Martin, Du bist jung und gesund, Du kannst tun, was ich nicht kann, nach Indien gehen, nicht ruhen noch rasten, bis Du Deinen Bruder gefunden. Wir sind nicht reich, aber die Einkünfte Wallerbergs reichen vollständig, Dir diese Reise zu ermöglichen. Übergib das Gut einem braven Verwalter, der getreue Knoll geht mit Dir, das weiß ich, und es ist mir ein Trost, Dich auf der weiten, gefahrvollen Reise nicht allein zu wissen. Wäre ich gesund, so sollte nichts mich abhalten, Dich zu begleiten.

Martin, mein lieber Sohn, zürne uns nicht, daß Deiner Eltern Sünde alle Deine Lebenspläne durchkreuzt; Du bist Theologe, — ich finde nicht, daß das in unserer Zeit ein sehr geachteter Stand ist; doch Du fassest die ideale Seite ins Auge, Du willst Menschen

beglücken, sie emporheben aus dem Sumpfe der Gemeinheit und des Lasters, nun denn: wer weiß, wie tief Kurt gefallen, ob nicht diese Ehe die edlen Seiten seines Charakters abgeschwächt hat, — Martin, Du bekommst ein schönes Amt: zu sühnen, was verbrochen, zu suchen, was verloren, zu retten, was gefallen ist. Der Segen Deines Vaters, Deiner Mutter begleitet Dich, und alles beste Glück über Dich, mein Sohn, mein liebstes Kind, mein Sonnenstrahl."

V.

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen. —
(Hauff.)

Martin war längst mit dem Lesen des Briefes fertig, aber er saß noch immer in derselben Stellung und blickte unverwandt auf das Blatt. Er dachte wenig an sich in diesem Augenblick, allein die Wahrheit, daß der totgeglaubte Bruder lebe, und die traurige Gewißheit, daß seine heißgeliebte Mutter ein so schweres Leben durchkämpft hatte, und daß sie nun von hinnen ginge, ohne ihre Aufgabe als eine vollendete zu hinterlassen: — diese Wahrheit überwältigte ihn, endete aber auch zugleich sein Sinnen und trieb ihn an ihr Bett zurück.

Die Kranke streckte ihm die abgezehrte Hand entgegen, ihr Auge ruhte angstvoll auf dem Sohn, welcher an ihrem Lager niederkniete und die geliebte Hand mit Küssen bedeckte. — Und in dieser Stunde empfing Martin es als den letzten Willen, als heiliges Vermächtnis von seiner Mutter, den Bruder zu suchen; er gab das Versprechen, alle seine Kräfte daran zu setzen, nicht zu ruhen noch zu rasten, bis er ihn gefunden und seinen Auftrag ausgerichtet habe.

Es war, als sei der Kranken eine Bergeslast von

der Seele genommen, seit diese Sache erledigt. Nun erst konnte sie an sich denken und an das schwere Sterben, welches in nächster Nähe vor ihr stand. — Bis jetzt hatte sie die durch einen geliebten Hauslehrer in Martin geweckte, sogenannte „fromme Richtung“ desselben als eine jugendliche Schwärmerei um so lieber geduldet, als dieselbe sich durchaus in keiner unliebenswürdigen Weise äußerte; sie hatte seine Beschäftigung mit der Religion mehr als eine vorübergehende Aufwallung betrachtet, die man ja nicht unterdrücken müsse, um sie nicht zur Flamme anzufachen, welche aber, halb ignoriert, sich in sich selbst verzehren und von dem wirklichen Leben, in dem dieselbe keinen Platz hatte, vollends getötet werden würde. Jetzt aber war doch nun das wirkliche Leben mit seinem vollen Ernst an Martin herangetreten, Selbstverleugnung und Entbehrung fordernd, und er, statt feige zu zittern, oder trotzig abzuschütteln, beugte sich unter einen andern Willen mit dem Mute des Mannes und der Liebe des Sohnes. Frau von Wallerberg fragte sich unwillkürlich, welches die Triebfeder der Handlungsweise ihres Sohnes sei? War es Liebe zu ihr, — warum hatte denn diese Kindesliebe nicht auch Kurt gezwungen, seinen eigenen Willen zu beugen? Würde Kurt vielleicht auch anders gehandelt haben, wenn er ein höheres, göttliches Gebot über dem elterlichen gekannt und geachtet hätte?!

Und wenn die Religion Martins ihm Kraft gab, gut zu handeln und auch sie in diesen bangen Tagen zu trösten, — würde sie nicht auch ihr das dunkle

Todestal helle machen? Diese Zweifel an ihrer Seligkeit, welche sie jetzt oft befielen, — eine irdische Hand konnte sie nicht von ihr nehmen; bisher hatte sie sich stets getröstet: um ihrer Leiden willen und weil sie so wenig Glück genossen, im Himmel wohl belohnt zu werden. Jetzt standen plötzlich die Leiden in einem ganz anderen Lichte vor ihrem Auge — als selbstverschuldete, wohlverdiente. Sie waren wahrlich keine Stufe, auf welche sie in den Himmel steigen konnte. Ihr ganzes Leben lag verfehlt hinter ihr, — daß sie es noch einmal leben könnte!

„Martin, wer doch recht fromm gewesen wäre," sagte sie einst, angstvoll des Sohnes Hand fassend.

In Martin zuckte es, wie gern hätte er nur trösten, nur beruhigen mögen. Aber ohne Sündenerkenntnis keine Vergebung, — das stand fest in ihm. Und er bezwang sein Herz, wie schwer es ihm auch wurde, er konnte ernst und fest mit seiner Mutter reden; es war ihm, als ob er gar nicht mehr er selbst sei, nur noch der Mund eines Höheren. Mehrere Tage lebten die beiden so miteinander, Tage voller Schmerz und voller Seligkeit. Und endlich durfte Frau von Wallerberg heimgehen, so recht wie ein müdes Kind, das lange in der Irre gewandert ist und nun endlich sein liebes altes Vaterhaus betritt, in dessen Mauern es ewige Ruhe findet.

Aber nach dem Begräbnis wich der Geist der Freudigkeit und des Mutes, der Martin lange beseelt und getragen hatte. Er selbst kam sich so allein vor, wie noch nie. Verwandte hatte er nicht, seine Freunde

wohnten in weiter Ferne. Als er vor wenigen Wochen von der Universität kam, war er voll goldener Zukunftspläne gewesen; seine Mutter hier im Schloß als Gutsfrau waltend, er da unten im Dorfe als Pastor dem Berufe lebend, der sein ganzes Herz erfüllte. Und wenn er weiter gedacht, hatte er sich ertappt, wie er eine junge Frau dort im Pfarrhause sah, welche Anna hieß. — Und nun, — zertrümmert lag alles hinter ihm. Die Gemeinde dort mußte nach wie vor in den Händen des alten, unliebsamen Pastors bleiben, das Schloß, das nicht ihm gehörte, mußte er Fremden übergeben, er selbst wurde in ein fremdes Land getrieben, jemand zu suchen, der vielleicht gar nicht gefunden sein wollte, — wie wenig Aussicht hatte er da auf Erfolg! — Wohl liebte Martin seinen Bruder Kurt herzlich, aber die Brüder waren von jeher zu verschiedene Wege gegangen, um einander zu bedürfen.

Diese Zweifel und Anfechtungen konnten natürlich weder Martins Willen ändern, noch die Ausführung desselben zurückhalten. Trotzdem aber beschwerten sie ihn und raubten ihm im Verein mit der Trauer um den Verlust der Mutter die Freudigkeit, seinen einsamen Weg zu wandeln. — Er betrieb jedoch alle Anstalten zur Abreise und fragte Knoll, ob er ihn begleiten wolle?

„Halten zu Gnaden, wollen wir denn in Indien studieren?“ entgegnete der ganz verblüfft, mit offenem Munde Martin anstarrend.

Da dieser sich auf Knolls Treue verlassen konnte, jener ihm auch, den Zweck der Reise zu erreichen, be-

hilflich sein mußte, so hielt Martin es für besser, den Diener ganz in das Geheimnis zu ziehen und ihm zu erzählen, warum er ginge. Knolls Erstaunen war grenzenlos, die Augen traten so weit aus den Höhlen, daß sie jeden Augenblick über die langen Backen zu rollen drohten, aber es lag ein Ausdruck in ihnen, der mehr als tausend Worte sagte: „Ich gehe mit dir über Land und Meer, durch dick und dünn, durch Not und Tod."

Martin verstand das stille Gelübde, und ein herzlicher Händedruck besiegelte dasselbe.

„Na, halten zu Gnaden, und wann soll's denn nun hingehen, zu diesen Indianern?" fragte Knoll dann, ganz bereit, sein Bündel heute noch zu schnüren.

„Indier," belehrte Martin, „die Indianer leben in Amerika."

„Indier oder Indianer, es wird wohl alles eine Sorte sein," murmelte Knoll.

Aber er verlor nun keine Zeit, seine Reisevorbereitungen zu treffen. Zuerst beklebte er eine ganze Reihe Zigarrenkisten mit buntem Papier, um sie so in gediegene Pappschachteln umzuwandeln; dann verschaffte er sich so viele Bücher über Indien als nur irgend möglich, und las dieselben mit großer Aufmerksamkeit; endlich legte er sich von allerlei getrockneten Kräutern, probierten Salben und bewährten Tropfen eine vollständige Apotheke an und entwickelte bei dem allen eine bedeutende Tätigkeit, die noch gesteigert wurde durch die andächtige Bewunderung aller Dorfbewohner, welche noch nie jemand aus ihrer Mitte

nach Indien hatten gehen sehen, und die also gewiß gerechtfertigt war.

Martin trieb es, noch einmal seinen geliebten Lehrer zu sehen, welcher von so großem Einfluß auf den Knaben gewesen war. Derselbe war Pastor in einer ziemlich entfernten Gegend; er beschloß, ihn zu besuchen.

Es war eines Abends, als Martin die Eisenbahn verließ, um das kaum eine Viertelstunde entfernte Pfarrdorf seines Freundes vollends zu Fuß zu erreichen. Der Schnee knisterte unter seinen Füßen, leuchtete aber hell im Mondschein, daß er die auf einer kleinen Anhöhe liegende Kirche wohl sehen konnte. Da in der Nähe mußte Herr Alting wohnen. Aber da erklangen plötzlich rufende Glockentöne, und die Fenster des Gotteshauses waren erleuchtet; gewiß war dort eine späte Bibelstunde, welche der Pastor seinen Bauern nach des Tages Arbeit hielt. Rasch entschlossen ging Martin auf die Kirche zu, — er hatte sich nicht geirrt, eben schwieg der kurze Gesang, und sein Herz klopfte, als er nun seinen geliebten Lehrer zum ersten Male in seinem Berufe sah. In eine dunkle Ecke gedrückt, ungesehen von allen, lauschte er seinen Worten. Alting sprach von dem verlorenen Sohn, — nein, eigentlich nicht von ihm, sondern von dem Sohn, welcher zu Hause geblieben war; er erzählte nicht von seinem bösen Tun bei der Heimkehr des verlorenen; aber er hob die selbstsüchtige, bequeme Gesinnung hervor, mit der er den Bruder in der Fremde wußte, während er selbst im Glücke saß. — Martin hörte alles, o diese Stunde war für ihn! Doch von der ganzen Ansprache behielt

er nur einige Worte, diese waren jedoch mit ehernem Finger in die Tafeln seines Herzens gegraben, — für immer. Sie hießen: „Was hätte der älteste Sohn tun müssen?“ Und die Antwort war: „Es hätte ihm keine Ruhe lassen, er hätte hinausgehen müssen, den verlorenen Bruder zu suchen.“

Diese Stunde in der kleinen Dorfkirche war wieder eine der entscheidenden in Martins Leben. — Als er hernach seinem Freunde alles erzählte, was ihm begegnet, da fühlten beide, daß die Antwort auf alle Fragen schon in jener Bibelstunde gegeben sei; doch blieb Martin mehrere Tage bei Alting, und der Umgang mit dieser festen, in sich geschlossenen Persönlichkeit, welche wußte, was sie wollte, trug viel dazu bei, ein Menschenherz fest zu machen.

Nach Wallerberg zurückgekehrt, besorgte Martin seine irdischen Angelegenheiten wie ein Sterbender; er wußte ja auch nicht, ob er je wiederkehrte, und es war gewiß gut, alle äußeren Dinge geordnet zu haben. — Knoll war ebenfalls gerüstet, d. h. seine Pappschachteln waren voll allerlei unnützer Dinge gepackt, von denen er mit Bestimmtheit hoffte, sie in Indien gut anwenden zu können. Martin war auch nichts weniger als praktisch, und da keine beratende und kundige Hand ihnen half, so sind wohl selten zwei Männer, — Don Quixote und Sancho Pansa ausgenommen — weniger gut gerüstet in die weite Welt gegangen. Was Martin zu wenig mitnahm, da er sich gern frei bewegte und nicht viel Koffer und Taschen um sich leiden mochte, — das brachte Joseph Knoll an unnützem Ballast

redlich wieder ein. Nicht viel fehlte, so hätte er eine große Gartenleiter, welche er selbst einst gezimmert, mitgenommen: „man kann ja gar nicht wissen, ob diese Indianer eine respektable Leiter haben," wiederholte er oft, und nur die Unmöglichkeit konnte ihn von der Ausführung dieses Lieblingswunsches zurückhalten. Doch revanchierte er sich durch Mitnahme einiger guter eiserner Kochtöpfe, welcher er voll der besten Daueräpfel packte, und freute sich schon schmunzelnd an dem Behagen seines Herrn, wenn er ihm in Indien eines Morgens zum Frühstück Wallerberger Äpfel präsentieren würde. Übrigens hütete er sich wohl, Martin zu reizen oder zu ärgern, vermied alles, was ihn wieder in einen Gemütszustand, wie er sich ausdrückte, versetzen konnte; damit meinte er jene krankhafte Unruhe und Zweifel, welche Martin nach dem Tode seiner Mutter bekämpft, aber nun überwunden hatte. Joseph Knoll hatte wirklich nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit einem Engel, aber wenn das unsichtbare Behüten und Beschirmen etwas Engelhaftes ist, so war Knoll diesem Wesen dennoch verwandt. Wie ein Vater über sein Kind wacht, so Knoll über seinen jungen Herrn, der ihm von seiner Mutter, Martins Amme, aufs Herz gebunden war. Wo er eine Unannehmlichkeit von ihm entfernen, ihm eine Schwierigkeit aus dem Wege räumen konnte, — da war es geschehen, ohne daß Martin es selbst merkte. „Es geht bei dem jungen Herrn Baron alles ins Gemüt über," sagte Knoll zu denen, welche diese Sorgfalt etwas übertrieben fanden. Ja, in der letzten Zeit der Trauer hatte Knoll oft aus redlichem

Herzen Gott für „die poetische Gabe" gedankt, welche er zu besitzen glaubte; hatten nicht seine Lieder den Herrn stets zum Lachen gezwungen, wenn er sie ihm zur Zeit oder zur Unzeit vordeklamierte? Freilich, so schön, wie er sie hersagte, konnte es nicht ein jeder; Pathos ist auch eine gute Gabe.

Der Administrator des Gutes war ins Schlößchen gezogen, morgen in aller Frühe wollten Martin und Knoll ihre Reise antreten. Es war ein linder Abend, als ersterer noch einmal seine Schritte nach dem Gewölbe lenkte, in welchem seine Mutter beigesetzt war. Dichter Efeu umzog die Fenster desselben und ließ das Licht nur gedämpft auf die stille Stätte fallen. Lange blieb Martin hier, es war sein einzig Heim, — ob er wohl je mit Kurt an diesem Sarge stehen würde? Aber seine Gedanken rankten an dem Efeu empor, er war wieder am Rhein, und dort saß am grün umzogenen Fenster ein Mägdlein, das er nimmer vergessen konnte. Seine Mutter und dies Kind, — das waren die beiden einzigen weiblichen Wesen, welche auf sein Herz Eindruck gemacht hatten. Die eine lag hier tot, stumm; die andere blühte wohl in Jugend und Gesundheit, aber wo? Und in wenigen Tagen lagen Länder und Meere zwischen ihr und ihm, und sie wußte nichts von ihm und dachte seiner nicht. Martin brach einen Efeuzweig, der nahe am Sarge rankte, und legte ihn in sein Taschenbuch. Dort lag schon ein anderer, und sinnend betrachtete Martin denselben.

Er zögerte immer noch, die Gruft zu verlassen.

Allein es mußte geschieden sein. Doch als die schwere Türe hinter ihm ins Schloß fiel, da war es dem Jüngling, als würde sein vergangenes Leben auch hinter ihm abgeschlossen, — nun hinein in das neue! Als am anderen Morgen die beiden Reisenden Wallerberg hinter sich hatten, als der letzte Turm des Schlosses unsichtbar geworden war, da meinte Knoll, der wieder einen „Gemütszustand“ bei seinem Herrn befürchtete: „Na nu kann's losgehen; mich soll nur wundern, was diese Indianer sagen werden, wenn wir kommen.“

Listig sah er Martin von der Seite an; er hoffte offenbar, der würde die schon so oft gerügten „Indianer“ verbessern. Aber dieser hatte kaum gehört, was Knoll sagte, die Gefühle, welche ihn bewegten, hätten in Melodie und Wort übersetzt, wohl gelautet:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

VI.

Gott befohlen, Gott befohlen,
O das ist ein prächtig Wort,
Macht so leicht des Wandrers Sohlen,
Hilft so schön von Ort zu Ort.

(A. W.)

Wir wollen unsere Reisenden ihren Weg allein suchen lassen und zu Pastor Gendenbergs zurückkehren; diese siedelten um diese Zeit von Steinfeld nach der Stadt über; wir haben sie dort schon besucht und überschlagen nun zwei Jahre, nach deren Verlauf wir heute wieder bei ihnen einkehren.

„Weißt du denn ganz gewiß, daß der Zug um zehn Uhr kommt?" fragt Margaret ihre Tochter, welche am geöffneten Fenster, mit einem Gesicht, als ob sie irgend jemand erwarte, steht.

„Ja, ich habe noch nachgesehen," ist die Antwort.

„Aber dann müßte Vater schon längst hier sein —"

„Da ist er!" ruft Anna jubelnd und ist wie der Wind zur Tür hinaus; draußen hält eine Droschke, Pastor Gendenberg will eben seine Reisetasche nehmen, aber Anna hat sie schon am Arm, während sie den anderen um ihren heißgeliebten Vater schlingt. Margaret kommt auch, — o wie wohl ist dem Vater, als er zwischen Frau und Tochter sitzt und aus jedem Blicke, aus jeder Bewegung sieht, wie lieb sie ihn haben.

Er kommt von einer Missionsreise, hat an verschiedenen Orten auf Missionsfesten gepredigt und erzählt nun seinen aufmerksamen Zuhörern von seinen Freuden und Leiden auf denselben; statt ermüdet zu sein, ist er heute so ganz besonders fröhlich, als ob er noch mehr Gutes erfahren, wie er bis jetzt erzählt hat. Anna setzt ihm die Pistole auf die Brust:

„Vater, du hast noch etwas erlebt, etwas Schönes, sag' es uns," bittet sie.

„Vater ist zu müde," wehrt Margaret.

„O nein," entgegnete Anna; „er sieht gar nicht müde aus; Vater," fährt sie bittend fort, „wenn ich es überhaupt erfahren soll, dann sag' es uns heute noch. Wann sind wir drei wohl wieder einmal so ungestört beisammen? Ich kann gewiß nicht einschlafen."

„Nun, die Verantwortung will ich nicht auf mich laden," entgegnete Gendenberg lächelnd, „hört denn, was mir auf dem letzten, dem besten Missionsfeste begegnet ist. Es war ein kleines Dorf, Ilka genannt, wo ich zu predigen versprochen hatte. Als ich ankam, trat mir der Prediger des Ortes, ein Mann von etwa dreißig Jahren entgegen; ich merkte sogleich, daß ich einem Missionsfreund gegenüberstand, und bei eingehenderem Gespräch fand ich ihn auf dem Missionsfelde so gut orientiert, wie nur eine spezielle Beschäftigung mit demselben es geben kann. In meiner Predigt hob ich besonders hervor, wie nötig uns in Indien gebildete Theologen sind, um die jungen Gemeinden dort, welche sich aus den Heiden gebildet haben, fester zu gründen und in die richtigen Bahnen zu leiten. — Nach dem

Feste, gestern am späten Abend, als endlich der letzte Gast das Pfarrhaus verlassen und Pastor Wilke und ich allein beieinander saßen, sprach dieser mir plötzlich seinen Entschluß aus, als Missionar nach Indien zu gehen. Er sagte mir einfach und ruhig, daß es ein reiflich überlegter Vorsatz sei, der nur heute zur Reife gekommen; schon seit langer Zeit sei es ihm schwer aufs Herz gefallen, daß so wenige Theologen in diesen, freilich manches Schwere fordernden Beruf träten, daß es aber auch viele gäbe, welche gern wollten, aber nicht könnten. Er sei frei, keine Familienbande hinderten ihn, und so habe er die Entscheidung von diesem Missionsfest abhängig gemacht. Kinder," fuhr Geudenberg nach einer Pause fort, „als ich ihn da so vor mir stehen sah, jung, gesund, schlicht, einfach und jedes Wort wahr, treu und nüchtern, da klopfte mir das Herz, und ich konnte nicht anders, ich mußte ihm meine Freude zeigen. Aber er sagte mir ganz ruhig, daß nichts weiter ihn triebe als Gehorsam. Gehorsam gegen Gottes Wort ohne alles eigene Deuteln und Denken. Ihm wäre es oft, als sei er untüchtig zum Missionar, und er mache sich auch keine Illusionen über irgend welche Erfolge in seinem Amte; er sei eigentlich mehr dazu geschickt, schon Geordnetes ruhig fortzuführen, als Neues zu bilden, — aber alle seine Bedenklichkeiten müßten schwinden gegen den klar erkannten Willen Gottes. — Kurz und gut, er wird jetzt seine Verpflichtungen in Ilka lösen, dann kommt er hierher, und im November, so hoffe ich, wird er nach Indien absegeln."

Wer da weiß, welcher Mangel dort immerfort an

geeigneten Kräften ist, wird die Freude von Pastor Gendenberg und seiner Frau verstehen; auf Anna machte die Sache noch einen anderen Eindruck. Sie war jetzt achtzehn Jahre, und ob sie gleich treu und unermüdet arbeitete, so bestand ihre Arbeit doch in den sich täglich erneuernden Haushaltungsgeschäften, und ob sie dieselben auch durchaus nicht verachtete, befriedigten sie das jugendliche Herz doch nicht. „Ich möchte etwas tun, ich möchte nützen!" das waren Wünsche, welche Anna oft bewegten; glücklicherweise brachten dieselben sie aber nicht dazu, ihre jetzige Arbeit, in Hoffnung einer besseren liegen zu lassen, ihre Hand tat, was der Tag forderte, Herz und Auge sahen weiter. Nun war hier eine Tat, — ein Mann, dem es, wie man zu sagen pflegt, gut ging, achtete alle Annehmlichkeiten dieses Lebens gering und ging zu den Heiden, — Anna wußte genug von ihnen und von Indien, um Land und Leute dort nicht mehr im Glanze der Phantasie als ein goldenes Märchen zu betrachten. Es war eine Tat von Pastor Wilke, alles aufzugeben, hinauszugehen ins feindliche Leben und dort einen tapferen Kampf zu kämpfen. „O wenn ich doch ein Mann wäre!" seufzte das junge Mädchen, „sind wir Frauen denn bestimmt, die Hände müßig in den Schoß zu legen, zuzusehen, wenn die Männer rüstig angreifen und arbeiten? wir dürfen nur reden, wünschen und wollen, während Männer handeln."

Und Anna war so traurig, daß es ihrer Mutter nicht entging und diese sie um die Ursache fragte; mit heißen Tränen erzählte Anna, was sie bewegte.

„Liebes Kind," sagte Margaret, und sie erkannte

sich selbst mit allen ihren Jugendwünschen in der Tochter wieder, „wir Frauen dürfen ganz gewiß auch handeln, arbeiten, wirken. Der Unterschied zwischen uns und den Männern liegt darin: der Mann muß sich seinen Beruf suchen; aber der Beruf muß die Frau suchen; es ist genau wie mit der Ehe: wir halten das Mädchen mit Recht für unweiblich, welches auf irgend eine, sei es auch noch so feine, unmerkliche Art den Mann sucht. — Ich weiß es ganz fest, Gott wird alle die Frauen, auch dich, meine liebe Anna, welche sich sehnen, an seinem Reiche bauen zu helfen, zur rechten Stunde rufen; sorge du nur, daß du dann bereit bist.“

„Und was kann ich dazu tun?“ fragte Anna.

„Dich täglich in der Treue im kleinen üben, das Deine, was dir jetzt zu tun aufgetragen ist, getreu, gern und fröhlich tun. Lerne an der kleinen Arbeit jetzt einst größere und schwerere vollbringen.“

„Ja, liebe Mutter, du hast recht,“ sagte Anna leise, „ich will versuchen, meine Arbeit recht ordentlich und so zu tun, daß du dich darüber freuen kannst.“

Und man spürte es an Annas Walten im ganzen Hause, daß es kein Geist der Unzufriedenheit oder des Leichtsinns war, der sie beseelte.

Pastor Wilke kam; wie ein Schatten lag der Abschied von seiner Gemeinde über seinem Antlitz, doch sein Wille war fest, seine Seele ruhig. Still, nüchtern, anspruchslos war und blieb sein Betragen und Auftreten. Anna war fast etwas enttäuscht, sie hatte ihn sich begeistert für die Sache, der er sich hingegeben,

gedacht, und vermißte einen feurigen Aufschwung des Geistes an ihm. Ja, als er sich während mehrerer Tage so ganz gleich blieb, war sie geneigt, ihn für kalt und für einen Mann zu halten, bei dem Verstand allein die Richtschnur seines Lebens war. Kurz, sie fand in Pastor Wilke den Helden nicht, den sie erwartet hatte, und konnte es kaum begreifen, daß ihre Eltern täglich mehr von ihm eingenommen zu sein schienen. — Sie horchte nun, ob er sich etwa so sehr in die Wissenschaften vertieft hätte, daß er, von ihnen erfüllt, für andere Interessen abgestorben sei. Aber nein! Bei Tisch, wo das Gespräch doch so oft tiefere Dinge berührte, wo kluge Fragen getan und noch klügere Antworten gegeben wurden, — Pastor Wilke saß meist still da, beobachtete und sprach nur, wenn er durchaus mußte.

Sollte er vielleicht in den schönen Wissenschaften und Künsten erfahren sein? Irgend etwas mußte der Mann doch getrieben haben. Anna mußte es wissen, denn wenn man mit einem Menschen wochenlang in einem Hause wohnt, so will man doch ergründen, wes Geistes Kind er ist.

„Spielen Sie Klavier?“ fragt sie eines Tages den ahnungslosen Wilke.

„Ich? O nein, schon seit Jahren nicht mehr,“ ist die Antwort.

Du lieber Himmel, denkt Anna, er tut ja, als sei er zu fromm dazu.

„Aber gewiß singen Sie?“ fährt sie, ihre Gefühle unterdrückend, ruhig fort.

„Wenn ich es jemals getan habe, geschah es nie, ohne die zum Zuhören Verdammten zu bedauern," entgegnet Wilke.

Das glaube ich, ist Annas Gedanke, und unwillkürlich nickt sie zustimmend mit dem Kopfe.

„Malen Sie vielleicht?" fragt die junge Dame ihr wehrloses Opfer weiter.

„Nein, gewiß nicht." Diese Worte werden in einem Tone gesprochen, — Anna meint, in solchem Tone sagt man etwa: Hebe dich weg von mir, Versucher. — Hat denn dieser Mensch an nichts in der Welt Freude, denkt sie; jammerschade um ihn! Aber noch eine Hoffnung:

„Lieben Sie Poesie? Unsere Minnelieder —"

Noch nie im Leben hat Pastor Wilke mit einer jungen Dame über Minnelieder gesprochen, überhaupt wenig mit ersteren verkehrt. Er ist jetzt in Annas Examen viel verlegener, als je ein Schüler in dem seinigen, und er hat das drückende Gefühl, bis jetzt herzlich schlecht bestanden zu haben. Er stottert:

„Ich hatte in den letzten Jahren so wenig Zeit," —

Da tritt Margaret ein und befreit den armen Wilke aus seiner Verlegenheit. Anna, die sonst meist rücksichtsvoll ist, hat heute nicht bemerkt, wie sie ihn gequält hat; der Eifer, irgend eine gute Seite aus dem Manne herauszuschlagen, hat sie die Schranken der Bescheidenheit überschreiten lassen. Jetzt geht sie hinaus, schüttelt den Kopf und denkt: er ist dumm und beschränkt; und mit einem leisen Seufzer murmelt sie vor sich hin: „o warum kann man die guten Leute nicht klug und die klugen Leute nicht gut machen?"

Es klingelt. Der Postbote bringt eine große Kiste. Margaret, Wilke und Anna öffnen dieselbe. Da hat in weiter Ferne die Liebe für die Mission gearbeitet und sendet ihre Gaben. Neben der fein genähten Wäsche liegen Kleinigkeiten, das Herz zu erfreuen, — arme Kinder haben sie in ihren Mußestunden gearbeitet. Ein kleiner Junge schickt einen blanken Taler und schreibt dazu:

„Den Taler sollen die Heiden haben. Ich heiße Leo und bin sechs Jahre alt. Wenn ich Mama dreimal was geholt habe, kriege ich einen Pfennig; nun fange ich wieder an.“ Daneben ein Paar dicke wollne Strümpfe, vielleicht in Grönland, aber nicht in Indien zu gebrauchen; doch der Tadel verstummt, wenn man hört, daß eine alte, blinde Großmutter die Wolle dazu gesponnen und dann die Strümpfe gestrickt hat, „damit die Missionare warme Füße haben“.

Goldene Liebe überall, wenn sie sich auch ungeschickt äußert; und Liebe ist mehr wert als Strümpfe.

Anna jauchzt mit Tränen in den Augen. „O wenn ich doch der alten Frau und dem kleinen Leo nur einen Kuß geben könnte,“ ruft sie aus; „die alte Großmutter und der kleine Enkel, was für ein hübsches Paar müssen die beiden sein.“

„Wer weiß, ob sie Ihnen in der Nähe so gut gefallen würden,“ bemerkt ruhig Pastor Wilke.

Anna schlägt die Augen nieder; sein eisiges Wesen ist wie ein hoher Berg, der seinen Schatten über die Sonne ihrer Freude wirft.

Er hat auch kein Gefühl, denkt sie; wenn er doch

nur erst fort wäre! Ich fürchte mich ordentlich vor ihm.

Allein sein Aufenthalt verlängert sich, noch andere sollen mit ihm reisen, und der Vorbereitungen und Zurüstungen sind viele. Anna hat noch vermittelst ihrer klugen Beobachtungen in Erfahrung gebracht, daß Wilke auch wenig oder gar keinen persönlichen Mut besitzt, und nun ist sie fertig mit ihm, so fertig, daß er als Persönlichkeit für sie zu existieren aufgehört hat; als Missionar, der nach Indien geht, und als Gast ihrer Eltern ist sie freundlich und zuvorkommend gegen ihn, arbeitet und sorgt für seine durch das indische Klima bedingte Ausstattung, — damit aber Punktum. Ohne sich im mindesten um ihn zu bekümmern, sitzt sie in der Küche mit ihren Kindern und mit Pussi und überläßt ihren Eltern die Sorge um die Unterhaltung des Gastes, der ihr von Tag zu Tage weniger gefällt.

Eines Abends sieht Anna gegen ihre Gewohnheit in die eben gekommene Zeitung. Ein Artikel, über dem mit großen Buchstaben das Wort „Dank“ prangt, zieht ihre Aufmerksamkeit an. Sie liest, ihre Wangen röten sich, ihre Augen glänzen und sie bittet, die betreffende Stelle mitteilen zu dürfen. In einer benachbarten Straße hat ein kleiner sechsjähriger Knabe sich aus dem Fenster des dritten Stockes gelehnt, leider zu weit, er verliert das Gleichgewicht und stürzt auf das Pflaster hinab; ein furchtbarer Schrei der daneben sitzenden Mutter durchdringt die Luft. Ein vorübergehender Herr hat entweder diesen gehört oder das

Kind fallen sehen, — er springt, nicht achtend der rollenden Wagen, schnell wie der Blitz über die Straße, mißt mit dem Auge, wohin der Knabe ungefähr fallen muß, und er hat das Glück, ihn in seinen Armen aufzufangen; er stürzt zur Erde, ein vorüberfahrender Wagen hat ihn gestreift, — jetzt versammeln sich viele Menschen um das Kind, — es ist unversehrt; die Mutter kommt, — währenddem ist der Unbekannte verschwunden. Keiner kennt ihn, — so bringen die Eltern durch die Zeitung dem Retter ihres Kindes den Dank, den sie ihm selbst nicht sagen können.

Anna ist begeistert, o wäre sie doch an der Stelle des Mannes gewesen, ihr begegnet nie so etwas!

„Das Schönste auf Erden ist doch, jemand gerettet zu haben!" ruft sie erregt aus.

„Noch schöner ist es," sagt Wilke ruhig, „gerettet zu werden."

Gendenbergs verstehen den Sinn des jungen Mannes, Anna ist diese Passivität fast verächtlich.

„Ja freilich, zum ersteren gehört Mut, und den hat nicht jedermann," entgegnet sie; sie denkt daran, wie sie neulich mit Pastor Wilke auf der Straße ging, und wie er leichenblaß wurde, als sie etwas übermütig dicht vor ein paar mutigen Pferden den Übergang wagte. — Hernach, als sie allein mit ihrem Vater, bittet sie denselben, Wilke nur ja nicht auf eine mitten in der Wildnis liegende Station zu senden, sondern ihn auf eine recht zivilisierte zu schicken. „Er fürchtet sich gewiß, allein mit Eingeborenen zu sein," fügte sie hinzu.

„Anna, Anna,“ sagt Geudenberg warnend, „wenn du dich nur nicht irrst: du verkennst Wilke und urteilst vorschnell über ihn, du wirst es noch bereuen.“

„Nun, Vater, er mag der beste Mensch auf der Welt sein, aber ein Mann ist er doch wahrlich nicht.“

„Ich glaube, du findest den Mann allein in einer hohen Gestalt, einer breiten Brust und gebieterischem Wesen, der mit Kraftworten um sich wirft und große Dinge von sich erzählt.“

„Lieber Vater, aber manche Männer haben gewiß auch beim besten Willen nichts von sich zu erzählen.“

„Und wer am meisten hat, spricht am wenigsten davon,“ antwortete Gendenberg.

Pastor Wilkes Bücher kamen. Margaret packte die für Indien bestimmten ein, so gut wie sie verstand das niemand, Anna ging ihr hilfreich zur Hand. Wenn man aus den Büchern, mit denen jemand umgeht, auf Geschmack und Bildung eines Menschen schließen darf, so war Annas Urteil, — das sah sie ein — über den Besitzer dieser Bücher total falsch. Und aus den Anmerkungen, welche seine Hand ihnen beigefügt, ging hervor, daß er sich nicht oberflächlich mit diesen musikalischen und wissenschaftlichen Werken beschäftigt habe, sondern tiefer in sie eingedrungen sei. Sollte Anna sich so ganz geirrt haben? Röte der Scham brannte auf ihrem Gesicht, und sie beschloß, nicht mehr über ihn zu reden, denn möglicherweise war er doch nicht dumm, wie sie anzunehmen geruht hatte.

In dem Gefühl, etwas wieder gut machen zu wollen, war sie heute gern bereit, mit Wilke einen Reisekoffer

zu kaufen, die Mutter hatte nicht Zeit, allein würde er den Laden nicht gefunden haben, so traten die beiden ihre Wanderung an. Als sie ihre Geschäfte besorgt hatten und wieder in der Nähe des Missionshauses waren, begegnete ihnen eine Dame, welche einen kleinen Jungen an der Hand führte; beide sahen Pastor Wilke scharf an, sie schienen ihrer Sache nicht ganz sicher zu sein, aber plötzlich trat die Dame an ihn heran und sagte mit erregter Stimme: „Sie sind es, mein Herr, Sie sind es, Sie haben mein Kind vorigen Sonntag gerettet.“

„Ja, Mama, so sah er aus,“ rief der Knabe dazwischen.

Pastor Wilke hatte erst eine Bewegung gemacht, als wolle er sich der Bewegung entziehen; aber es war zu spät, er mußte nun die leidenschaftlichen Danksagungen der Mutter hinnehmen; er schloß den Knaben in seine Arme und sagte dann nur:

„Danken Sie Gott, geehrte Frau; ich war nur ein Werkzeug in seiner Hand.“

Endlich hatte er sich von den beiden befreit und konnte mit Anna weiter gehen. Diese hatte der Szene, die sie sofort begriff, regungslos beigewohnt; sie hätte nicht starrer dastehen können, wenn aus dem stillen Pastor, der neben ihr ging, plötzlich ein leuchtender Schmetterling geworden wäre, der auf gen Himmel flog. Also er hat es getan? Und geschwiegen, als sie ihm so geringschätzig antwortete! Ein niederdrückendes Bewußtsein kam über sie; sie wagte nicht, ihn anzusehen, wie gern hätte sie ihn um Verzeihung gebeten,

doch dazu fehlte ihr der Mut. In dem Maße als er heute hoch vor ihr stand, war sie gering und klein geworden. — Sie schwieg, aber dies Schweigen war peinlich, Pastor Wilke unterbrach es und sagte bittend:

„Liebes Fräulein, erzählen Sie es niemand."

„Nur den Eltern," entgegnete Anna und bot ihm jetzt an der Haustür die Hand.

Verstand er die stumme Abbitte? Anna wußte nicht, ob sie es wünschen sollte.

Aber heute abend schien es, als hätten Pastor Wilke und Anna die Rollen getauscht; während sonst sie die Lebhafte, Gesprächige war und er den schweigsamen Zuhörer machte, unterhielt er heute den kleinen Kreis und wußte so anziehend in seiner ruhigen Weise zu erzählen, daß alle einen vergnügten Abend hatten. Alle — nur Anna nicht, denn in ihr kämpfte Freude über den jungen Mann mit dem Gefühl der Beschämung, daß sie ihn so verkannt hatte. Sie sah ein, daß ihre Klugheit nicht so weit reichte, tiefer angelegte Naturen, welche ihr nicht von vornherein Sympathie einflößten, zu ergründen, und sie machte sich bittre Vorwürfe über die Unduldsamkeit, der sie sich schuldig gemacht hatte.

Arme Anna, du wirst dich noch tiefer beugen müssen!

Schon seit Jahren besaß sie ein Lied nebst Komposition, das nach dem Urteil aller, welche es kennen lernten, eine Perle der Poesie war, während die Melodie desselben zart, voller Empfindung, tief und kräftig, ganz dazu paßte. Anna war das Lied so aus dem Herzen

gesungen, daß sie es wie ein Privateigentum betrachtete, und es im Hause oft „Annas Lied“ genannt wurde. Eines Abends sang sie es wieder und wie immer zur allgemeinen Freude.

„Das Lied fanden wir anonym in einer Zeitschrift,“ wandte Margaret sich erklärend an Wilke, „schade, ich möchte wohl wissen, ob es das einzige Kind jenes Dichters ist.“

„Wissen Sie vielleicht,“ fragte Anna Herrn Wilke, „wer es gedichtet und gesungen hat? Ich glaube fest, Dichter und Komponist ist eine Person, — es ist so ganz aus einem Guß.“

Gendenberg wollte Anna wegen ihrer Forschungen auslachen, aber ein Blick auf Wilke hieß ihn schweigen; dieser war nämlich bei der Frage rot geworden, und als er jetzt aller Augen auf sich gerichtet sah, antwortete er zögernd, doch ruhig:

„Den Sie eben fragten, liebes Fräulein, der hat es getan. Das Dichten und Singen war eine von meinen Jugendsünden,“ wandte er sich lächelnd an Margaret.

„Wie gut, daß wir es noch erfahren,“ jubelte diese, „so haben Sie uns schon lange erfreut, ohne daß wir es wußten.“

Gendenberg reichte dem jungen Mann die Hand. „Hören Sie, es gibt kaum eine gute Eigenschaft, welche ich Ihnen nicht zutraue, aber was die schönen Künste betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß ich Sie nicht bei Ihnen gesucht habe.“

Anna litt es nicht in der Stube, sie ging hinaus.

War so etwas erhört, war es möglich!? Ein Dichter mußte doch von Gottes und Rechts wegen eine Krone tragen, wenigstens mußte der Abglanz derselben auf seiner Stirne zu sehen sein, — aber auch das schärfste Auge hätte bei Pastor Wilke nichts davon entdecken können. Und wer so singen konnte, der mußte tiefes Gefühl haben, — wie nah fühlte Anna sich dem Verfasser jenes Liedes. Und doch hatte sie ihm Gefühl und Geist abgesprochen. Sie fühlte sich unglücklich, kam sich unausstehlich vor, war unzufrieden mit sich und darum durchaus in keiner angenehmen Stimmung.

Sah Wilke, was in ihr vorging? Daß ihr ehrliches Herz sich beugte, weil ihr vorschnelles hart geurteilt hatte über jemand, der hoch über ihr stand?

Er blieb sich ganz gleich in seiner ruhigen Weise. Freundlich, dienstfertig gegen alle, behandelte er Anna mit einer Zartheit, die sie wohl verstand. Was ist Zartheit anders als Gefühl mit Geist? Daneben aber stand er ihr so brüderlich liebreich zur Seite, sie lernte ihn täglich mehr kennen und achten, daß ihr fast bange wurde, als nun der Tag des Abschieds heranrückte.

Aber man mußte Wilke gehen sehen, — so recht wie ein Knecht, den sein Herr an einen andern Ort sendet, dort seinen Willen auszzurichten, — um zu erkennen, daß er selbst nichts wollte, nichts suchte, nichts wünschte, als allein: Gottes Willen tun. Ein mächtiges Gefühl durchdrang ihn, das Gefühl hieß: Liebe, Liebe zu Gott. Sie lag nicht in seinen

Worten, sie leuchtete selten aus seinen Augen, — aber sie durchdrang sein ganzes Wesen und wurde sichtbar in Taten.

Alle im Missionshause fühlten, daß sie mit Pastor Wilkes Abreise um einen Freund ärmer geworden waren, aber Anna war auch um eine Erfahrung reicher.

VII.

Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden,
Wer hat solch das Scheiden erdacht?
Es hat solch unsäglich Leiden
Manch jungem Herzen gebracht.

(Volkslied.)

Ein Jahr ist wieder vergangen. Wilke ist nach einer glücklichen Reise in Indien angekommen und dort rüstig in die Arbeit getreten. Vorerst ist seine Hauptaufgabe, die fremde Sprache zu erlernen, — die älteren Missionare dort schreiben, daß er ein ganz besonderes Sprachentalent hat. Er selbst sieht, wie nötig in Indien tüchtige Arbeiter sind und fühlt sich glücklich in seinem neuen Berufe. Mancher Brief mit interessanten Nachrichten über das Land, seine Bewohner, deren Sprache und Lebensweise ist an Gendenbergs gesandt, und diese leben so mit dem Freunde weiter.

Heute sitzen sie eben beim Frühstückstisch, als der Postbote wieder Briefe aus Indien bringt. Gewöhnlich öffnet der Vater dieselben und teilt den Seinigen den Inhalt mit, soweit es geht. Er erbricht den Brief, welcher Wilkes Handschrift trägt, zuerst; sein Inhalt scheint ihn aufzuregen, er faltet ihn schweigend zusammen und verläßt bald das Zimmer, nachdem er noch versichert, daß alles gesund und wohl sei. — Anna erfährt nicht, was geschehen, doch fällt es ihr

auf, daß Vater und Mutter während des ganzen Tages so besonders liebevoll und zärtlich zu ihr sind. — Beim Abendessen wird von den Mädchenschulen in Indien, welche meist unter der Leitung der Missionarsfrauen stehen, gesprochen. Gendenberg sagt, daß so viel auf diese letzteren ankomme, und daß eine solche nicht nur die Frau ihres Mannes, sondern auch seine Gehilfin noch im ganz besonderen Sinne sein müsse.

„Was hat denn die Frau eines Missionars alles zu tun?" fragt einer der Zöglinge.

„Wenn sie eine rechte Frau ist," antwortete Gendenberg, „so hat sie, wie hier, zuerst in Liebe und Treue um ihren Mann zu sein; zu wachen, daß seine Seele bei den vielen Kämpfen und Anfechtungen nicht müde wird oder Schaden nimmt; zu sorgen, daß er die nötige leibliche Pflege hat; dann hat sie die Frauen und Mädchen der Station zu beaufsichtigen, zu unterrichten, Arme und Kranke zu besuchen; — die Arbeit stellt sich verschieden je nach den verschiedenen Einrichtungen, welche auf der Station getroffen sind. Vielleicht hat sie einem Waisenhause vorzustehen, vielleicht einer Arbeitsschule. Jedenfalls mangelt es an Arbeit für sie nicht, wenn sie nur arbeiten will."

„Und was eine Frau erreichen kann durch treues Wirken, können wir an meiner Pflegeschwester sehen," nahm Margaret das Wort, „sie arbeitet mit ihrem Bruder seit vielen Jahren in einem von unserer Mission weit entlegenen Distrikt. Ihrem Bruder hat sie die in Indien fast unentbehrliche Häuslichkeit geschaffen, sie ist das Vorbild aller Christenfrauen ihres Ortes, die

Liebe aller Heiden, welche sich nirgends so gern Rat und Medizin holen, wie bei ‚Miß Mary‘. Kurz, es grünt und blüht um sie wie ein Garten Gottes, und sie ist die treue Gärtnerin, welche ihre ganze Freude allein an den Pflanzen findet.“

„Ja, sich selbst muß man aufgeben“ sagte Gendenberg, „wenn man wirklich für Gott arbeiten will. Ein schön eingerichtetes Haus, Umgang mit vornehmen Engländern, Bequemlichkeit und Herrschsucht, das sind die Dinge, welche die Missionarsfrauen verderben. Sie vergessen, warum sie hinausgegangen, nehmen ein hochmütiges, träges Wesen an, — wir haben traurige Beispiele von Frauen, die ihre Ehre in Dingen suchten, welche ihnen nur Schande brachten. Wenn irgendwo, so ist in Indien das Wort zu beherzigen: ‚Wer da will mein Diener sein, der sei aller Knecht‘.“

Anna hatte dem Gespräch still zugehört, nun sagte sie: „O Vater, es ist aber doch ein herrliches Los, dort den Ärmsten, um die sich keiner kümmert, vom Heiland erzählen, und ihnen zeigen, daß jemand sie lieb hat.“

„Würdest du es wohl können, mein Kind,“ entgegnete Gendenberg, „Mutter, mich und alle hier verlassen und in ein fremdes Land gehen?“

„Papa, du vergißt,“ unterbrach ihn Anna, „daß es Mutters Vaterland ist; daß die Großeltern dort begraben sind, — daß Onkel Heinrich und Tante Marie dort wohnen, nein, fremd ist es mir nicht.“

„Also du würdest den Mut haben, zu gehen?“

„Ich glaube es, der liebe Gott würde mir gewiß

helfen," antwortete Anna. „Aber Vater, du siehst ja so ernst aus, als ob ich morgen abreisen wollte. Ich denke ja gar nicht an Fortgehen."

Doch zwei Stunden später war es anders geworden, da dachte sie ganz ernsthaft daran. Die Eltern hatten ihr mitgeteilt, daß Wilke heute um sie angehalten, daß er sie gebeten, ihm ihre Tochter zum Weibe zu geben; im Fall sie nicht dagegen wären, hatte er ein Briefchen an Anna eingelegt, in welchem er diese, nicht in glühend heißen, aber in lieben, treuen Worten fragte, ob sie wohl sein eigen werden und mit ihm leben und arbeiten wolle!

Anna saß allein in ihrem Stübchen, sie mußte sich besinnen, ob das wirklich wahr sei, was sie eben gehört und gelesen. Sie — Pastor Wilkes Frau!? Zuerst hatte ihre Phantasie ihn zum Helden gemacht, dann war er, als er diesen ihren Erwartungen nicht entsprach, zu einem unbedeutenden Missionar herabgesunken; aber langsam waren ihr die Augen für seine stille Größe aufgegangen, sie fühlte, daß er mehr war als alle anderen Männer, die sie kannte, ihren Vater ausgenommen. Er stand so groß, so herrlich vor ihr, daß sie selbst zu einem Nichts wurde; sie hatte oft gedacht, wie gut man es in seiner Nähe habe, wie veredelnd sein stiller Einfluß wirke, wie man besser bei ihm würde; aber als seine Frau hatte sie sich nie gedacht. Der Gedanke war dem demütigen Mädchen nicht gekommen, dazu hatte sie zu sehr zu Wilke emporgesehen. Und dieser Mann, den ihr Vater, ihre Mutter, sie selbst so hoch achteten, der auf einem so reichen,

wichtigen Arbeitsfelde stand, — dieser Mann wollte sie heiraten! Sein Benehmen gegen sie war so ruhig, so brüderlich gewesen, sie hatte stets geglaubt, er ertrüge sie nur so mit allen ihren Torheiten und Unarten, und nun hatte er sie lieb!

Es war kaum zu glauben, aber da stand es ja schwarz auf weiß. Hatte denn Anna ihn wieder lieb? Ja gewiß hatte sie ihn lieb, o wie gut war er! Und dann konnte sie an seiner Seite, gestützt von seinem Rat und seiner Liebe, an den armen Heiden arbeiten. Sie sah sich auf der Verande eines Hauses, — rings auf den Matten saßen viele braune Heidenkinder in den schneeweißen Anzügen, und Anna erzählte ihnen biblische Geschichten; und dann hielten sie jeder einen Teller, und sie teilte ihnen Essen aus; wieder saß sie bei einer kranken Frau, sie betete mit ihr und reichte ihr labenden Trunk, und die Kranke sagte: „Ich liebe Gott, von dem Sie mir erzählt haben.“ Aber zwischen all diesen Bilder zukünftigen Wirkens kam plötzlich der Gedanke: wie komisch es doch sein würde, wenn der ruhige Wilke ihr einen Kuß gäbe.

So wechselten ernste und heitere Gedanken, — aber sie war glücklich, und ein „Nein“ hätte sie dem Werber nimmer sagen mögen. Dazu die Freude und Billigung ihrer Eltern, als sie ihnen sagte, daß sie ihr Jawort gäbe, — ja, sie war glücklich.

„Ich wußte es, daß du noch einmal nach Indien gingest,“ sagte Margaret, „ich habe mich lange darauf gefreut und darum gebangt.“

„Allein hätte ich dich wohl kaum gehen lassen,“

fügte Gendenberg hinzu, „aber so ist es ganz anders. Ich wüßte auf der ganzen Welt keinen Mann, dem ich dich lieber gäbe, als Wilke.“

„Du bist geborgen bei ihm für Zeit und Ewigkeit,“ schloß Margaret innig.

Anna betrachtete sich nun als Wilkes Braut und schrieb ihm selbst die Antwort. Aber wie ein Traum war es ihr doch, als nun alles sie beglückwünschte, — eine Verlobung ohne Bräutigam!

Und während die Wellen erst die Zusage Annas nach Indien trugen, mußte sie an die Vorbereitungen zu ihrer Abreise denken. Diese war auf drei Monate später festgesetzt, denn Wilke bedurfte einer Frau und einer Häuslichkeit in dem fremden Lande; Gendenbergs wußten genug von den indischen Verhältnissen, um einzusehen, daß sie Wilke nicht zu lange warten lassen durften; dazu dauerte die Seereise bis Kalkutta drei bis vier Monate; in der Nähe dieser Stadt lebte eine reiche englische Familie, welche Gendenbergs durch langjährige Korrespondenz vertraut war; diese wollte Gendenberg bitten, sein Kind vom Schiffe abzuholen und eine kurze Zeit zu beherbergen; dorthin konnte dann Wilke kommen und die Hochzeit da still und ernst gefeiert werden; und dann war Anna ja nicht mehr allein, dann hatte sie den Mann an ihrer Seite, der für sie sorgte.

Sehr leid tat es allen bei diesem Plan, daß Anna nicht zu dem in Indien weilenden Onkel und zu der Tante gehen und dort ihre Hochzeit feiern konnte; kannte sie gleich diese beiden auch nicht, so wußte sie doch

genug von ihnen durch ihre Eltern, um sich ihnen nahe zu fühlen; allein der Ort, wo sie wohnten, war so weit von Kalkutta entfernt, die Erreichung desselben mit so vielen für eine Frau schwer zu überwindenden Schwierigkeiten verknüpft, daß an eine Reise dahin nicht zu denken war. — Anna war mit allem einverstanden, was beschlossen wurde, und so tat der Vater die nötigen Schritte, welche seinem Kinde den Eintritt in das fremde Land so viel als möglich erleichtern sollten.

Denn schwer war die ganze Sache doch und wurde es täglich mehr. Die Eltern sahen erst jetzt recht ein, daß Anna ihr einziges Kind, der Trost und die Freude ihres Alters sei; sie war der Sonnenschein des Hauses, — wie leer und dunkel würde es allen sein, wenn sie es verlassen! Aber die Hand wurde aufs stürmende Herz gedrückt: „Es ist Gottes Wille, und wir haben nur gehorsam zu sein." Dazu war es auch Freude, für eigene, in der Jugend gehegte, aber vereitelte Missionswünsche jetzt ihr Kind hingeben zu können. — Und Anna selbst? Sie mochte an den Abschied von Vater und Mutter nicht denken, sie glaubte, ihn nicht aushalten zu können, aber wenn man sie fragte, ob sie lieber hier bleiben wolle, dann hieß es: nein! nein! in ihr, und nach Osten trug sie ihre Sehnsucht und ihr Hoffen.

Daß Anna ihrer träumerischen Natur nicht allzuviel nachhängen könnte, dafür sorgte ihre praktische Seite, — wie hätte sie all das Arbeiten und Schaffen rings um sie, dessen Mittelpunkt sie war, ansehen können,

ohne selbst tätig zuzugreifen? Aber sie bat ihre Mama herzlich, ihr nur das anzuschaffen, was sie wirklich gebrauchte, und dies so einfach als möglich. Der Luxus in Predigerhäusern war ihr oft so schmerzlich entgegengetreten, — sie konnte nie den Eindruck vergessen, den es auf sie machte, als eine sehr geputzte Frau Pastorin von dem Elend der Armen und ihrer Trauer über ihre eigene Mittellosigkeit, dasselbe zu lindern, sprach; und die Worte eines jungen Mannes, welcher in eine mit allem erdenklichen Komfort und Eleganz eingerichtete Predigerstube trat, tönten noch in ihren Ohren: „O es wird einem schwer zu glauben, daß hier ein Nachfolger des armen Jesus wohnt!"

Wenn dies Anna schon schrecklich war, wieviel mehr widerte sie aller Überfluß bei einem Missionar an! Aber sie ging darin zu weit und würde sogar erlaubte wie gebotene Sachen und Bedürfnisse verschmäht haben, wenn nicht ihre erfahrene Mutter ihr darin entgegengetreten wäre.

„O Mutter," bat Anna, „kaufe mir nicht so viele Kleider, nicht so schöne Tischtücher!"

„Du brauchst beides. Auf deiner einsamen Station wirst du dir lange nichts wieder anschaffen können, und dann würdest du es sehr teuer bezahlen müssen. Warum fürchtest du dich nur so davor?"

„Denk' doch nur, wenn ich nun mein Herz an diese Sachen hinge! Wenn es mir in meiner hübschen Stube so gefiele, daß ich gar nicht gern zu den armen Heidenkindern hinausginge. O liebste Mutter, wäre denn das nicht schrecklich?"

Anna verbarg ihr Gesicht an der Brust der Mutter. „Weine nicht, mein Kind," beruhigte diese, „solange du dich fürchtest, wirst du um solcher irdischen Lappalien willen deines himmlischen Berufes — und dazu gehört auch deine Arbeit an den Heiden, — nicht vergessen. Nur hüte dich, ich bitte dich, zu denken, daß solche Verschmähung vergänglicher Genüsse an und für sich etwas Gutes ist. Nimmermehr. Und du kannst darin auch zu weit gehen. Indien ist ein für die Gesundheit der Europäer gefährliches Land, du wirst dort allerlei tun und haben müssen, was dir hier als Üppigkeit erscheint; ich fürchte, du wirst darin nicht die rechte Mitte treffen: entweder Selbstverleugnung üben, wo sie weder nötig noch gut ist, — oder wenn dir die Gelegenheit geboten wird, wirst du den Versuchungen zur Bequemlichkeit und Üppigkeit erliegen und schlimmer werden als viele andere."

„Das wäre entsetzlich," sagte Anna; „aber was soll ich anfangen, um einfach zu sein und das Rechte zu tun?"

„Sei einfältig, mein Kind," antwortete Margaret; „die Einfalt weiß, daß der Leib ein unentbehrlicher Genosse der Seele ist. Hast du einen kranken Körper, so kannst du nicht wirken und deine Aufgabe nach außen hin erfüllen; darum gib ihm sein Recht, nähre und pflege ihn; aber auf der anderen Seite: übe, härte und stähle ihn, damit er ein gehorsames Werkzeug deiner liebenden und dienenden Seele ist. Kommst du in eine Lage, wo der Körper zum Herrn gemacht und ihm gedient wird, wo er Zweck statt Mittel ist,

— dann sage Halt und besinne dich, wozu du eigentlich auf Erden bist."

„O Mutter," bat Anna, „wenn du nur immer bei mir wärest und mir alles sagen könntest!"

„Du hast einen braven Mann zur Seite, welcher dir helfen wird, und einen treuen Gott, der zur Erinnerung an dies Gespräch dir das Wort in den Mund legt: ‚Schlecht und recht, das behüte mich: denn ich harre Dein'."

Nun war Abschied von den Verwandten zu nehmen, von Tante Lilli in Burgdorf, die leider nicht zur Abordnung zu Gendenbergs kommen konnte, da eine große Kinderschar sie an das Haus band; von Tante Heß, jener alten Dame, die wir auf der Rheinreise kennen lernten; sie wünschte und gönnte der Mission alles Gute und Schöne — aber Anna gönnte sie ihr nicht. „Kind, Kind," klagte sie, „du konntest dich hier im Lande auch nützlich machen, hier gibt es so viel zu tun, — darum brauchtest du nicht erst nach Indien zu gehen."

„Herzenstante, das glaube ich wohl," erwiderte Anna, „doch wenn nun jeder so sagen wollte, dann würde schließlich nicht einer mehr zu den Heiden gehen; aber sieh', ich habe es ja nicht gesucht, ganz ohne mein Zutun ist es gekommen, und darum gehe ich nun auch getrost."

„O Anna," klagte Frau von Heß, „einen Mann hättest du hier auch bekommen, ach! zehne für einen. Und ist es erhört, sonst holt ein Bräutigam die Braut aus dem Elternhause, du mußt zu ihm reisen, — mir

scheint das so unpassend, so wider alle Sitte und Herkommen.“

„Beruhige dich, liebes Tantchen, sein Wort holt und ruft mich.“

Aber so bald gab Frau von Heß sich noch nicht zufrieden. „Ach,“ seufzte sie, „ich dachte immer, der schöne Student, den wir da am Rhein trafen, würde eines Tages kommen und um dich werben.“

Anna wurde dunkelrot; das Wort rief alte Gedanken, die jetzt lange, lange geschlafen, in ihrer Seele wach, doch sie bezwang sich und sagte mit komischem Entsetzen:

„Wie kannst du so etwas sagen! Er war uns ja nicht einmal vorgestellt.“

„Leider nein,“ gab die Tante zu, „aber er war etwas sehr Vornehmes, ich habe erfahren, daß er einen Bedienten bei sich hatte. Ein Student, der mit seinem Diener reist, — daran erkennt man den Sprößling eines edlen Hauses.“

„Kommt Zeit, kommt Rat. Gewiß entpuppt er sich noch einmal als irgend ein Prinz oder Fürst,“ scherzte Anna, „Tantchen, aber dann schreibst du es mir nach Indien.“

Seltsam! Dies Gespräch regte Anna doch ein wenig auf, wieder stand das Bild des Jünglings so strahlend, so glücklich vor ihrer Seele; er rieb sich die Hände vor Freude und sagte mit seinem herzlichen Lachen: „O Fräulein!“ und das Wort klang aus seinem Munde so hübsch wie aus keinem andern. Und noch eins. Wenn Anna sich jemals früher an dieses jungen

Mannes Seite gedacht, — und sie hatte es vor Jahren in kindischen Träumen getan, — so dachte sie an nichts als nur an ihn; wenn sie jetzt sich als Wilkes Frau vorstellte, so war davon die Arbeit unter den Heiden unzertrennlich, sie konnte sich mit ihm allein nicht denken. Sie schloß daraus, daß sie doch viel verständiger geworden und war nicht unzufrieden mit ihren Fortschritten.

Endlich war alles fertig, und der Tag des Scheidens nahte. Die Dame, mit welcher Anna reisen sollte, war schon eingetroffen, Kisten und Kasten gepackt, — nun nur rasch fort, denn diese letzten Tage sind zu schwer. Der Wille bleibt fest, aber das Herz macht seine Rechte geltend, es sind starke Bande, welche Eltern und Kind verbinden.

In der kleinen Hauskapelle des Missionshauses sind alle versammelt, welche dem Hause in Liebe zugetan. Vor dem Altar sitzt Anna im weißen Kleide, um von der Hand des Vaters zu ihrem Berufe gesegnet und abgeordnet zu werden. Mit dem Myrtenkranz konnten die Eltern ihre Tochter nicht sehen, den muß eine fremde Hand ihr aufs Haupt drücken, aber sie erblicken sie heute von Engeln umgeben, welche ihr zum Geleit auf der weiten und gefahrvollen Reise gegeben sind.

„Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebet," das ist der Text, den Pastor Gendenberg den Reisenden ans Herz legt. Er sagt, das Wort: „Er hat uns zuerst geliebet," ist ein Baum, welcher im fernen Indien gepflanzt ist und „Mission" heißt,

seine Blätter dienen zur Gesundheit der Heiden, und auf seinen Früchten steht geschrieben: „Lasset uns Ihn lieben." — Er legte Anna an das Herz, Jesum über alles zu lieben, alles aus Liebe zu Ihm zu tun, sich jeden Abend die Frage vorzulegen: Liebe ich Ihn? und ihre Gedanken, Worte und Werke die Antwort geben zu lassen.

Am Abend dieses Tages wartete aller noch eine große Freude. Ein Brief kam aus Indien an Anna adressiert. Es war der erste, den sie von ihrem Verlobten erhielt. Seine Liebe, die sich in jedem Worte aussprach, seine Dankbarkeit, daß sie sein entsagungsreiches Los teilen wollte, sein Glück, sie bald bei sich zu sehen, — dies alles bewegte Anna tief, sie fühlte sich unwert eines solchen Mannes. „Ich kann nicht anders als danken, immer wieder danken, denn ich bin ja des alles nicht wert, was Gott an mir getan hat," sagte sie aus tiefster Seele. Der Brief war wahrlich Zehrung und Stärkung für die weite Reise, denn sie konnte unterwegs keinen zweiten bekommen, konnte nicht mehr mit Wilke sprechen, bis sie ihn in Kalkutta von Angesicht zu Angesicht sah.

Es war, als sei das ganze Missionshaus mit einem unsichtbaren, schwarzen Schleier umwunden, nachdem Anna es verlassen. Die Nachbarskinder guckten vergeblich in das geöffnete Küchenfenster, da war kein freundlicher Mund, der „kommt nur, kommt!" ihnen zurief; selbst Pussi schlich mit gesenktem Schwanz umher, als suche sie vergeblich etwas; ihre Katzennatur wußte nichts von der edlen Triebfeder, welche Anna

rief und die andern aufrecht erhielt beim Schmerz des Abschieds, — sie fühlte nur die Leere, und darum war sie traurig, aß und trank nicht.

Gendenbergs begleiteten Anna aufs Schiff; der sehr bewährte Kapitän versprach, besondere Sorge für die beiden Damen zu tragen. Die kleine Kabine, welche nun für die nächsten Monate Annas Wohnort sein sollte, wurde häuslich eingerichtet; noch eine Viertelstunde, dann lichtete das Schiff die Anker. Vater und Mutter ließen ihr Kind nicht aus den Armen, — würden sie dies liebe, teure Gesicht noch einmal auf Erden wiedersehen? „Zum letztenmal, für immer!" klang es dumpf und ahnungsvoll in ihnen. Kein Wort wurde gesprochen, der tiefste Schmerz und die höchste Freude haben keine Worte. Aber stille wurden die Herzen im Gebet, noch einmal knieten sie alle nieder, eine höhere Kraft kam über sie. — Jetzt dröhnte ein Schuß, der schwere Anker wurde aufgewunden, — wie unheimlich das klang, wie das Stöhnen eines Sterbenden.

Nun ist alles vorbei, — das Schiff entfernt sich mehr und mehr, noch kann man die geliebte, kleine Gestalt sehen, wie sie sich über Bord lehnt, aber sie wird kleiner und kleiner, jetzt ist sie nur noch ein Punkt, kaum erkennbar, und nun ist sie dem äußeren Auge entschwunden.

So lebet wohl, ihr an dem Heimatsstrande,
Das Segel schwillt, der bunte Wimpel weht;
Denkt, wenn ihr betet, mein im fernen Lande,
Und seid getrost! — Ihr wißt, wer mit mir geht.

VIII.

Es rüstet sich und zieht zu Feld
Der Gottessohn, der Gottesheld,
Heut ruft er in dein Herz hinein:
Willst du nicht auch mein Knappe sein?

Wenn du ihn lieb hast, folg' ihm nach,
Und sei getrost in Kampf und Schmach!
Den Dornenträgern ist beschieden
Als Dornenlohn der Himmelsfrieden.

Als Gendenbergs heimkehrten, war ihnen zu Mute, als sei ein Abschnitt ihres Lebens vollendet und liege als ein geschlossenes Ganzes hinter ihnen; wie von vorn mußte das Arbeiten begonnen werden. In der letzten Zeit hatte sich alles Tun und Lassen, Sinnen und Denken so um Anna gedreht, daß mit ihrem Fortgange garnichts mehr zu tun übrig schien. Allein das tägliche Leben mit seinen Pflichten und Anforderungen machte seine Rechte geltend — und legte seinen leisen Finger auf die noch frischen Wunden der Herzen. Die Erinnerung an Anna wurde milder, ob letztere gleich Angelpunkt aller Gespräche war. „Wo mag sie jetzt sein?“ „Wird dieser Wind sich auf dem Meere zum Sturm gestalten?“ „Ob sie viel von der Seekrankheit leiden wird?“ „Ist sie wohl fröhlich und mutig, oder traurig und verzagt?“ das waren Fragen, welche die

Herzen bewegten, und die allein im Gebet für die Geliebte Lösung und Linderung fanden.

Drei Wochen war nun Anna auf dem Meere, aller Berechnung nach mußte das Schiff, welches sie trug, jetzt unter dem Breitegrade der Nordküste Afrikas sein, sich dem Äquator nähernd; es war im September und in Deutschland für diese Zeit ungewöhnlich heiß.

„Wie wird Anna von dieser Hitze zu leiden haben," seufzte Margaret eines Morgens, „ich möchte ihr jedes kühle Lüftchen schicken, daß es sie erquicke, und es lieber hier für mich noch heißer haben."

Arme Mutter, du sollst bald genug in die Gluten der Trübsalshitze geführt werden!

Heute waren keine Briefe aus Indien gekommen, obgleich Posttag war; Geudenbergs bekümmerte das nicht, wie oft kamen sie später, blieben zuweilen auch ganz aus.

Gegen Mittag kam eine Freundin, welche eine lebhafte Korrespondenz mit einer Missionarsfrau in Indien führte, zu Margaret. Diese trat ihr fröhlich entgegen und wurde von dem traurigen Ausdruck, welche die Züge der Frau Durlach trugen, überrascht.

„Was fehlt Ihnen? Sie sehen so traurig aus?" fragte Margaret lebhaft.

Frau Durlach schien betroffen. „Mir fehlt nichts, durchaus nichts," entgegnete sie langsam. „Wie geht es Ihnen?

„O gut, ganz gut."

Eine Pause trat ein. Frau Durlach war verlegen, Margaret wurde es, weil sie die Ursache davon nicht wußte.

Endlich fing erstere wieder an: „Haben Sie Nachricht von Anna?“

„Nein,“ erwiderte Margaret, „wir erwarten auch keine; mit Sicherheit können wir erst nach ihrer Ankunft in Kalkutta auf Briefe rechnen; unterwegs kann sie uns wohl schreiben, allein nur, wenn ein hierher segelndes Schiff ihnen begegnet, haben die Passagiere Gelegenheit, Nachrichten zu senden; das aber ist ein glücklicher Zufall, auf den man wohl hoffen, doch auf den man nicht mit Bestimmtheit rechnen darf.“

„So, — und wann wird das arme Kind in Kalkutta ankommen?“

„Im November,“ — antwortete Margaret; — „übrigens, warum nennen Sie Anna ein armes Kind?“

„Warum? O, sie ist doch so allein, fern von der Heimat,“ stotterte Frau Durlach.

Margaret sah die Sprechende forschend an; sie wurde unruhig, Wesen und Worte derselben waren so befangen.

Aber sie konnte doch nichts von Anna wissen, — dennoch fragte sie: „Wissen Sie etwas von meiner Tochter?“

„Ich? Nein. Wie sollte ich dazu kommen?“ Wieder eine Pause.

„Haben Sie heute Briefe aus Indien?“ fragte Frau Durlach endlich.

„Nein,“ rief Margaret jetzt unruhig, „aber sagen Sie mir, was ist geschehen?“

„O bitte, nichts. Allein man muß sich ja stets auf

alles gefaßt machen und sich von schweren Schlägen nicht niederschmettern lassen."

„Ich bitte Sie," rief Margaret heftig, „teilen Sie mir mit, wenn Sie irgend eine Unglücksbotschaft haben."

Die kleine Dame erschrak und einlenkend sagte sie, daß sie durchaus nicht gekommen sei, um eine Trauerbotschaft zu bringen, — und kaum sah sie Margaret wieder etwas beruhigter, so wies sie doch wieder auf Geduld im Leiden hin und machte die arme Frau Gendenberg so verwirrt mit unbestimmten Reden, daß es eine beiderseitige Erleichterung war, als sich Frau Durlach endlich verabschiedete.

Auf der Straße atmete diese hoch auf. O wäre sie doch nur nicht zu Gendenbergs gegangen! Ja, sie wußte, daß ein großes Unglück über diese hereingebrochen war, aber sie hatte keine Ahnung, daß sie selbst es noch nicht wußten. Gutmütig, wie sie war, war sie zu ihnen geeilt, um sie zu trösten. Als sie nun fand, daß sie noch nicht des Trostes bedürftig waren, wurde sie verwirrt, hatte weder den Mut, ihnen zu sagen, was sie wußte, noch die Kraft, es ganz zu verbergen. So begnügte sie sich mit ahnungsvollen Andeutungen, und dachte nicht daran, auf welche Folter sie die arme Margaret dadurch gespannt hatte.

Diese, als sie sich alle Worte der Frau Durlach überlegte, sah mehr und mehr ein, daß sie ihr irgend etwas sehr Trauriges, sie betreffend, verbarg. Warum hatte sie nur nicht entschiedenere Aufklärung gefordert? Je länger sie allein war, um so peinigender ward diese Unruhe. Endlich kam ihr Mann. Als sie diesem

alles mitteilte, wurde auch er stutzig und beschloß, sobald er konnte, zu Durlachs zu gehen, und um nähere Mitteilungen zu bitten.

Er blieb lange, entsetzlich lange. Und immer mehr kam die Gewißheit eines Unglücks — so groß, daß man sich nicht getraute, es ihr mitzuteilen, — über Margaret. Sie war unfähig, etwas zu tun, ging nur von einem Fenster zum anderen, um zu sehen, ob Ferdinand noch immer nicht wiederkehre. Vergangene Zeiten stiegen vor ihrer Seele auf. Sie sah sich als Kind an einem rauhen Wintertage mit einem Briefe in der Hand, den sie nicht zu öffnen wagte, ihren Pflegevater im Dorfe suchen; es war heute gerade wie damals: sie wußte noch nicht, was geschehen war, aber der Schmerz packte ihr Herz und drückte es zusammen. Der Brief damals enthielt die Nachricht von dem Tode ihrer Eltern. Dem bangen Harren ein Ende zu machen, war sie an jenem schrecklichen Tage in die Kirche getreten, und Ahnungen eines höheren Trostes stillten ihr Herz. Mitten in aller Angst stieg jetzt der Vorwurf auf: damals suchtest du Hilfe bei Gott, — ist er dir denn in allen diesen vielen Jahren, wo du seine Hilfe so oft erfahren, fremd geworden? Es zog sie mit Macht hin zu ihm. „Du bist meine Zuflucht alleine, sonst weiß ich keine,“ rief ihre Seele, und wie ein müdes Kind im Vaterarme Trost und Ruhe findet, so fand auch Margarets gequältes Herz Ruhe in aller Unruhe, Friede in aller Bangigkeit bei dem ewig Treuen.

Es klingelt. Jetzt wird Ferdinand kommen. Nein, es ist der Briefträger. Mechanisch legt Margaret die

anderen Briefe fort, ein einziger zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich, er ist aus Indien, und trägt eine fremde Handschrift. Erbrich dies feine Papier, Margaret, und du hast den Schlüssel zu allem, was dich heut bewegt.

Sie weiß es. Sie muß noch ein wenig warten. „Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!“ sie sagt es laut, damit es um so fester ist. Langsam nimmt sie ein Messer, langsam durchschneidet sie das Kuvert, und mitten in dem Schmerz bemerkt sie, daß sie es nicht ganz gerade geschnitten; Pussi kommt, und Margaret denkt darüber nach, ob die Katze auch heute Mittagbrot bekommen hat. Dann fängt sie an zu lesen. Wieder eine qualvolle Vorbereitung, um sie nicht zu quälen, und endlich das Resultat: Wilke ist tot.

Ja, er ist tot, und das erste, was ihre arme Tochter begrüßen wird, wenn sie nach monatelanger Fahrt an der fernen indischen Küste landet, ist die Kunde, daß ihren Verlobten seit Monaten die Erde deckt, daß sie allein im fremden Lande ist.

Er ist tot. Die Gemeinde welche er sammelte, und zu der er nun eben in ihrer Sprache zu reden gelernt hatte, o mit wie vieler Arbeit und Anstrengung! die Gemeinde ist wieder verwaist und wird auseinandergehen wie Schafe, die keinen Hirten haben!

Margaret bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen, und schwere Tränen rinnen zwischen den schmalen Fingern hindurch. — Da kommt Ferdinand. Weiß er die Trauerbotschaft schon? Nein, er hat niemand bei

Durlachs zu Hause getroffen. Margaret muß ihm mitteilen, was geschehen.

Wer will es den Elternherzen verargen, daß sie zuerst ihres Kindes mit tiefem Schmerz gedenken? Aber auch Wilke war ihr Kind geworden, und es war ihnen, als hätten sie einen Sohn verloren.

„Gottes Rat ist wunderbar, heute dunkel, morgen klar," sagt Gendenberg endlich, „hier haben wir nichts zu tun, als im Gehorsam unsere Wege weiter zu gehen, und für Anna zu bitten, daß auch ihr Herz im Willen Gottes gestillt wird. Sein Rat ist wunderbar, aber er führt es herrlich hinaus."

Margaret konnte nur weinen, immer weinen. Aber es waren Tränen des Schmerzes, nicht des Murrens oder der Unzufriedenheit. Ihr Kind schwamm nun noch auf dem Meere, wiegte sich heute noch in den Bildern zukünftigen Glückes, malte sich ihr Leben an der Seite des Mannes aus, der längst im Grabe moderte. Welten hätte Margaret darum gegeben, wenn sie ihre Anna in Kalkutta empfangen, wenn ihr Mund ihr das Schreckliche mitteilen, wenn ihre Arme sie umschließen, wenn sie am Mutterherzen sich ausweinen konnte. — Vergebens! Ihre glühenden Wünsche bauten keine Brücke über das weite Gewässer.

„Briefe von uns kommen noch eher nach Kalkutta, als Anna?" fragte sie jetzt.

„Natürlich," antwortete ihr Mann, „über Triest gebrauchen sie kaum fünf Wochen, und Anna wird etwa in acht Wochen dort ankommen."

„Acht Wochen lang wähnt sie sich noch glücklich,"

klagte Margaret, „und seit länger denn vier Wochen ist er schon tot.“

„Laß uns das Nähere von seinem Ende lesen,“ bat Ferdinand.

Margaret nahm den Brief und las folgende Worte, welche ein junger Missionar, der mit Wilke auf einer Station arbeitete, geschrieben:

Ramkapur im August.

„Mein teurer Herr Gendenberg!

— — Mein Gott, mein Gott, mein geliebter Bruder Wilke ist tot. Ich möchte es am liebsten nicht glauben, aber doch ist es so. Als unseren Heidenchristen die Nachricht mitgeteilt wurde, entstand ein lautes Weinen. Er hatte sich in diesem Jahre nicht allein unter den Christen, sondern auch unter den Heiden durch seine Demut und Liebe so beliebt gemacht, daß fast jeder, der ihn gekannt hat, mit uns fühlt. Bei unserm Bruder Wilke kann man in Wahrheit das Wort anwenden: „Selig sind die Sanftmütigen, selig sind die Friedfertigen.“ Bei allem Schmerz, bei aller Trauer, die ich empfinde, danke ich doch meinem Herrn, daß ich die Freude hatte, mit solch einem Bruder eine kurze Zeit zu arbeiten. Wilke war ein wirklich gelehrter Mann und doch die Demut und Liebe selber. Bei ihm hieß es: „Laß uns arbeiten und wirken, solange es Tag ist.“ Wenn er nicht immer jemand bei sich hatte, der ihn erinnerte: jetzt ist's Zeit, daß wir hineingehen, so konnte er den ganzen Tag draußen sein. Er hatte keine Ruhe, er wollte in die Dörfer, die Heiden kennen zu lernen;

dabei trieb er unermüdlich Sprachstudien und war glücklich, als er zum ersten Male Gottes Wort in indischer Zunge verkünden durfte; er hatte ein außerordentliches Talent für Sprachen, — so schnell wie er hat wohl selten jemand diese schweren Wörter bewältigt, freilich war auch selten jemand so fleißig wie er. Dabei überwachte er den Bau unserer kleinen Kirche, unseres Schulhauses und legte selbst tätig Hand an. Fünfzig bis sechzig Kinder unterrichteten wir täglich, und die Heiden mochten kommen, wann sie wollten, stets war er bereit, mit ihnen zu sprechen, sie zu belehren oder ihnen Arzenei zu reichen.

Doch nicht von seinem Leben, von seinem Sterben wollte ich ja eigentlich erzählen. Mein Schmerz ist groß, wie wird es erst der Ihre sein!

Sie wissen, daß die Cholera einzelne Distrikte Indiens in diesem Jahre schwer heimgesucht hat und noch heimsucht; hervorgerufen ist diese Krankheit wohl zum Teil durch den schlechten Ertrag der ersten Reisernte; der Preis dieses Hauptnahrungsmittels war zu einer hier unerhörten Höhe gestiegen, und dennoch war es an vielen Orten gar nicht mehr zu beschaffen; nun kam die große Hitze; der Wind blies wie aus einem glühenden Ofen. Ich hing mein Thermometer vor das Haus in den Schatten und fand 38 Grad; in den Zimmern, die erst abends geöffnet wurden, waren 25 bis 28 Grad. Dabei der Sonnenstrahl so brennend, daß die Blätter der Sträucher versengten und kein Begießen etwas nützte, die Pflanzen frisch zu erhalten; und bei uns stand es noch besser als anderswo, denn von fern kamen Jammergestalten;

Sie können sich denken, wie selbst arbeitsame Leute mit Not zu kämpfen hatten, da der Tagelohn eines Kuli etwa fünfzehn bis achtzehn Pfennige ist; und der Reis kostet jetzt das Pfund beinahe zwei Silbergroschen neun Pfennige. Die notwendige Nahrung ist aber ein Pfund täglich. Da wußten nun die armen Leute nicht, was anfangen. Sie suchten sich auf den Wiesen eine Art Gemüse zusammen, aßen alle möglichen Früchte im Walde, nahmen auch zu Ölkuchen, die sonst nur Viehfutter sind, ihre Zuflucht. Natürlich gab diese Speise keine Kraft, und als nun die furchtbare Krankheit hereinbrach, konnten die abgemagerten Menschen keinen Widerstand leisten und fielen ihr rettungslos zum Opfer.

Nein, nicht rettungslos. Vielen wurde unser lieber Wilke in Gottes Hand das Werkzeug zur Hilfe. In dieser Leidenszeit schien sich seine Kraft zu verdoppeln; er setzte sich der Sonne aus und arbeitete unermüdlich, ohne daß es ihm schadete. Zuerst tat er alles, was er konnte, von andern Orten Reis nach Ramkapur zu schaffen, und diesen verkaufte er zu billigem Preis oder verschenkte ihn; dann ging er mit seinen Choleraarzneien zu allen Kranken, die zu erreichen waren, pflegte sie und half ihnen, so gut er konnte; es mag wohl manchem da das Auge geöffnet worden sein, daß er die Hilflosigkeit seiner Götzen eingesehen und zu dem Gott des Padri beten gelernt hat; zuweilen wenigstens machte Wilke Erfahrungen, welche ihn mehr als ein Trunk kühlen Wassers in diesen heißen Tagen erquickten. Mir war's, als hielt eine höhere Kraft ihn aufrecht; als ich ihn einst besonders dringlich bat,

sich zu schonen, antwortete er mir ruhig: „Aber ich kann die Leute nicht so leiden sehen, ohne ihnen zu helfen,“ und das war das erste und einzige Mal, daß ich eine Träne in seinem Auge sah.

In dieser Zeit kam der Brief Ihrer Tochter, in welchem sie ihm das Jawort gab. Wilke war so glücklich in seiner stillen Weise, und dies Glück schien ihm neue Arbeitskraft zu geben.

Doch ich komme zum Schluß; sein reiches Wirken steht mir noch so frisch vor der Seele, — mir ist's, als wäre er draußen bei seinen Kranken, aber nicht, als läge er da auf unserm Gottesacker.

Nicht weit von uns steht ein ziemlich großes Reismagazin; es gehört einem der vielen kleinen Rajahs (Fürsten), welche hier herrschen. Dieser, in der Nähe wohnend, hatte Lampen angezündet, um seinen Götzen dadurch seine Verehrung zu beweisen; getränkt hatte er diese Lampen mit dem Opferfette, Ghi genannt, das aus geschmolzener Butter besteht. Durch den Geruch derselben waren Krähen angelockt, und sie nahmen den brennenden Docht aus einer Lampe und flogen damit auf das Strohdach des Reismagazins, — dort ließen sie ihn fallen; daß nun natürlich das ganze Magazin in Flammen stand, ist selbstverständlich. An Löschen denkt hier niemand, man läßt eben brennen, was brennt und wartet, bis es aufhört.

Unter anderen Umständen würden wir das auch getan haben, aber hier verbrannte ja Nahrung, durch die Hunderte vom Hungertode gerettet werden konnten. Mit Befehlen und Bitten zwangen wir die furchtsamen

Eingebornen, uns zu helfen, und es gelang uns, eine bedeutende Quantität Reis zu bergen. Hat sich nun der liebe Wilke dabei zu sehr angestrengt, hat ihn der jähe Wechsel von brennender Glut und feuchter Nachtkühle zu rasch getroffen: — kurz, von dieser Nacht an kränkelte er am Fieber; allein dasselbe kam nicht ordentlich zum Ausbruch, er klagte über Schwere des Kopfes, er konnte keine zusammenhängenden Gedanken fassen, — so ging es mit geringen Abwechselungen längere Zeit; dann besserte es sich, und wir faßten die freudigsten Hoffnungen. Eines Abends ritt er nach einem benachbarten Dorfe, um dort zu predigen, er wollte daselbst übernachten und am andern Morgen in der Frühe hierher zurückkehren.

Es mochte drei Uhr morgens sein, als ich vor dem Hause: Saheb, Saheb! rufen hörte. Ich ging schnell hinaus, da stand auf der Veranda ein Palankin, um ihn die braunen Gestalten der Träger, und in demselben erblickte ich Wilke — todkrank. Wir trugen ihn in das Haus, der Arzt kam sogleich, das Fieber war mit furchtbarer Kraft ausgebrochen, seine Besinnung schwand, er kannte niemand mehr.

„Ich muß wandern, wandern!“ rief er und wollte fort; ach, den kranken Leib konnten wir wohl halten, den Geist mußten wir wandern lassen. Wahrscheinlich war er Kind bei seinen Eltern, er nannte Namen, die wir nicht kannten, bisweilen hörten wir ihn auch „Anna! Anna!“ rufen.

„Ich muß wandern, wandern! Ich muß nach Hause! Laßt mich nach Hause!“ bat er, und dann

flehte er auf die rührendste Weise den himmlischen Vater an, mit ihm zu gehen. Zuweilen wurde er still, dann wiederholte er stets die Worte: „Ich muß wandern! Ich muß wandern!“ Ich glaube, er war nicht hier in Indien, er weilte wohl im Vaterhause, oder vielmehr, er wollte dahin und konnte den Weg nicht finden, oder wir ließen ihn nicht fort.

Einmal faßte er plötzlich meine Hand, seine Augen waren ruhig, mir schien es, als sei seine Besinnung zurückgekehrt, so verständig sah er mich an; mit dem rührendsten Ton bat er: „Mach' die Tür nicht zu, Gottfried, Mama schläft, und ich will zu ihr; laß die Tür auf,“ wiederholte er mehrere Male mit steigender Heftigkeit; „ich muß wandern! ich muß wandern!“ fing er dann ruhelos wieder an.

So ist er gewandert noch mehrere Stunden; dann hat wohl eine treue Gotteshand ihm die Türe zum ewigen Vaterhause aufgetan, und er kann nun dort bleiben und ruhen von seiner Arbeit.

Seinen müden Leib haben wir am andern Tage auf unserem Kirchhof begraben; die hier wohnenden Engländer, die Heidenchristen und viele Heiden folgten seinem Sarge; er hat kurz gelebt, aber viel geliebt, und diese seine Liebe wird ein Saatkorn in Ramkapur sein, aus dem edle Frucht emporwächst.“

Der Brief war zu Ende, und schweigend saßen Gendenbergs nebeneinander.

„Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir,

so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn," sagte endlich Gendenberg.

Margaret kannte das Wort, aber heute wurde es tiefer in ihr Herz geschrieben.

„Ich habe Anna einst gesagt," fuhr ihr Mann fort, „wenn du nun in das Land deiner Wahl kommst und findest deinen Verlobten nicht am Leben, — was dann? Darauf hatte sie nur die eine Antwort: ‚Vater, ich bin des Herrn Magd, er tue mit mir, was ihm gefällt.' O ich sehe sie noch vor mir stehen und mir das mit leuchtenden Augen sagen! Damals glaubte keiner von uns beiden, daß mein Wort so zur harten Wahrheit werden sollte, — aber ich traue Gott zu, daß er nun helfen wird, damit auch Annas Wort zur Wahrheit werde."

„Wenn es schon ein armes Menschenherz so bewegt, ein Kind einsam und allein mit Tränen stehen sehen," sagte Margaret, „wieviel mehr wird es Gottes Herz bewegen, daß er ihr hilft zur schweren Stunde."

„Amen," erwiderte Gendenberg, „und nun wollen wir den Kopf nicht hängen lassen, wer weiß, wozu das gut ist, um das wir jetzt weinen!"

IX.

Sterben ist eine harte Pein,
Wenn's zwei Herzgeliebte sein,
Die des Todes Sichel scheid't,
Ach, das ist das größte Leid.

Denn was hilft ein Blümelein,
Wenn es heißt: „Ins Grab hinein!“
Ach, was hilft ein Röslein rot,
Wenn es blüht nach Liebes Tod!
(Knaben Wunderhorn.)

Nun wollen wir ein großes Segelschiff betreten und Anna auf ihrer langen Reise begleiten. Wir können sie unmöglich den ganzen Weg allein machen lassen.

In den ersten Tagen, nachdem der „Pilot“ die Anker gelichtet, hatte sie sehr mit dem Abschiedsschmerz zu kämpfen; es ist kein Kleines, die liebsten Menschen auf immer zu verlassen. Auf immer, — denn an Wiederkommen denkt der rechte Missionssinn nicht. Aber Anna raffte sich auf, da drüben erwartete sie der Mann, welcher sie lieber hatte als Vater und Mutter. Dazu waren die äußeren Ereignisse wohl dazu angetan, ihre Gedanken von der Trauer abzuziehen. Noch nie hatte Anna das Meer gesehen; es war ein Wunsch und Traum ihrer Kinderjahre gewesen, nur einmal diese große, vom Winde bewegte Äolsharfe zu hören und zu sehen. Nun war dies Meer für Monate ihr Wohnort,

und nur einige Bretter lagen zwischen ihr und dem unermeßlichen Abgrund. Aber nicht wie eine zarte Äolsharfe, wie sie gewähnt, zeigte sich ihr die See, auf der sie jetzt schwamm, nein, wie eine gewaltige Drommete ließ sie sich vernehmen; der Schiffskapitän meinte, so schwere Wellen habe er hier noch nie gesehen. Aber es war ein prachtvoller Anblick. Die dunkelgrünen Wogen hoben sich gegen 15—20 Fuß; auf den Spitzen waren sie hellgrün, durchsichtig wie Glas, und oben auf den Köpfen brachen sie sich in großen Massen von Schaum. Es war eine Lust anzusehen, wie die Wellen vom Schiffe zerteilt wurden und dann mit gewaltigen Schaumspritzen an beiden Seiten desselben vorbeirauschten.

Aber nicht lange konnte Anna den Anblick genießen; das furchtbare Schaukeln des Schiffes machte sie seekrank, und da war ihr Leben und Sterben, Schmerz und Freude, Schönheit und Furchtbarkeit gleichgültig. Der Kapitän nahm sich ihrer sehr gütig an, schon nach zwei Tagen konnte er sie wieder aufs Verdeck tragen lassen, und von da an machte ihre Genesung rasche Fortschritte. Ja, Anna wurde danach so seefest und sprach ihr Entzücken über alles, was sie sah, so unverhohlen aus, dazu war sie so begierig, sich über alle möglichen Dinge auf dem Schiffe zu unterrichten, daß sie bald der Liebling aller Matrosen und Schiffsleute war und von ihnen wie ein Kind gehegt wurde.

Anna ihrerseits war es viel behaglicher bei dem Kapitän, dem alten Steuermann und etlichen schwarz gebrannten Matrosen als bei den vielen Passagieren, welche das Schiff belebten. Da waren alle Nationen

vertreten, meistens waren es junge Männer, die über das Meer fuhren, sich jenseits eine Heimat zu gründen, oder dort das Glück, das glänzende Glück, zu erjagen. Damen waren auch da, dann ein Engländer mit zwei bleichen Töchtern, eine blutjunge Frau, welche kaum von der Seite ihres Mannes wich, und viele andere; aber Anna und die mit ihr reisende Frau Detmold waren die einzigen deutschen Frauen. Natürlich wurde von den Passagieren meist englisch gesprochen, Anna war der Sprache doch nicht mächtig genug, um sich unbefangen in derselben zu ergehen, so flüchtete sie um so lieber zu ihren Freunden, obgleich dies der übrigen Schiffsgesellschaft durchaus nicht behagte.

Freilich in den ersten Tagen hatte fast jeder mit sich zu tun, — alle waren seekrank. Eines Mittags war Anna der einzige Passagier, welche mit dem Kapitän an der festen Tafel saß; sie lachten beide herzlich, als die Schüsseln und Teller bei dem starken Schwanken des Schiffes zu rutschen begannen, und sie endlich ihre praktischen tiefen Näpfchen in den Händen balancieren ließen. Aber das wurde besser, und als nun das Schiff in den Atlantischen Ozean fuhr und dann in schneller Fahrt bald den Äquator passierte, war alles Ungemach vergessen, und Anna konnte sich an der Pracht des Meeres nicht satt sehen. Zuerst war die Farbe grün gewesen, jetzt war es ein tiefes Blau, das je nach der Farbe des Himmels seine Schattierungen änderte. Bei hellen Sonnenschein war das Meer dunkelveilchenblau, und die Schaumköpfe mit ihrem reinen Weiß hoben sich köstlich davon ab. Dicht an der Seite

des Schiffes und hinter dem Steuerruder sah man den weißen Schaum tief in die blaue Flut hinunterwirbeln. Bei Windstille wieder lag das Meer ganz glatt in einer eigentümlichen blauen Bleifarbe vor den Blicken des bewundernden Mädchens; bei Sonnenuntergang war es zuweilen mit einem glänzenden, fast durchsichtigen blauen Rande umgebeben, als ob es mit herrlichsten Edelsteinen eingefaßt wäre; manchmal war auch über die weite blaue Flut ein rosiger Schimmer gegossen, aus dem dann die einzelnen blauen Wellenspitzen hervorragten. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit all dieser Farbenspiele fesselte Anna oft lange Zeit, sie wurde nicht müde dieselben zu betrachten und konnte von der Einförmigkeit und Leere, über welche andere klagten, durchaus nichts bemerken. Diese ergriffen allerlei Hilfsmittel gegen die Langeweile; sie arrangierten kleine Konzerte und große Bälle, welche wohl ganz nett zu hören und anzusehen waren, an denen Teil zu nehmen Anna aber kein Verlangen trug; nicht, daß sie nicht Freude an solchen Vergnügungen gehabt hätte, aber einesteils war ihr Sinn jetzt ernst auf ihren künftigen Beruf gerichtet, andernteils war ihr die umgebende Menschenmenge so fremd, daß sie sich scheute, mehr als durchaus nötig mit derselben zu verkehren.

Aber aus dem Chaos lösten sich allmählich einzelne Persönlichkeiten, näherten sich ihr, und sie wurde mit ihnen bekannt. So brachte ihr der alte Kapitän eines Tages einen ansprechenden jungen Offizier, den Anna schon oft bemerkt, und von dem sie kleine Aufmerksamkeiten erhalten hatte. Mr. Mac Ever wünschte, ihr vor-

gestellt zu werden und nahm dann unbefangen an Annas Seite Platz, eine lebhafte Unterhaltung mit ihr und Frau Detmold beginnend. Er war erst seit kurzem Offizier und jetzt zu einem Regimente in Kalkutta versetzt. Jung, gesund, voller Tatendurst und Unternehmungsgeist war diese Ortsveränderung ihm sehr willkommen und er ganz bereit, alles Schöne und Angenehme mit vollen Zügen zu genießen. Hier auf dem Schiffe schien ihm Anna das Lieblichste und Anziehendste zu sein, darum wich er so wenig von ihrer Seite, wenn sie auf dem Verdeck saß, als irgend schicklich war. Anna ihrerseits freute sich des Verkehrs, als sie mit Mac Ever erst ein wenig bekannt geworden; er unterrichtete sie in der englischen Sprache und umgab sie mit der Sorgfalt eines Bruders; Anna nahm alles hin, dankbar und fröhlich wie ein Kind.

In einer Nacht klopfte es an ihre Kabinentür. Anna sprang rasch auf und fragte erschrocken, was es gebe? Aber kein Sturm, wie sie gefürchtet, war im Anzuge, sondern des alten Kapitäns Stimme fragte sie, ob sie das Leuchten des Meeres sehen wollte? Das war schon lange Annas sehnlichster Wunsch gewesen, in wenigen Minuten stand sie auf dem Verdeck. Welch ein unerwarteter Anblick bot sich ihr dar!

Rings um das Schiff her wogte bei dem frischen Winde und der schnellen Fahrt viel Schaum, das ganze Meer, soweit man sehen konnte, war mit kleinen schäumenden Wellen bedeckt, und das alles leuchtete in einem köstlichen Phosphorlichte weißlichgrün. Die Nacht war finster, aber Anna konnte alle Personen auf dem

Verdeck bei dem geisterhaften Lichte sehr gut erkennen. Zuerst machte es einen schaurigen Eindruck auf sie, aber bald überwog die Pracht dieses Anblicks das Gefühl des Unheimlichen. Die Segel leuchteten wieder, jeder Gegenstand auf dem Schiffe war deutlich zu sehen. Sogar an den Wolken war der Schein dieses Wunders zu erkennen. Alles war wie ein großes Feuermeer. Zuweilen konnte man große Klumpen wie Feuerkugeln unterscheiden, dann wurde eine Masse Schaum um dieselben her erleuchtet, daß sie aussahen, wie Phosphordampf, dann fuhren wieder unzählige kleine leuchtende Punkte umher und ließen feurige Straßen hinter sich zurück; zuweilen sah es aus, als ob eine glänzende Schlange auf dem dunklen Wasser hinführe, jeder schaumbedeckte Kopf einer Welle kam heran wie ein Feuerstrom; es schien, als ob die Nacht zum Tage geworden wäre, oder wenigstens, als ob es eine sehr helle Vollmondsnacht sei, — aber kein Stern war am Himmel zu sehen.

Anna war berauscht von der nie geahnten Pracht; oft schon hatte sie früher von dem Leuchten des Meeres gelesen aber bis heute keine rechte Vorstellung davon gehabt. Sie konnte nicht satt werden, dies eigentümliche Licht zu sehen und lehnte sich weit aus dem Schiffe hinaus, um die schäumenden Wellen am Bugspriet zu betrachten, denn dort und am Steuerruder war der Anblick am prächtigsten; da quoll von dem Ruder her, besonders bei jeder Bewegung desselben, ein wahrer Strom von Feuer hervor.

„Solch ein prachtvolles Meerleuchten habe ich auf

allen meinen Reisen noch nicht gesehen," sagte der Kapitän. Aber der alte Mann sah noch mehr als das. Er bemerkte, wie der junge Mac Ever trotz der gewaltigen Schönheit ringsum doch am meisten die kleine Anna bewunderte, fast nur Augen für sie hatte, deren einfaches Gesichtchen mit den dunklen Augen heute allerdings besonders hübsch aussah.

Nachdem sie sich wieder zur Ruhe begeben hatte, wanderte der junge Offizier oben noch rastlos auf und ab. Da legte sich plötzlich eine schwere Hand auf seine Schulter, und eine tiefe Stimme sagte:

„Junger Mann, wissen Sie, daß Fräulein Gendenberg verlobt ist?"

Mac Ever zuckte zusammen. Wie konnte jemand seine verborgensten Gedanken, die er sich selbst nicht zu gestehen wagte, wissen und aussprechen?

Er sah auf; die gutmütigen Augen des Kapitäns blickten ihn an, er konnte nicht heftig antworten; er erwiderte nach einer Pause:

„Ja, ich weiß es."

„So handeln Sie danach," entgegnete der Kapitän ernst; „sonst muß ich Ihnen sagen, daß das junge Mädchen von seinen Eltern mir anvertraut ist. — Kann ich mich auf Sie verlassen?" fragte er und bot Mac Ever die Hand.

„Ja," entgegnete dieser fest und schlug ein. Dann wandte er sich und verließ das Verdeck.

Mehr und mehr näherte sich der „Pilot" seinem Ziele; er hatte zwar keine sehr schnelle, aber eine glückliche Fahrt gehabt. Drei und einen halben Monat war er

unterwegs, als er endlich in den Fluß Hugly, an welchem Kalkutta liegt, einlief. Anna mochte kaum mehr das Verdeck verlassen, das fremde Land, welches sich jetzt ihren Blicken zeigte, bot des Interessanten zu viel für sie. Da war also ihre neue Heimat, unter diesem blauen Himmel sollte sie leben, unter dieser hellen Sonne glücklich sein! Wie schön waren die Ufer des Flusses! Diese fremden Bäume, diese seltsamen Gebäude dazwischen, diese lachenden Blumen! Aber höher noch klopfte ihr Herz, als hier und da ein Kahn mit Eingeborenen sich dem Schiffe näherte, Früchte, Erzeugnisse des Landes zum Verkauf anbietend; nun sah sie zum erstenmal die Menschen, um deretwillen sie auch nach Indien gegangen. Diese kleinen, fast nackten braunen Gestalten, — Anna sah sie mit Augen voller Liebe an. So also sahen die Leute in Ramkapur, in der Gemeinde ihres Verlobten, aus; wie wollte sie an ihnen arbeiten und sie lieb haben!

Der Lotse war an Bord und leitete das Schiff sicher über die gefahrvollen Stellen des Flusses; ein Tag, und nun hatten sie die Station Kadjere erreicht, der alle Passagiere mit Ungeduld und gespannter Erwartung entgegen sahen. Warum? Es war die Poststation; hierher wurden die Briefe gesandt, welche für die Reisenden aus Indien wie aus Europa in Kalkutta angekommen waren. Seit dreieinhalb Monat waren alle ohne Nachrichten geblieben, — was konnte während der Zeit im Völkerleben geschehen, welche Veränderungen im Familien- und Freundeskreise eingetreten sein! Auch Anna war voll fröhlicher Spannung, Briefe von Wilke,

von Vater und Mutter waren gewiß da. Wie sehnte sich das Kind, die treue Stimme des einzigen, den sie in diesem Lande kannte, wie verlangte es, die süßen Laute der Heimat zu vernehmen!

Kadjere war deutlich zu sehen, jetzt ruderte das Postboot heran, welches die heißersehnten Schätze trug; es kam näher und näher, — Anna hätte es mit den Händen herbeiziehen mögen, sie lehnte sich über Bord, eine sanfte Hand zog sie zurück, Mac Ever stand neben ihr.

„Geduld, Geduld, mein liebes Fräulein," bat er freundlich.

„O, ich freue mich so sehr," entgegnete Anna.

Der junge Offizier freute sich nicht. Natürlich mußte jetzt ein Brief ihres Verlobten kommen, bald er selbst. Dann mußte er zurücktreten, sie brauchte ihn nicht mehr, die unschuldigen Dienste, welche er ihr bisher geleistet, konnte er nicht mehr tun, er blieb in Kalkutta, sie ging weit in das Innere des Landes. Jetzt kam der Anfang des Endes. Nein, freuen konnte er sich nicht, aber er wollte ehrlich kämpfen, wie es einem Soldaten geziemte.

Anna sah auf, das ernste, fast traurige Gesicht Mac Evers fiel ihr auf. „Erwarten Sie keine Briefe?" fragte sie herzlich.

„Nun, hoffentlich hat meine Schwester mir geschrieben, meine Eltern sind ja tot, meine nächsten Verwandten, Onkel und Tante, wohnen hier in Kalkutta, vielleicht schreiben sie mir auch."

Eine Pause. Das Boot legte an. Behende erkletterte der Postbote das Verdeck, seine große lederne

Tasche hoch empor haltend. Alles umringte ihn. Nun nahm der Kapitän den kostbaren Inhalt in Empfang, ihn an die Passagiere auszuteilen.

Anna war ganz still. Einen Brief nach dem andern reichte ihr der Kapitän. Da war der treuen Mutter Hand, Anna küßte die lieben bekannten Schriftzüge, sie war also die erste, welche ihr Kind im fernen Lande begrüßte. Dann Tante Lilli, und manche Freundin, — aber vergebens suchte Anna nach einem Brief von ihrem Bräutigam. „Vielleicht erwartet er dich in Kalkutta und wollte da nicht erst noch schreiben,“ tröstete sie sich, und doch war es, als fehle ihr etwas. Jetzt hatte sie alle ihre Briefe, sie ging still nach der Kabine, um dort ungestört zu lesen und bei ihren Lieben zu sein.

— — Sie ging und kam nicht wieder, denn es war Nacht, düstere, schwarze Nacht um sie geworden. Kein Stern blinkte, rings alles finster. Den ersten Brief, den sie erbrochen, hielt sie fest in den Händen, sie hatte ihn nicht ausgelesen, nur das Eine hatte sie daraus ersehen, daß ihr Verlobter seit Wochen im Grabe ruhte, daß alle ihre Hoffnungen zertrümmert, daß alle ihre Lebenspläne mit ihm begraben waren, daß sie allein in der weiten, weiten Welt war.

Anna saß ganz still; über ihr ertönten fröhliche Stimmen, Füße gingen hin und her, — aber sie empfand so wenig davon wie ein Sarg, der tief im Innern der Erde ruht.

Der Wechsel von blühender Hoffnung zum Grabe war zu jäh gekommen für das arme Kind. — — —

Endlich bemerkte sie den Brief wieder, den sie noch immer in der Hand hielt; sie dachte daran, daß sie vor langer, langer Zeit einmal einen Brief bekommen, in welchem eine schreckliche Nachricht stand, und sie fühlte eine gewisse Neugierde zu wissen, ob auf diesem Papier noch dieselben Worte standen.

Mechanisch fing sie wieder an zu lesen, ja das wußte sie schon: Pastor Wilke war gestorben. Es zog sie an, näheres davon zu erfahren, — sie hatte ja diesen Mann auch gekannt, und es interessierte sie, mehr von ihm zu hören. Unter dem Lesen löste sich die gestaltlose Qual ihres Herzens, sie erkannte ihren Verlust, sah, was sie verloren. Aber sie las weiter, die milden, gottergebenen Worte ihrer Eltern verfehlten den Weg zu des Kindes Herzen nicht, wenn Schmerz und Liebe zusammentreffen, so entsteht die Träne. Gott sei Dank, heiße Tränen entströmten Annas Augen, und nun blickte sie auf zu Dem, der das Liebhaben besser versteht als arme Menschenkinder.

Unterdes hatte der brave Kapitän einen Brief gelesen, den Annas Vater an ihn gerichtet; derselbe gab ihm Kunde von dem Trauerfall und bat ihn, der verwaisten Braut mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, bis sie sicher bei der befreundeten Familie, welche in der Nähe von Kalkutta wohnte, sei.

Der alte Mann war zwar von Wind und Wetter hart und braun geworden, aber sein Herz war weich geblieben, er hatte selbst Kinder daheim, und so empfand er die zärtlichste Teilnahme für die arme kleine Anna.

Er erzählte den anderen Passagieren, welch schweres

Los einen von ihnen getroffen, und da war keiner, der nicht durch irgend ein Wort oder Zeichen zu erkennen gab, wie sehr er das arme Kind da unten bedauere.

Alle wußten es, nur Mac Ever, der wohl von allen den meisten Anteil daran nahm, hatte nichts gehört; er saß in seiner Kabine und las angekommene Zeitungen; die Zeit wurde ihm lang, er stieg aufs Verdeck, Anna war noch nicht zu sehen. Er ging im Salon auf und ab, um der erste zu sein, der sie beim Hinaufgehen begrüßte, und um zu erfahren, wer sie vom Schiffe abholen würde.

Er wartete lange. Er nicht allein. Den alten Kapitän drängte es auch, Anna zu sehen. Letzterer klopfte endlich an ihre Tür, Anna trat heraus. Ein Blick, — da sah sie, daß er alles wußte.

„Mein Bräutigam ist tot," sagte sie leise, aber ihre Stimme zitterte nicht, ihr Auge wurde nicht naß.

„Ich weiß es," entgegnete der bärtige Seemann, und eine Träne trat in sein Auge.

Anna bemerkte seine Bewegung und legte ihre kleine Hand auf seinen Arm. „Weinen Sie nicht," bat sie sanft, „Gott weiß, was am besten für ihn und für mich ist."

Verwundert blickte der alte Mann auf. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen, statt Unzufriedenheit oder maßlosem Schmerz diese Ergebenheit in Gottes Willen. Aber dies eine Wort Annas brachte ihm das Christentum näher, als viele Predigten es je getan; Leben und Wirklichkeit, Kraft und Macht der Religion

traten ihm entgegen, er hate die seinige bisher mehr für besonders gerührte Weihestunden aufgehoben.

Voll Respekt sah er das junge Wesen an, das mehr leisten konnte als er imstande war. Er blickte auf ihre kleine, weiße Hand, dann auf seine schwielige Rechte, — und doch, wer war der Stärkere von ihnen beiden?

Er bot Anna ehrerbietig den Arm und führte sie aufs Verdeck; hier machte ihr alles Platz und zollte ihr die Achtung, welche unverschuldetes Unglück stets einflößt; sie bemerkte die Bewegung nicht, setzte sich abseits und betrachtete wie im Traum die blühenden Ufer, welche den Fluß einrahmten. Mit wie anderen Augen, als vor wenigen Stunden! Die Landschaft, welche eben noch im Sonnenschein lachte, lag jetzt wie schlafend oder tot unter den versengenden Strahlen; und da, — ein kleiner Hügel. Sollte das vielleicht Wilkes Grab sein? Nein, aber so ähnlich mußte es aussehen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, da sah sie plötzlich das besorgte Gesicht des jungen Mac Ever neben sich.

„Fräulein, was fehlt Ihnen?“ fragte er hastig. „Haben Sie traurige Nachrichten erhalten?“

„Mein Bräutigam ist tot,“ erwiderte Anna.

„Tot? Tot!“ wiederholte Mac Ever, „tot, — o nein.“

„Ja wohl, er liegt schon seit drei Monaten im Grabe,“ wiederholte das junge, bleiche Mädchen weinend.

Er antwortete nicht. Tot? — Warum regte denn dies eine kleine Wort den Offizier so furchtbar auf,

warum bestürmte eine Fülle von Gedanken sein Gehirn und trieb ihm das Blut ins Angesicht? Er schwieg, endlich bat er: „Erzählen Sie mir etwas mehr davon.“

Anna tat es, und unter dem Sprechen wurde sie wieder ruhig und still; erstaunt sah Mac Ever sie an, denn aus jedem Worte konnte er den frommen Sinn, das kindliche Gottvertrauen der Sprecherin vernehmen. Diese Klänge waren ihm nicht fremd. Er war eigentlich, was man so nennt, ein guter Christ; aber er hatte seine Religion bis jetzt noch wenig zur Tat werden lassen; er konnte wohl verstehen, daß man einen tiefen Schmerz mit Heldenmut trage, aber diesen Mut mußte man aus einer eigenen Kraft schöpfen; daß aus Gott eine lebendige Quelle strömt, welche Stärke genug gibt den Unvermögenden — davon wußte er wohl, hatte es aber noch nicht selbst probiert.

„Und wohin werden Sie nun gehen?“ fragte er nach einer Pause.

„Zu Freunden oder doch Bekannten meiner Eltern, Daltons, welche in oder vor Kalkutta wohnen.“

„Sind diese von Ihrer Ankunft benachrichtigt?“

„Gewiß. Mein Vater hat ihnen geschrieben!“

„Sollten sie aber nicht am Landungsplatze sein,“ entgegnete Mac Ever, „darf ich Sie dann zu diesen Daltons begleiten?“

„Nein, in diesem Falle werde ich für Fräulein Gendenberg Sorge tragen,“ ließ sich hier die Stimme des Kapitäns vernehmen, „ihr Vater hat mich noch heut darum ersucht.“

Anna sah ihn dankbar an. „O wie gut sind Sie gegen mich.“

„Wer sollte es gegen Sie nicht sein, kleines Blümchen,“ murmelte der alte Mann.

„Wer sollte es gegen Sie nicht sein!“ wiederholte leise Mac Ever.

Noch zwei Tage vergingen, dann war Kalkutta in Sicht. Alle freuten sich der nahen Landung und mochten es kaum erwarten, bis sie den indischen Boden betreten konnten, der ja aller Ziel und Sehnsucht war. Auch Anna hatte danach verlangt und Tage und Stunden gezählt, die bis dahin noch vergehen mußten. Aber nun war es ihr so gleichgültig, ob sie ans Land ging oder auf dem Schiffe blieb, — die Freude und Erwartung ringsum ging sie nichts an, sondern ließ sie kalt und fremd. Dennoch aber war sie froh, als ein Boot sich dem ankernden Schiffe nahte und ein freundlicher Herr das Schiff bestieg, der nach einer kurzen Zwiesprache mit dem Kapitän von diesem braven Mann Anna als Georg Dalton Esq. vorgestellt wurde, der gekommen war, sie abzuholen. Anna reichte ihm dankbar die Hand, die er immerfort drückte und dabei ein Mal übers andere versicherte, wie sehr seine Frau und seine Töchter sich freuten, sie als Gast zu empfangen. Anna war sehr bewegt, ja, es war doch etwas Wunderbares um die Liebe, welche der Unbekannten auf fremdem Boden schon die Stätte bereitet hatte.

Nun kam der Tumult und Lärm des ans Land Gehens. Während der freundliche Mr. Dalton Annas Gepäck besorgte, nahm diese Abschied von der Frau

Detmold, von dem väterlichen Kapitän und von Mac Ever, der ihr wert war wie ein Freund. Alle sahen dem bleichen Kinde mit bewegtem Herzen nach. Auf immer hatte sie ihnen Lebewohl gesagt. Aber der junge Offizier sagte leise für sich: „ich sehe dich bald wieder.“ Er überlas die sorgfältig aufgeschriebene Adresse Daltons und dachte, daß es nicht zu den Unmöglichkeiten gehören würde, Zutritt in jenem Hause zu erlangen.

X.

Und wenn ich hätt' die ganze Welt
Und Kaiserkron' und Kaisergeld,
Doch bin ich arm geblieben,
Wenn ich nicht trag' im tiefen Sinn,
Herr Gott, durch den ich selig bin,
Dein still verborgnes Lieben.

So traurig Anna auch war, konnte sie sich doch der Fülle von neuen Eindrücken, welche jetzt auf sie eindrangen, nicht entziehen. Kalkutta heißt nicht umsonst die „Stadt der Paläste". Mit einem Male entfaltete sie sich in ihrem vollen Glanze vor den staunenden Augen der jungen Abendländerin. Die prachtvollsten Gebäude in den verschiedensten Formen und Farben wechselten mit den schönsten Gärten; hier ragte ein schlankes Minaret empor, dort wurde eine Pagode oder eine Moschee sichtbar; da fesselten hohe, weiße Marmorsäulen den Blick. Und zwischen all der nie gesehenen Pracht flutete ein Menschenstrom, so groß und bunt, daß Anna sich nicht entsann, je in den Straßen ihrer Heimat einen ähnlichen Anblick gehabt zu haben. Alle Nationen schienen vertreten, vom hellen Weiß des Europäers bis zum tiefen Schwarz des Afrikaners und alle Schattierungen dazwischen, — sämtlich in die hellen Farben des Südens eigentümlich gekleidet, — dazu ein

Lärm und Geschrei, die Last- und die Wasserträger, die Verkäufer, welche in weit offenen, verandaartigen Läden ihre Waren feilboten. — Anna wurde fast bange; das Neue der Szene beengte sie, fremd fühlte sie sich in der fremden Stadt; einen Augenblick wollte sie näher an ihren Begleiter rücken — aber ein Blick auf seine, wenn auch wohlwollenden, doch auch fremden Züge, sagte Anna, was sie sich in diesen Tagen tausendmal gesagt hatte: daß sie allein sei.

Weiter ging's, die Fahrt dauerte lange. Die Villa des Herrn Dalton lag jenseits der Stadt, welche sich an dem Hugly hinaufzieht. Anna wurde müde, und zuletzt dachte sie nicht mehr an Einsamkeit, sah nicht mehr die herrlichen Paläste und die noch viel herrlicheren Bäume, sie hatte nur ein Verlangen: sich ganz ruhig in einem Zimmer niederlegen zu können, in einem Zimmer, das still stände und sich nicht bewegte, den schmerzenden Kopf mit kühlem Wasser zu netzen und dann zu schlafen; sie hatte so lange nicht mehr geschlafen und war kaum neunzehn Jahre alt.

So ging es denn wie ein Traum an ihr vorüber, daß sie vor einem wunderschönen Hause Halt machten, daß viele Bediente sie umgaben, daß dann mehrere Damen sie in deutscher Sprache begrüßten, daß sie in einem hohen Zimmer Thee trank; sie merkte es auch kaum, daß sie in ein anderes Zimmer geführt, entkleidet und in ein Bett gelegt wurde, welches weiße Vorhänge duftig umwallten, — sie schlief, wie nur jemand schlafen kann, dessen Leib und Geist gleichermaßen abgespannt ist.

Bist du, lieber Leser, schon je so müde gewesen?

Lassen wir sie schlafen und machen uns mitterweile mit der Familie, welche sie gastfreundlich aufgenommen, bekannt.

Dalton Esq. war ein Engländer, welcher, wie so viele seiner Nation nach Indien gegangen war, sein Glück zu machen. Er war der Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, gute Empfehlungen begleiteten ihn nach Kalkutta, die beste aber war sein redlicher Sinn und seine tüchtigen Kenntnisse. Er stieg Stufe für Stufe auf der Glücksleiter empor, bald war er, was man sogar in Indien einen gemachten Mann nennt. Er baute sich eine entzückende Villa, richtete dieselbe aufs kostbarste ein, umgab sich mit allem Luxus, den seine Verhältnisse erlaubten, und nun fehlte seinem Glücke nur noch eins: eine Frau. Aber wo die finden? In Indien gibt es nicht viele europäische Frauen, und die wenigen gefielen ihm nicht. Er reiste also nach Deutschland, wo er sein Blümchen Wunderhold schon wohnen wußte; hier war es, wo er Ferdinand Gendenberg kennen lernte und dieser ihm einige Dienste leisten konnte. — Er kehrte mit seiner jungen Frau nach Indien zurück, und nun schien seinem Glücke wirklich nichts mehr zu fehlen. Was man mit Geld erkaufen konnte, hatten Daltons. Auch die besseren Güter: Liebe, Fröhlichkeit, Gesundheit, Friede fehlten in der Familie nicht, und so war die Atmosphäre, in der die Daltonschen Kinder aufwuchsen, eine harmonisch schöne.

Als Anna am andern Morgen mit schmerzlosem Kopf und frischen Sinnen im Kreise dieser Familie saß, war sie nicht unempfänglich für die Güte, welche sie

von allen Seiten umgab, um so mehr, da diese auf die feinste und taktvollste Weise geäußert wurde; dennoch fühlte sie sich auf sich selbst angewiesen, sie, welche noch nie selbst gehandelt hatte, welche hier einen starken Arm zu finden erwartete, der sie durchs Leben führen sollte, — sie sollte jetzt selbst entscheiden. Die Zukunft lag dunkel vor ihr, und doch drängte es sie, sich dieselbe gestalten zu sehen.

„Sie sollten jetzt gar nicht von dem sprechen, was werden soll," sagte die gütige Mrs. Dalton, „jetzt müssen Sie nur still hier bleiben und ausruhen."

„Wir wollen alles tun, damit es Ihnen hier gefällt," fügte Mary, die jüngste Tochter des Hauses, hinzu.

Annas Augen füllten sich mit Tränen. „Sie sind alle so gütig," sagte sie, „wenn Sie mich nur eine kleine Zeit hier behalten wollen, ich will heut an meine Eltern schreiben, sie werden mir den besten Rat geben."

„Denken Sie denn daran," fragte Mrs. Dalton, „wieder nach Europa zurückzukehren?"

„Nein," entgegnete Anna entschieden, „ich glaube, das wäre nicht recht. Gott hat mich hierher gebracht zu den Heiden, — da darf ich doch nicht wieder fortgehen."

„Wollen Sie denn doch noch Missionarin werden," rief Violet, die andere Tochter aus.

„Gewiß," war Annas Antwort, „das ist ja mein Beruf."

„Ja, wenn Sie, wenn Sie," — stotterte Mary und brach ab, da sie ihrem Gast weh zu tun fürchtete.

„Wenn ich Pastor Wilke geheiratet hätte," ergänzte

Anna, „aber ich denke, daß ich doch noch an den armen Heiden arbeiten kann."

„O wenn Sie nur wüßten, was die ‚armen Heiden' für Leute sind," rief Violet.

„Und sie sind ebenso glücklich, als wenn sie Christen wären," fügte Mary hinzu.

Ein Augenwinken der Mutter ließ die Töchter schweigen; sie fürchtete, Anna würde verletzt sein, aber diese hatte die letzen Worte nicht gehört. Sie saß in tiefen Gedanken, denn sie hatte sich plötzlich auf der Entdeckung ertappt, daß mit ihres Bräutigams Tod nicht Liebe und Hoffnung in ihr gestorben war. War es denn wirklich nur Ergebung in Gottes Willen, der sie seinen Verlust ertragen ließ, oder hatte sie ihn, — schrecklicher Gedanke, — nicht genug, nicht ganz lieb? Er war tot, und dennoch brach nicht ihr Herz entzwei. Die arme Anna machte sich bittere Vorwürfe, und die Träne in ihrem Auge hatte jetzt eine andere Ursache, als Daltons dachten.

Heute noch schrieb Anna an ihre Eltern. Sie sprach ihnen Trost zu und bat sie mit kindlichem Herzen, zu glauben, daß Gott ihr helfen würde. Sie sprach es aus, daß sie gern in Indien bleiben möchte und eine Arbeiterin in Gottes Weinberg hier werden, wenn auch in anderen Verhältnissen und an einem anderen Orte, als sie gehofft. Sie fragte, ob sie nicht an Onkel Heinrich und Tante Marie Stieg schreiben sollte, welche hier in Indien, obgleich weit von Kalkutta, arbeiteten, daß eins von ihnen Anna abholte und sie ihnen bei ihrer Arbeit hülfe; im Fall den Eltern dieser

Vorschlag recht wäre, bat Anna sie, gleich von Europa aus an Stiegs zu schreiben; bis dahin hoffte sie, bei Daltons zu bleiben, die so sehr gut gegen sie wären, „obgleich das reiche, großartige Leben, das sie führen, so ganz anders ist, als bei uns und mich ängstigt,“ fügte sie mit einigem Herzklopfen hinzu.

Nachdem dieser Brief abgeschickt, wurde es Anna etwas ruhiger ums Herz, — jetzt war geschehen, was für den Augenblick geschehen konnte, nun mußte die Antwort erwartet werden. Sie konnte nicht zweifeln, daß dieselbe bejahend ausfallen würde, und Annas elastische Natur sah sich nach wenigen Tagen schon wieder ab und zu in einem schönen Arbeitskreise walten, wenn auch noch ein dunkler Trauerschleier über demselben lag.

Nachdem Anna so den festen Entschluß gefaßt und ausgesprochen, in Indien als Missionarin zu bleiben, fühlte sie sich allmählich ein wenig sicherer, und wie der Wanderer beim mühsamen Bergsteigen, wenn er einen festen Standpunkt erreicht hat, still steht und einen Blick um sich wirft, so sah nun auch Anna umher.

Ja, es war hier allerdings ganz anders als zu Hause. Das Land, die Leute, die Trachten, das häusliche, wie gesellschaftliche Leben, — alles so anders! Zuerst hatte Anna sich scheu zurückgezogen vor jeder fremden Berührung, und man hatte sie mit zarter Güte gewähren lassen. Aber der liebenswürdige Ton, welcher in der Daltonschen Familie herrschte, zog sie an, obgleich sie sich sagen mußte, daß hier wohl innige Familienliebe wohne, aber das wahre Gold der Gottesliebe fehlte,

und daß in dem Konzert, welches von Reichtum, Jugend, Frohsinn und Herzensgüte hier ertönte, kein tieferer Psalmenton erklang. Anna vermißte es auch schmerzlich, daß keine Brücke die Herrschaft mit der zahlreichen Dienerschaft verband; es gab hier so viele Diener, wie daheim kaum in einem Palaste; jedes Geschäft hatte seinen eigenen Besorger; Anna konnte nicht in den Garten gehen, ohne solche weißgekleidete Gestalt hinter sich zu sehen, es konnte kein Wunsch mehr in ihr aufsteigen, der nicht schon von einem Diener vorhergesehen und erfüllt wäre. Man merkte auch, die Untergebenen fühlten sich wohl in diesem Hause; allein Anna konnte es nicht verwinden, daß diese Leute zum größten Teil Heiden waren und daß niemand sich um ihre unsterblichen Seelen zu kümmern schien. Sie sprach dies gegen Mary und Violet aus, aber diese versicherten, daß das hier niemand tue, daß es nicht Sitte sei, daß man keine Zeit dazu habe, und daß die Bedienten gewiß nur aufgeblasen würden, wenn man sich speziell um sie kümmere.

Anna schwieg, aber sie nahm sich fest vor, wenn sie der fremden Sprache erst ganz mächtig, wollte sie hier mit der Missionsarbeit anfangen.

Die Zeit verging; eines Tages sah Anna mit Vergnügen, wie ein Diener draußen ein allerliebstes kleines Pferd umher führte. Herr Dalton trat zu ihr und sagte:

„Gefällt Ihnen das Pferdchen, Miß Anna?"

„O sehr, sehr! Es ist zu nett," war die Antwort.

„Zu nett!“ wiederholte Mr. Dalton, „als ob für Sie etwas zu nett sein könnte.“

„Für mich?“ Anna schaute verwundert ein Gesicht nach dem andern an, alle sahen sehr vergnügt aus und Mary rief:

„Das Pferd hat Papa für Sie einreiten lassen, er schenkt es Ihnen, damit Sie morgens mit uns reiten.“

Da Anna schwieg, sagte Mrs. Dalton: „Ja, mein Kind, es ist durchaus für Ihre Gesundheit notwendig, daß Sie früh vor Tagesanbruch reiten und frische Luft schöpfen; wenn es hernach heiß ist, können Sie die versäumte Ruhe nachholen.“

Annas Herz klopfte, ihre Augen funkelten, der alte Junge erwachte wieder in ihr. Reiten! Reiten! ein Pferd besitzen und auf seinem Rücken frei wie ein Vogel dahinfliegen! — Aber plötzlich zog ein Schatten über ihr Angesicht, — würde es sich für eine Missionarin, für dies Trauergewand, welches sie trug, schicken, solch einem Vergnügen obzuliegen? Jedoch Mrs. Dalton versicherte sie mit aller Lebhaftigkeit, die ihr eigen war, daß das Reiten eine Bedingung zur Erhaltung der Gesundheit für Europäer in diesem heißen Klima sei; daß es wohl in Deutschland hier und da auffalle, wenn Damen ritten, daß hier aber die ältesten Frauen und strengsten Missionarinnen es täten. — Nachdem so Annas Gewissen beschwichtigt war, gab sie sich der vollen Freude über den bevorstehenden Genuß hin; Mary aber konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Halten Sie denn das Reiten für Sünde?“

„Nein, nein,“ entgegnete Anna, „aber wenn es sich für mich nicht schickte, so hätte ich es lassen müssen.“

„O!“ rief Mary, „es ist aber doch nicht hübsch, wenn einem die Religion so vieles verbietet, was Vergnügen macht.“

„Still, Kind,“ sagte jetzt Mrs. Dalton, „die Religion verbietet uns nur unrecht zu tun, sonst können wir leben wie wir wollen; du weißt aber, daß Papa und ich solche Gespräche nicht lieben.“

Was war das aber für eine Lust, das Pferd, welches Anna „Pussi“ nannte, zu besteigen, — es erst schüchtern und langsam, dann immer beherzter in Bewegung zu setzen und endlich es ausgreifen zu lassen, als gälte es Leben und Glück zu erjagen. Und dann diese Morgen hier! Noch senkte nicht die indische Sonne ihre Strahlen senkrecht hernieder, das frische, lachende Grün lag da, wie ein schlummerndes Kind, welches den Kuß der Mutter erwartet, der es zum neuen Leben weckt. Da stand der edle, schlanke Palmbaum, daneben die Pipul, welche mit ihren grünen Blättern altes Mauerwerk bedeckt, die prächtige Magnolia, der Babul mit seinen goldenen Kugeln, der Bambus mit seinen langen und anmutigen Zweigen, — und zwischen diesen Herren des Pflanzenreiches steckten die Kakteen ihre brennend roten Blumen hervor; wie Purpurlippen leuchteten die herrlichen Blüten des Ixorastrauches, dazwischen erblickte man wieder und wieder den glänzenden Fluß, welcher wie Silber durch das üppige Grün leuchtete, — und nun diese ganze Szenerie gebadet in einem weichen Lichte, welches weder ein Maler noch eine Feder zu

schildern vermag, dazu eine frische, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft, welche sich erquickend und erfrischend um die Sinne und Glieder der Reiter legte, — stelle man sich dies ein wenig vor, und man wird ahnen können, wie bezaubert die für Schönheit so empfängliche kleine Anna von diesen Morgenritten heimkam.

Dann folgte nach kurzer Ruhe und einem erquickenden Bade das gemütliche Frühstück, dem Mr. Dalton selten beiwohnte, da seine Geschäfte ihn zu dieser Zeit gewöhnlich nach Kalkutta riefen; aber darum war es für Anna fast gemütlicher, da Mrs. Dalton ihr von Indien und den herrlichen Reisen, die sie gemacht, erzählte. Wenn dann die vier Damen so beisammen saßen in dem hohen, luftigen Zimmer auf den bequemen Schaukelstühlen, drei von ihnen in leichte weiße Gewänder gehüllt, alle so herzlich, freundlich, bald ein neues Buch lesend, bald mit einander musizierend und singend oder ein wenig malend, sich kleine Überraschungen für den heimkehrenden Vater ausdenkend, — dann schrak Anna zuweilen auf, wenn der eingeborne Sprachlehrer gemeldet wurde, der sie unterrichtete. Diese Sprachstunde hatte Anna mit Recht als eine wichtige Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf angesehen, als die einzige, welche sie jetzt machen konnte, — und diesen Unterricht konnte sie in dem behaglichen dolce far niente des Lebens fast vergessen! Sie raffte sich auf, war fleißiger als je, nach der Arbeit konnte sie sich dann mit viel ruhigerem Gewissen dem behaglichen Nichtstun ergeben.

Nun stand die Sonne im Mittag, Menschen und Tiere hielten Siesta, Anna auch. Sie lag auf der

weichen Bambusmatte, ihr Auge fiel auf lauter schöne Gegenstände, welche mit Eleganz und Geschmack in ihrem Zimmer geordnet waren. Die Jalousieen waren geschlossen, vergebens irrte das goldene Licht draußen umher, sich den Eingang zu erzwingen; leise tönte das Wehen des großen Luftfächers, den ein Diener in Bewegung setzte, und so schlief Anna sanft ein. Nach dem Erwachen wartete wieder ein erfrischendes Bad ihrer, und dann verfloß die Zeit bis zum späten Mittagessen um acht Uhr so angenehm, unterbrochen durch kleine Spaziergänge, Ausfahrten oder Besuche; das Essen auf der Veranda, während träumerisches Abenddunkel alle Gegenstände einhüllte und zahllose Feuerfliegen wie Lichtfunken zwischen den schattigen Bäumen umherflogen und die indischen Glühwürmchen unter den Blumen und Gebüschen umherkrochen; fast hätte man denken mögen, es seien kleine vom Himmel gefallene Sternchen, welche hier zitterten, aber wenn sich dann das Auge zum tiefblauen Himmel erhob, so leuchteten hier so unzählige Sterne in südlichem Glanze, daß unmöglich auch nur einer mehr dort noch Platz gehabt hätte.

Es war ein süßes, verführerisches Leben, dem nichts zum vollen Glücke fehlte.

Nichts? —

Natürlich war es, daß dies für Anna ganz neue Gefühl von fortwährender Muße und ungestörter Lust unter den milden Lüften und süßen Düften des Landes in einer Fülle von Genüssen wie im ewigen Sonnenschein nicht ohne eine berauschende Wirkung bleiben konnte. Bisher in einem Leben voll ernster Arbeit

stehend, dann von einem jähen Schmerz niedergeworfen, glich ihr Sein jetzt dem träumerischen Dahingleiten auf einem Flusse. Die Ruder ruhen, die Wellen tragen leise den Kahn zwischen blühenden Ufern daher; sanfte Musik ertönt und vermischt sich mit den Phantasieen des Fahrenden. Er sagt nicht: „O daß es doch immer so bliebe," aber er hat weder Kraft noch Lust, die schöne Fahrt zu beendigen. Wohl weiß er, daß dort am Ufer hinter den trügerischen Blumen hungernde Menschen wohnen, welchen die Ladung des Kahnes das Leben retten würde, — einige feste Ruderschläge und er landet, kann Segen bringen ringsumher. Aber die Fahrt ist so erquickend, die Armen sind nicht so gar hungrig, und es ist so unbequem, inmitten dieser lachenden Landschaft an Unglück zu denken, — stille, stille, das Leben ist so schön. Jedoch da unten ragen harte Felsen in den Fluß, stößt dein Kahn daran, so wird er zerschellen; und hüte dich, daß die Strömung dich nicht ergreift, dann treibt dein Nachen willenlos dem großen Meeresgrabe zu. —

„O Anna," sagte Violet, „sieh doch nur, welch ein reizendes weißes Kleid Mama dir gekauft hat, liebe einzige Anna, zieh es doch zu unserem Ball an, bitte, bitte."

„Violet, ich kann mein schwarzes Kleid nicht ablegen."

„Schon acht Wochen trägst du es; hier ist es nicht Sitte, so lange zu trauern, das Klima verbietet es. Mama sagt, es wäre ihr ordentlich heiß, dich stets in dem schwarzen Kleide zu sehen."

„Aber ich kann es zum Ball gerade nicht ablegen; sieh, ich tanze ja doch nicht.“

„Unsinn,“ rief Violet, „kein Mensch verlangt von dir, daß du tanzen sollst; aber vergnügt mußt du mit uns sein, o Herzensanna, bleibe doch immer hier, du bist uns allen so lieb.“

„Nein, nein,“ wehrte Anna, „sobald mein Vater geschrieben, werde ich fortgehen.“

„Willst du denn immer noch zu den alten Heiden gehen,“ schmollte Violet, „nein, du bist wirklich zu gut und zu hübsch dazu. Papa hat das neulich auch gesagt.“

„O pfui,“ rief Anna, „sprich doch nicht so etwas, das ist unrecht.“

„Ja, was du unrecht nennst. Aber du findest tausend Dinge unrecht, die die besten Leute tun. Dann wäre es wohl von Papa und Mama, Mary und mir auch unrecht, daß wir nicht mit dir gehen, um dumme, schmutzige Frauen zu unterrichten und ungesittete braune Kinder zu zivilisieren?“

„So meine ich es nicht,“ sagte Anna gepreßt, „aber zuweilen ist für den einen Menschen Sünde, was für den andern ganz recht ist. Für mich wäre es ganz gewiß Sünde, wenn ich hier bliebe.“

Während Anna dies jedoch ernst erklärte, sagte eine Stimme in ihr fortwährend: „sollte es wohl Sünde sein?“ Und von dem ganzen Gespräch war ihr das bedeutendste Wort „du bist zu gut und zu hübsch dazu.“ War sie wirklich hübsch? Früher war nie davon die Rede gewesen, aber jetzt hatte ihr der Spiegel schon mehrere Male gesagt, daß sie durchaus nicht übel

aussehe. Und wenn sie nun zum Ballabend ein weißes Kleid trüge, würde sie dann wohl noch hübscher erscheinen? O pfui, sie errötete über sich selbst. Nein, sie wollte das Trauergewand behalten. — Aber wie, war das nicht undankbar gegen Daltons, die sie mit Liebe überschütteten? Undankbar wollte Anna nicht gern sein: was lag auch am äußeren Kleide? Ja, sie wollte das Opfer bringen und Daltons zu Liebe das weiße Kleid anlegen.

Welch einen großartigen und prachtvollen Anblick gewährte Mr. Daltons Haus an jenem Abend, als es festlich beleuchtet war! Die Säle und Zimmer in den edelsten Verhältnissen, groß und hoch, da man in diesem heißen Klima viel Luft gebraucht. Die vielen Türen ringsum geöffnet, leichte Gazevorhänge wallen vor ihnen herunter zum Schutz gegen die Insekten und Fledermäuse, die nach Sonnenuntergang draußen ihre Herrschaft beginnen. Vielarmige Kandelaber hängen an den Wänden; sie enthalten Gläser, in denen Kokosnußöl brennt, welches Ströme von Licht in den weiten Räumen verbreitet; in diesem Lichtmeer spiegeln sich die glänzenden Wände, die mit Stuck aus weißen gestoßenen Muscheln bekleidet sind. Den Fußboden der meisten Zimmer bedeckt ein feines, glänzendes Geflecht von Rohr. Schöne Möbel, aus den seltensten und kostbarsten Holzsorten verfertigt, sind überall auf geeignete Weise verteilt, die zahlreiche Dienerschar in schneeweißen Gewändern harrt jedes Winkes, — Reichtum und Luxus überall.

Selbst Anna, welche diese Räume kannte, war heut

von der Pracht, die sie im Lichtglanz ausstrahlten, geblendet. Sie trug ein schönes, aber einfaches weißes Kleid, mit schwarzem Krepp garniert. Der Kopf war nur mit Locken geziert, die feste Flechte war dem Klima nicht angemessen und hatte längst der bequemeren Tracht weichen müssen; aber wußte Anna heut wohl, wie hübsch sie aussah, und wie die eleganteste Toilette sie nicht so gut kleiden konnte, wie ihr schlichtes Kleid mit dem Zeichen der Trauer daran?

Wenn sie es nicht wußte, — und sie hatte in diesem Augenblick keinen anderen Gedanken als den, eine stille Ecke zu gewinnen, — so wußte es doch jener junge Offizier, welcher so bald als möglich sich in ihre Nähe zu bringen suchte, ganz gewiß.

Anna war anfangs betäubt von dem Glanz und Geräusch, das sie umgab. Überall fremde Gesichter, ihr wurde angst, und lauter als seit vielen Tagen sprach die innere Stimme zu ihr: „Du gehörst nicht hierher."

„O Fräulein Gendenberg, Fräulein Gendenberg," tönte es plötzlich in deutscher Sprache neben ihr. Überrascht sah sie auf. Mit einem Gesicht, als habe er eben einen großen Sieg errungen, stand Mac Ever vor ihr und sagte: „Wie freue ich mich, Sie zu sehen."

Es bedurfte der Worte nicht, man sah ihm die helle Freude an; auch Anna freute sich, den Reisegefährten hier unter all den Fremden wieder zu erblicken.

„Aber wie kommen Sie hierher?" fragte sie. „Kennen Sie Daltons?"

„O ich lernte sie kennen," war die Antwort, „einem

Soldaten ist nichts unmöglich; wenn er etwas will, so setzt er es auch durch."

Wenn Anna es jetzt noch nicht merkte, daß sie der Magnet war, der Mac Ever nach Daltons Hause gezogen hatte, so mußte dieser Abend es ihr wohl klar machen. Der junge Offizier gab sich auch gar keine Mühe, seine Zuneigung für Anna zu verbergen; — da sie nicht tanzte, so betrachtete er den Tanz für heute auch als eine ungesunde, anstrengende Bewegung. Anna waren seine Aufmerksamkeiten zuerst angenehm, dann unbequem und nach einiger Zeit sogar lästig. Nicht nur, daß sie fürchtete, sie würden anderen auffallen, — sie wollte gern zwei Personen sehen, von denen sie viel gehört, und die heute abend beide hier sein sollten.

Die eine war Edgar Harrach, ein Mann, von dem das Gerücht Wunderdinge erzählte. Er war fast in allen Erdteilen zu Hause, hatte Taten von großer Unerschrockenheit verrichtet, sich mit Menschen und Tieren herumgeschlagen, gewöhnlich dem Unterdrückten helfend. Äußere Mittel schienen ihm in unbeschränktem Maße zu Gebote zu stehen, ja bei den abergläubischen Hindus galt er für einen Zauberer, dem übernatürliche Kräfte dienten. Erst seit kurzer Zeit in Indien, war er der Löwe aller Gesellschaften, der Liebling der Frauen, der Neid der Männer, ohne daß er dies selbst zu wissen oder ihm irgend etwas daran gelegen zu sein schien.

Die zweite Person, die Anna zu sehen wünschte, war die Frau eines englischen Kapitäns, Mrs. Nomount, von deren Schönheit man überall mit der lautesten

Anerkennung sprach. Anna brauchte nicht lange zu suchen: die schwarzen Locken einer großen, überaus schönen Dame zeigten ihr bald, wo Mrs. Romount war, und Mrs. Dalton war so gütig, Anna ihr vorzustellen, deren bewundernde Blicke die junge Frau nicht verkennen konnte.

„Setzen wir uns ein wenig in dies Zimmer," sagte sie in etwas fremd klingendem Deutsch, und sie zog Anna in ein reizendes Kabinett, in dem die schönsten Pflanzen ihnen ein freundliches Willkommen zuzuwinken schienen.

Anna hielt die Hand der schönen Frau; Schönheit zog sie stets an, und sie wußte nicht, ob sie dies köstliche blauschwarze Haar, von dem sie bis jetzt nur gehört, es nie gesehen hatte, oder die blitzenden Augen am meisten bewundern sollte; dazu sprachen die Freundlichkeit und die Laute der Heimat zu ihrem Herzen.

„Sie sind keine Deutsche?" fragte sie.

„Nein, mein liebes Kind," sagte Mrs. Romount, „aber ich habe eine glückliche Zeit dort erlebt. Ich heiße Annunziata, — der Name sagt Ihnen wohl, daß Italien meine Heimat ist."

„Und wie —" Anna stockte.

„Wie komme ich hierher nach Indien," ergänzte Annunziata lachend. „Haben Sie schon geliebt?" fragte sie plötzlich.

Anna senkte das Auge; der jungen Frau Blick fiel auf den schwarzen Krepp am Kleide.

„O ich weiß, ich weiß! Aber daraus folgt noch nicht, daß Sie geliebt haben. Sie sehen nicht so aus,

Sie sind noch so Knospe. Schade, daß wir Kallutta verlassen, — sonst wollte ich es Ihnen genau sagen, wann Sie lieben. Ich meine nicht das, was man oft so nennt, das ist wie Sternenschein. Aber die Sonne, die Sonne," — und dabei sah Annunziata selbst wie eine strahlende Sonne aus.

Anna senkte den Kopf. Hatte sie Wilke geliebt, — war sie fertig mit dem Leben, mit Lieben und Jugend — oder sollte Glück und Kampf ihres Lebens nicht in dieser kurzen und leichten Weise durch ein ergebenes Verzichten an der Schwelle ihrer Jugend zu Ende kommen? — Nein, sie fühlte sich so alt, — und doch auch wieder so jung, so jung.

Die schöne Frau war Annas Gedanken nicht gefolgt, offenbar war sie mit ihren eigenen beschäftigt. Eine Fortsetzung derselben war es, wenn sie wie für sich sagte: „Wie ich hierher komme? O, ich wäre mit ihm ans Ende der Welt gegangen. Nur bei ihm sein! Mit ihm war der Nordpol nicht kalt, die Wüste nicht einsam. Und wenn Gott, und wenn alle Menschen, und wenn der Teufel selbst Nein gesagt und sich uns in den Weg gestellt hätte, — wir wären hindurch gegangen, denn es konnte keins ohne das andere sein."

Anna hörte die leidenschaftlichen Worte, sie klangen ihr wie aus einer fremden Welt. Sie berührten ihr Ohr mit Sirenenton; „o so lieben und so geliebt werden, das muß herrlich sein!" aber zugleich fühlte sie, daß solche Flammen wie in dem Herzen dieser Frau glühten, nicht nur leuchteten und erwärmten, sondern auch verzehrten, da sie von keiner Fessel gebunden, unter kein

höheres Gesetz gebeugt waren. Aber schön, wunderschön war die Frau, hinreißend in ihrer Bewegung.

„Mrs. Romount" —

„Nennen Sie mich Annunziata, so nennt er mich immer, und ich habe Sie lieb, armes Mädchen. O wie wünschte ich Ihnen das beste Glück."

„Haben Sie Kinder?"

„Einen Knaben, sein Ebenbild. Mag er auch einst eine Annunziata finden, die ihn über alles liebt."

„Und Sie verlassen Kalkutta?"

„Meines Mannes Regiment ist nach Delhi versetzt. — Schade, daß ich Sie nicht eher sah. Vielleicht kommen Sie einmal nach Delhi."

„O wie sollte das geschehen!" rief Anna. Es tat ihr sehr leid, daß die interessante Frau Kalkutta verließ, doch sie würde die Stadt ja bald auch verlassen.

Jetzt trat Edgar Harrach in das Zimmer. Mrs. Romount stand rasch auf. „Ich will nach Hause fahren, mein Mann konnte mich heute nicht begleiten, und ich versprach, bald zu kommen."

Sie drückte einen Kuß auf Annas Stirn. „Kind," flüsterte sie, „ich möchte Sie gern sehen, wenn Sie lieben."

Fort war sie und ließ Anna in einiger Aufregung zurück; ihre Phantasie war wunderbar erregt und so fiel es ihr nicht auf, daß Mr. Harrach ihr keinerlei Aufmerksamkeit erwies, ja sie kaum zu sehen schien. Anna kehrte zur Gesellschaft zurück und zur rechten Zeit, denn eben erging die Aufforderung, sich in den Speisesaal zu begeben. Mac Ever stürzte auf Anna

zu, ihr seinen Arm zu geben, als nächstes Paar schloß sich ihnen Harrach und Violet an. Die Tafel brach fast unter der Last, welche sie zur Erquickung der Gäste trug, besonders Fleischspeisen in den verschiedensten Arten waren zu finden. Einige Fuß über dem Tische schwankte ein großer, massiver Schirm leise hin und her; nachdem die Gäste Platz genommen, wurde er von einem Diener in Bewegung gesetzt, nun war die ganze Atmosphäre verändert, und wohltuend umspielte die durch den „Punkah" hervorgebrachte kühlere Luft die Schläfen. Hinter jedem Stuhl harrte ein weißgekleideter Diener mit weißem Turban, dichtem Bart und mit über der Brust gekreuzten Armen des Niedersetzens der Gäste; sobald dies geschehen, öffnete er die Arme, um nun seinen Dienst zu besorgen.

Anna hatte die Hände gefaltet, um zu beten, wie sie gewohnt war. Sonst wurde bei Daltons vor dem „Diner" gebetet, heute schwieg das Gespräch keinen Augenblick; als sie aufsah, begegnete sie manchen verwunderten, einigen spottenden Blicken; verwirrt und errötend hörte sie plötzlich Mac Ever neben sich mit ernster Stimme sagen: „O Fräulein Gendenberg, ich werde es auch so machen." Während der Tafel hatte Anna wenig Zeit zum Beobachten der fremden Szene, in der auch sie ein Bild abgab, denn sie mußte mit Mac Ever ihre Bemerkungen tauschen, dem alles ringsum ebenso neu war wie ihr, und auch Mr. Harrach zu ihrer Rechten zog sie zuweilen in das Gespräch, das er mit Violet führte. Seine Bemerkungen waren weniger oberflächlich, als sie hier in Indien meist zu

hören gewohnt war; Anna mußte sinnen, ehe sie dieselben verstand, und dann fühlte sie, daß ein noch tieferer Sinn darin verborgen läge, und es reizte sie nachzudenken und seine eigentliche Meinung zu ergründen; — dennoch machte Harrach einen beängstigenden Eindruck auf Anna, viel lieber hörte sie die einfachen, redlichen Worte von Mac Ever, aber öffnete Harrach den Mund, so war ihr Ohr dennoch gebannt, ihm zuzuhören.

Jetzt wurden die Hukah gebracht, jene indischen Rauchapparate, deren berauschendem Genuß sich viele Europäer hingeben. Die Hukahbadare*) liefen geschäftig hin und her; ein starker, aromatischer Duft verbreitete sich im Saale, im geschlossenen Zimmer vielleicht lästig, wurden hier die Sinne angenehm davon ergriffen. Es war wenig oder kein Tabak, der verzehrt wurde, sondern diese Hukah waren mit einem Teig gefüllt, der aus Rosenblättern, Kandiszucker, Opium und getrockneten Holzäpfeln bestand und von einem aus Steinkohlenasche und Reismehl bestehenden Feuer in Brand erhalten wurde.

Anna betrachtete etwas entsetzt diese Pfeifen, von deren langsam, aber furchtbar demoralisierendem Einfluß sie genug gehört hatte, um sie zu verabscheuen. Und mit dieser Gewohnheit, die bei vielen zur Leidenschaft wird, bringen die vornehmen Frauen alle die Zeit ihres Lebens zu, die sie nicht zum Essen, Schlafen und Toilettemachen gebrauchen! Lebhaft sprach das junge Mädchen sein Bedauern darüber aus.

*) Diejenigen Diener, welche nur den Hukah im Gange zu erhalten und dorthin zu tragen haben, wohin er gewünscht wird.

„Was wollen Sie?“ entgegnete Harrach, „der Mensch ist ja nichts weiter als Dunst, Spielwerk, Asche, — und da wollen wir ihm das Glück, welches der Hukah bringt, gönnen.“

„Der Mensch wäre Dunst und Asche,“ rief Mac Ever heftig, „wenn er nicht fühlte, daß er es nicht wäre!“

„Fragen Sie einen richtigen Hukahraucher, ob er's fühlt,“ antwortete Harrach.

„Es ist aber schrecklich,“ bemerkte Anna, „wenn ein Mensch so tief sinkt; glaubte er an Gott, so wäre es doch unmöglich.“

„Ja, so lange der Mensch an irgend etwas glaubt, wird er nie ganz sinken,“ sagte Harrach, „glauben muß er, ob er an Faust, Hamlet, Muhammed, Ram oder Christum glaubt, ist ganz gleich; aber an irgend etwas muß er glauben, sonst wird er entweder zum Tier, oder er verzweifelt.“

„Ist es denn Ihnen gleichgültig, was und an wen Sie glauben?“ rief Mac Ever.

„Mir?“ Harrach reckte seine gigantische Gestalt in die Höhe, und um seinen schönen Mund zuckte ein verächtliches Lächeln. „Mir? Mein Herr, ich bin frei, für mich gilt das Wort nicht, ‚kannst du selber kein Ganzes werden, schließ' an ein Ganzes dich an‘. Das überlasse ich anderen.“

Ein ungemessener Stolz lag auf Harrachs Angesicht. Er griff jetzt nach einer Hukah und tat einige tiefe Züge, es war, als wolle er damit sagen, daß er Macht über alles habe. Mac Ever wollte noch ferner mit

ihm streiten, aber ein bittender Blick Annas hielt ihn davon ab; letztere fühlte, daß er, ob auch im Grunde recht habend, dennoch den kürzeren gegen den wilden Mann ziehen würde, und ob sie dies nicht wünschte, hingen doch ihre Blicke fast unverwandt an Harrach, dessen Persönlichkeit ihr wunderbar imponierte und sie zugleich mit Grauen erfüllte.

Harrach war der erste, welcher aufbrach; Anna stand auf der Veranda im Schatten eines Pfeilers und hörte, wie er die Palankinträger fortsandte und ein Roß bestieg, mit dem er im Galopp davonjagte. Wie schön mußte er aussehen, hoch zu Pferd! Seltsam aufgeregt horchte dann Anna auf mehrere Herren, welche sich jetzt über Harrach unterhielten.

„Ein eigentümlicher Mensch, ich möchte ihn nicht zum Feinde haben," bemerkte der eine, „man erzählt fast unglaubliche Stücke von seinem Mut und von seiner Wildheit. Nun, er wird Indien bald wieder verlassen."

„So," entgegnete ein anderer, „er hat sich hier aber eine prachtvolle Villa erbaut, ganz nach indischer Weise eingerichtet. Die beliebtesten Götzen der Hindus sind im schönsten Marmor dort aufgestellt, doch zweifle ich, ob er sie anbetet."

„Gewiß nicht. Er hält alle Religionen für Schnickschnack, über den er weit erhaben ist. Aber jedenfalls ist ihm eine Statue von Ram ebensoviel wert wie eine von Jesus."

„Aber sollte sein Schönheitssinn nicht letzterer den Vorzug geben," mischte sich Mr. Dalton hier ins Ge-

sprach, „seine Seele scheint mir für Kunst wohl gestimmt und empfänglich zu sein.“

„Nun dann umgibt er sich aus Lust des Widerspruchs mit häßlichen Gestalten,“ war die Antwort, „er spricht und tut stets das gerade Gegenteil von dem, was man erwartet, und was andere Leute tun.“

Anna konnte die beiden Gestalten, Annunziata und Harrach nicht wieder los werden, erstere war eine brennende Granatblüte, — aber er, was war er? Ein flammendes Meteor, das alle anstaunen, keiner kann es erklären, es erfüllt alle mit Grauen, aber dies Grauen ist mit Bewunderung gemischt, und man kann es nicht lassen, — man muß es wieder und wieder anblicken.

IX.

Und ein Mädchen stand unten im Garten -
Sinnend bei einer Myrte,
Mädchen, was sinnst du?

Ich sinne, ob mich einer wird lieben
So viele, viele Male,
Als die Myrt' hat Blätter und Blüten.

„Mr. Harrach scheint mit Attentaten gegen seine Existenz umzugehen,“ erzählte Violet mehrere Tage später, „er trotzt den Elementen auf jede Weise. Wenn der Fluß vom wildesten Gewittersturm erregt ist, fährt er im leichtesten Nachen so unbekümmert über das tosende Gewässer, als wäre es eine spiegelglatte Fläche. Und wieder setzt er sich dem heißesten Sonnenbrande so sorglos aus, wenn er Lust dazu hat, als kennte er seine entsetzliche Wirkung nicht, — und immer kommt er unbeschädigt davon.“

„Aber warum tut er dies alles?“ eiferte Mr. Dalton. „Aus reiner Laune. Er hat durchaus keinen Zweck dabei, und darum kann solches Tun mir nicht imponieren.“

„Ich glaube,“ sagte Mrs. Dalton, „er will auch nicht imponieren und darum gerade tut er's. Er kommt mir vor, wie ein Bergquell, der in ungezähmter Wildheit von Fels zu Fels stürzt, ohne zu

wissen, daß da unten Leute stehen, welche ihn grauend bewundern."

Ja, so war's. Anna fühlte es tief im Herzen. Er war ein Mann, und ein solcher hat stets für das weibliche Herz Anziehendes.

Harrach kam zuweilen zu Daltons. Wie viel Interessantes konnte er erzählen, wenn — er wollte. Dann strömte es wie Zauber von seinen Lippen, und Anna lauschte atemlos den wilden Abenteuern, die er erzählte, und in denen er doch nie eine Hauptrolle spielte, aber Anna fühlte es doch heraus, wer der Unbekannte, der da zu rechter Zeit kam, und wer jener Soldat, der im letzten Augenblick rettend eingriff, war. Und in ihrem jungen Herzen regte sich die Lust, auch jene himmelhohen Berge zu besteigen, jene Höhlen zu durchwandern, Abenteuer zu erleben, Gefahren zu bestehen — freilich von starkem Mannesarm beschützt. Sie fühlte das Einschläfernde des Klimas und ihrer Lebensweise, und es war ihr, als müsse sie demselben mit kühnem Sprung entfliehen.

Ein Freund wagte einst eine Anspielung auf Harrachs eheloses Leben. „Wieviel reicher würde es sein, wenn Sie von wilden Fahrten zurückkehrend, eine Hausfrau Ihrer wartend fänden."

„Frauen sind Luxus," entgegnete Harrach, „überhaupt alles in diesem Lande ist Luxus, und ich kann dergleichen entbehren. Nur zwei Dinge mag ich hier gern: kühle Luft und kaltes Wasser. Ich weilte einige Monate am Sutlej, — da habe ich in der ganzen Zeit keine ‚Dame' gesehen und sie auch nicht vermißt;

aber fast fünf Monate war ich unter kein Dach gekommen und hatte die Fülle der ‚heißen Winde‘ genossen. Das muß man versucht haben. Haben Sie je Ihr Gesicht über das hell brennende Feuer eines Kamins gehalten und gespürt, wie die heiße Luft es fast erstickte? Nun, solch ein heißer Wind kommt ruhig heran, erst hinter einem Wall von Staub, dann stürzt er mit Gebrüll auf den Menschen und runzelt ihn zusammen, als ob er eine zerpflückte Rose wäre. Es ist ein Gefühl, als ob eine unsichtbare farblose Flamme über Gesicht und Glieder spielte, sengend, ohne zu brennen, die Haut kracht, und das Haar wird steif, bis man mit einer Schwarte bedeckt ist, wie ein gebratenes Schwein. Dies geht Tag für Tag, von früh acht oder neun Uhr bis Sonnenuntergang; die einzige Zuflucht ist, hinter einer an einer Zelttüre aufgehangenen Tatten, d. h. einer feuchten Grasmatte, auf der Erde zu liegen, sich nicht zu bewegen, und zu schlafen versuchen. Da hat man Verlangen nach einem kühlen Luftzug, nach einem Trunk kühlen Wassers, — nach einer Frau, nimmermehr!“

Anna hörte diese Worte, Harrachs ganzes Auftreten bestätigte dieselben, sie fühlte: in dem Granit dieses Geistes konnten keine Blumen sprießen, — und dennoch ertappte sie sich immer wieder mit ihren Gedanken bei ihm.

War er fern, so war der Zauber gebrochen. Sie fürchtete den Mann, von dem sie wußte, daß er keine Religion hatte, und dessen Grundsätze sie nicht kannte. Wie ein Problem stand er vor ihr, aber wie eins,

das sie gern gelöst hätte, — o wenn dieser Mann ein Christ wäre, wenn er seine Taten zur Ehre Gottes täte — was wäre das für ein Sieg!

Törichte Anna, dazu sind deine Hände viel zu klein, — deine Gedanken zu selbstsüchtig.

Mehrere Monate waren so vergangen. Anna geriet immer tiefer in das Trachten nach dem, was von dieser Welt ist. Aber sie wollte es nicht, sie wollte dagegen kämpfen, meist blieb es jedoch bei lauen, fruchtlosen Versuchen. Und die Freunde, unter deren gastlichem Dach sie weilte, hatten ihre Freude daran, daß Anna unbefangen und kindlich mit ihnen genoß und an die „Mission", von der sie hier nichts mehr hörte noch sah, kaum zu denken schien.

Da kam ein Brief von Annas Eltern aus Deutschland, eine Antwort auf ihren Vorsatz, in Indien zu bleiben. Gendenbergs billigten denselben vollkommen und hatten bereits Stiegs gebeten, daß einer von ihnen Anna holen möchte; aber es konnte noch geraume Zeit vergehen, bis sie diese weite Reise, welche auch nicht in jeder Jahreszeit zu machen war, antreten konnten; bis dahin wurden Daltons gebeten, Anna bei sich zu behalten.

Es war große Freude im Hause, daß Anna noch blieb, diese aber ging mehrere Tage wie eine Träumende umher; aus den Worten ihrer Eltern war ihr die Luft einer andern Welt entgegengeweht, — einer höheren als die war, in welcher sie jetzt atmete. „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe wie Er will," an dies Wort erinnerten die Eltern ihr Kind. Anna preßte

die Hand aufs Herz, — wollte sie nichts weiter mehr, als was Er wollte? Zogen nicht Gedanken von Glanz und bequemem Leben und dann wieder von einem starken Mann, mit dem sie hoch zu Roß die wunderschöne Welt durcheilte, durch ihre Seele? Und doch wußte sie jeden Augenblick klar, daß sie Harrach nicht liebte, wäre er vor sie getreten und hätte um ihre Gunst gebeten, sie würde sie ihm versagt haben, daß er es nicht tat, war die Macht, welche er über sie hatte.

So vergingen wieder mehrere Monate, Anna war immer noch bei Daltons, ob sie sich gleich zuweilen sehnte, daß eine Veränderung des Aufenthalts und der Umgebung sie von all den nichtigen und aufregenden Gedanken befreien möchte. Aber Stiegs hatten geschrieben, daß es ihnen jetzt unmöglich sei, ihre Missionsstation zu verlassen und Anna daher warten müsse.

Harrach hatte Indien längst den Rücken wenden wollen, aber er blieb immer noch; es gab Leute, welche sogar meinten, er bliebe um einer der Daltonschen Töchter willen; allerdings kam er häufig zu Daltons und unterhielt sich zuweilen auch gnädig mit dem „kleinen deutschen Mädchen“, wie er Anna einst genannt hatte. Aber der war's bei seinen Gesprächen mehr und mehr unheimlich, und sie war froh, wenn Mac Ever, der fast täglicher Gast war, schützend an ihrer Seite stand.

Der junge Fähnrich hatte sich vorteilhaft entwickelt; er trat fest auf, und aus den dunklen Augen blickte ein treues Herz. Tausendmal wünschte Anna, daß er ihr Bruder wäre, wie gern wäre sie mit allem, was

sie bewegte, zu ihm geflüchtet; bei ihm wurde es still in ihr, und sie konnte dem jungen Mann, der so schlicht und fest unter den Offizieren seinen Glauben bekannte, ihre Achtung nicht versagen. Aber hatte sie einmal einen Schritt zu ihm getan, dann mußte sie zu ihrem Schrecken sehen, daß Mac Ever so glücklich darüber war, wie es sich mit der brüderlichen Liebe schlechterdings nicht vertrug. Und Anna konnte ihm wirklich nichts weiter geben, ruhig sah sie ihn erscheinen, ruhig gehen; „o wäre er mein Bruder," seufzte sie oft, „dann hätte ich einen guten Halt hier in der Fremde".

Eines Abends war Mac Ever wieder bei Daltons, er war nicht so ruhig wie sonst, und mit dem feinen Takt, der vielen Frauen eigen ist, fühlte Anna, daß die Stunde, in der er eine offene Frage an sie richten würde, nahe sei. Wie gern wollte sie dem jungen Mann den Schmerz und die Demütigung eines „Nein", das auch notwendig ihr Verhältnis trüben mußte, ersparen. Sie trat auf die Veranda hinaus, sie wollte allein sein. Der Abend war schon dunkel hereingebrochen, die Blumen hauchten ihre stärksten Wohlgerüche aus, — Mac Ever stand neben ihr. Anna wußte, was ihr bevorstand. Plötzlich wie ein Blitz die Welt durchzuckt, zuckte eine alte Erinnerung durch Annas Herz. So hatte sie vor vielen Jahren mit jenem Königssohn am grün umrankten Fenster gestanden, es war auch Abend gewesen, — ach, wie ein goldenes Märchen lag jener Abend so weit, so weit hinter ihr! Ein Gefühl des Alleinseins kam über Anna, — sie hatte keine Mutter hier, kein Königssohn nahte auf schwankendem Nachen,

— wohlan, so mußte der Kampf allein ausgefochten werden. Sie richtete sich auf.

„Ich denke eben an ein Märchen,“ hob sie schnell an, „ja, an ein Märchen; darf ich es Ihnen erzählen?“

Mac Ever mußte wohl mit dem Kopfe genickt haben, er antwortete nicht. Anna fuhr fort, langsam und gepreßt.

„Es war einmal, — jedes Märchen fängt ja mit ‚es war einmal‘ — an, es war einmal ein großer, schöner Garten, und in ihm prangten die herrlichsten Rosen aller Arten. Nun besuchte ein Knabe den Garten, und, und — statt sich an den herrlichen Blumen zu erfreuen, die ringsum blühten, hatte er nur Augen für eine kleine, unscheinbare weiße Rose. Und weil er nur sie sah, bemerkte er nicht, wieviel schöner alle anderen Blumen waren. Er wollte die kleine weiße Rose brechen, aber sie sagte zu ihm: ‚Du darfst mich nicht brechen, ich blühe nicht für dich, meine schönen Schwestern gehen gern mit dir, ich kann es nicht, ich muß hier bleiben.‘ Dem Knaben tat das weh, aber die kleine Rose konnte nicht anders, sie mußte ihm das sagen. Und es war gut für ihn, denn von Stund an waren seine Augen geöffnet, und er sah nun, wieviel schöner die anderen Blumen waren, und er wurde sehr, — sehr glücklich.“

„Nie, nie,“ rang es sich dumpf aus Mac Evers Brust, er wandte sich und eilte davon.

Anna war allein; sie senkte den Kopf und weinte bitterlich. Es war ihr, als sei auch ihr Lebensmärchen auserzählt, und als würde nie der rechte Knabe kommen,

dem die arme Rose fröhlich folgen möchte. Und doch war es ein Erleichterung, daß nun Mac Ever wußte, woran er war, denn oft war es ihr schwer auf die Seele gefallen, daß er ihre Freundlichkeit anders deuten könnte, als sie gemeint war.

Mac Ever kam nicht wieder; wenige Tage darauf nahm er schriftlich Abschied von der Daltonschen Familie, da er nach einem andern Orte im Innern Indiens kommandiert sei. Anna war tief erschrocken, allein sie prüfte sich und fand, daß sie nicht anders handeln konnte. „Aber habe ich ihn denn nicht ebenso lieb gehabt wie Wilke?“ fragte sie sich selbst. Sie konnte die Frage nicht beantworten; warum war sie jetzt nicht mehr zufrieden, am Arm eines frommen, treuen Mannes durchs Leben zu gehen? Was erwartete sie noch? War es nicht schwärmerische Exaltation, wenn sie eine besondere Liebe, besondere Gefühle haben wollte? Waren nicht tausend andere Mädchen mit Männern glücklich, die weniger boten als der junge, redliche Mac Ever?

„Aber ich brauche ja nicht zu heiraten,“ sagte Anna zu sich selbst, „es muß ja nicht sein. Und wenn nichts in meinem Herzen für jemand spricht, so kann ich doch nicht versprechen, ihn nächst Gott über alles zu lieben. Nein, ich heirate nicht und werde dann so ein Mustermädchen wie Tante Marie Stieg ist.“

Jedoch im Herzen klangen Anna die Worte Annunziatas: „Kind, Sie haben noch nie geliebt. O die Sonne, die Sonne!“ — — War Harrach eine Sonne? Gewiß, und eine solche, welche wohl schon viele verbrannt hatte. Gehörte Anna dazu? Nein? — aber,

ob sie sich noch lange ungestraft den brennenden Strahlen aussetzen durfte? —

Das Leben in Indien gibt der Seele oft eine sehr materielle Richtung und verwandelt alle Tätigkeiten des Geistes wie des Körpers in sinnliche Vergnügungen; und in dem Lande selbst ist Kalkutta das Ideal weltlicher Macht, weltlichen Reichtums und Glanzes. Daltons gehörten zur vornehmen Gesellschaft der Hauptstadt, und so konnte es nicht fehlen, daß Fest sich an Fest reihte, Partieen, Korsofahrten, Bälle einander jagten. Hatte Anna zuerst denselben nur auf Wunsch ihrer Gastfreunde beigewohnt, hatten sie dann die fremden Szenen und Sitten des Südens, die sich ihren Augen darboten, interessiert, so gewann sie nach und nach Gefallen an ihnen, um so mehr, da Harrach der bewunderte Mittelpunkt solcher Vergnügungen war. Zuweilen drängte es Anna auch in diese Gesellschaft, weil sie mit sich selbst nicht gern allein war; eine Missionstätigkeit, die in der Ferne ihr so leuchtend vorgeschwebt, hatte jetzt an Ort und Stelle viel von ihrem Reiz verloren, das Klima hier war so ermüdend, ihr jetziges Leben so bequem, — dennoch aber fühlte Anna, daß sie nicht recht handelte und hatte keinen Frieden.

Harrach übte wirklich einen unbeschreiblichen Zauber aus, seine Anziehungskraft erstreckte sich sogar auf die Tiere; eine große, weiße persische Katze folgte ihm von Zimmer zu Zimmer, bei andern ruhelos und wild, war das Tier zufrieden und still, sobald es seinen Herrn nahen hörte; über die Eingeborenen war sein Einfluß

noch größer. Viele kamen täglich in sein Haus, nur um dem Sahib ihren Salam zu machen. Wenn sie auf den Treppen sich umhertreibend gefragt wurden, was sie wünschten, war die Antwort: „Nichts, sie sähen den Sahib so gern.“ Und das waren nicht etwa Bettler und Gesindel, sondern meist Leute, die auf irgend eine Art mit ihm in Berührung gekommen waren; sie folgten seinen Tritten und beobachteten ihn wie treue Hunde, ließen es sich auch gefallen, wenn er in zorniger Laune sie einmal wie solche behandelte.

Heut war auf der Esplanade von Kalkutta Korso: unter den Klängen der Militärmusik fuhren Hunderte von eleganten Equipagen teils in langen Reihen dahin, teils rollten sie ungeordnet durcheinander. Auch Daltons fuhren in zwei mit Blumen geschmückten Wagen im reichsten Ballanzuge einher. Sie verbanden hier mit dem Genuß der Geselligkeit den der frischen Abendluft. Neben dem Wagen, in welchem Anna heut saß, sprengte ein Reiter mit so unnachahmlicher Grazie und Kühnheit, daß er aller Bewunderung erregte. Es war Harrach. Annas Blick verfolgte den Lauf des mächtigen Flusses, der so majestätisch daher rollte, längs der Stadt über die Vorstädte hinaus. Harrach zügelte sein Pferd, und sie hörte, wie er zu Mr. Dalton sagte:

„Welche ungeheure Fläche durchmißt dieser Strom von dem Augenblick an, wo er aus den Tälern des Himalaya tritt, bis hierher, wo er an der stolzen Metropole vorbei dem Meere zueilt. So wälzt er schon Jahrtausende seine Wogen und ist doch alle Tage wieder jung.“

„Und was mag er alles auf seinem Laufe sehen," entgegnete Mr. Dalton, „die Jagdplätze der wilden Bergvölker, die Paläste und Gärten der Fürsten, die vielen Tempel, welche sich längs seiner geheiligten Ufer hinziehen."

„Jawohl," sagte Harrach sinnend, „aber hier unten gefällt er mir doch nicht mehr so recht, ich will wieder in die Berge gehen, wo ein Mann noch was wert ist. Morgen werde ich abreisen."

„Morgen?" rief Dalton erstaunt, „auf längere Zeit?"

„Gewiß, vielleicht auf immer."

„Ich glaubte, Sie hätten sich jetzt mehr mit der Zivilisation befreundet und würden Ihr Leben nicht wieder in zahllose Gefahren begeben. Das Gerücht sagt allerlei von Verschwörungen und Aufständen unter den Eingeborenen."

„Mein Leben sehe ich als ein Nichts an," entgegnete Harrach, „und deshalb habe ich es voll und ganz. Und was Revolution und Empörungen betrifft, — wer weiß, ob ich mich nicht auch empöre."

„Wie!?"

„Ich verarge es keinem Eingebornen, wenn er die Europäer zum Lande hinausjagt und das ganze Christentum hinterher. Leider ist eine allgemeine nationale Erhebung in Hindostan nicht möglich, weil die Leute nicht das Zeug dazu haben. Sie haben kein Nationalgefühl, kein Streben nach Selbständigkeit; dazu sind die Völker hier zu durcheinander geworfen, daß es ein wahres ethnographisches Chaos ist. Denn die sozialen Zustände, das Kastenwesen, die militärische Unfähigkeit

der Hindus, — nein, es wird nichts, und wenn man die tapferen Bergvölker herführen wollte, so erschlafften sie im bengalischen Klima, — die Hoffnung auf ein freies Indien muß man sich vergehen lassen."

„Haben Sie auch bedacht," sagte Dalton kalt, „daß unter allem Schrecklichen das Schrecklichste der Mensch in seinem Wahn ist? Lassen Sie den Hindu von der Kette los, — so mordet er aus Lust am Morden."

„Dann gebraucht er eben sein Hausrecht. Ich an des Eingeborenen Stelle würde keinen hier lassen, der nicht meine Götzen anbetete und sich jeder Sitte hier fügte."

„Ah, der sich unter die Räder des Dschaggenath-Wagens würfe, seine Kaste hielte, seine Weiber einsperrte, seine Kinder opferte, — Mann, wie kann jemand, der die Greuel des Heidentums hier selbst gesehen hat, wie kann der sich unter sie beugen wollen?"

Harrach zuckte die Achseln. Er empfahl sich bald der Familie und sprengte davon, schön wie ein Ritter der Tafelrunde, — aber Anna kam er heut eher wie ein Würgeengel vor, den Gott im Zorn geschaffen. Welche entsetzlichen Dinge hatte sie hören müssen, und doch waren es nur Konsequenzen seiner Anschauungen. Wie konnte man so schön und so gottlos sein? Und nun hatte sie ihn zum letzten Male gesehen, — er hatte getan, als ginge er in ein anderes Zimmer, während es doch ein ewiger Abschied war. Er hatte sie fast keiner Beachtung gewürdigt, während ihre Gedanken sich so viel mit ihm beschäftigt hatten. Sie haßte ihn fast,

ihr graute vor ihm, sie fürchtete seine Nähe — und dennoch hätte sie den hohen Mann gern wieder erblickt, dennoch kränkte es sie, daß er sie so ganz übersehen.

Und dabei kam sie sich selbst entwürdigt vor, daß sie sich über einen solchen Menschen kränken konnte.

Während diese Gefühle in ihren Herzen tobten, fuhr sie zwischen den vielen Leuten einher, — lächelte und grüßte, — o, Anna hatte in dieser Zeit schon viel gelernt.

Dennoch kam eine Sehnsucht über sie, ihren Kopf in ihrer Mutter Schoß zu legen und ihr alles zu sagen.

Aber Land und Meer lag zwischen der treuen Mutter und der verirrten Tochter.

Anna fühlte sich allein und unsäglich verlassen. Ganz unerträglich dünkte es sie, heut abend noch sprechen und lachen zu müssen. Aber nimmer hätte sie einem Menschen hier sagen können, was in ihr vorging.

Horch, da schallten Glockentöne herüber; nur dünn und matt waren die Klänge, aber sie sprachen zu Annas Herzen, es war, als ob eine Mutter leise den Namen ihres Kindes riefe.

„Was ist das für eine Kirche, in welcher geläutet wird?“

„Kind,“ antwortete Mr. Dalton, „wie sie heißt, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß zuweilen deutsch in ihr gepredigt wird.“

„Ach bitte, lassen Sie mich dahin fahren,“ bat Anna.

„Heute, jetzt, — nein, das geht nicht; wir müssen

bald zum Mittag essen und haben Gäste, einen jungen deutschen Baron habe ich geladen."

„Bitte, bitte, lassen Sie mich allein dahin, der alte Omed wird mich sicher fahren."

Endlich erlaubte es Dalton, wenn auch mit Widerstreben, denn Anna hatte so flehentlich gebeten, daß er es ihr nicht abschlagen konnte. An der Tür der Kirche angekommen, bestieg er einen anderen Wagen und gab Omed Befehl, hier Annas zu warten.

Nun war Anna allein, endlich, endlich allein. Sie eilte in die Kirche, diese war dicht mit Menschen gefüllt, dennoch fand Anna eine dunkle Ecke, und hier löste sich aller Schmerz, der sie gefoltert, in ein krampfhaftes Weinen auf, aber sie weinte nicht um Harrach, sie weinte um sich selbst.

Gott hört das Schreien des Hirsches nach frischem Wasser und stillt das Verlangen der Seele, die nach ihm dürstet.

Anna war auf ihre Kniee gesunken, verbarg ihr Antlitz in den Händen, mit Hunderten von Menschen zusammen, war sie doch allein mit Gott. Der Gesang schwieg. Die Predigt begann. Klangvolle Worte in deutscher Sprache berührten Annas Ohr, sie erhob sich von den Knieen, drückte sich tiefer in ihre Ecke, sehen konnte sie den Prediger nicht, so horchte sie mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Du darfst zu Gott kommen, wie du bist, heute, jetzt," diese Worte drangen in Annas dürstendes Herz, „und zu Ihm kommen, ist nichts anderes, als wollen wie Er will. Die Kraft dazu schenkt Er dir, wenn

du es ehrlich meinst; du darfst zu Jesu kommen, wie du bist, aber du darfst bei Ihm nicht bleiben, wie du bist. Denke nicht, daß Er dich zu einem Heiligen machen will, unsere ganze Heiligung besteht darin, daß Er uns täglich und reichlich alle unsere Sünde vergibt."

Ja Vergebung. Anna fühlte, daß ihr nichts so not tat als Vergebung; sie war ihrem Gott fremd geworden, sie hatte nicht mehr mit ihm verkehrt, wie ein Kind mit seinem Vater. — Heute machte er ihre Seele wieder rein und hell in seiner Liebe, und es war ein seliger Nachhauseweg am Herzen und unter den Augen Gottes. Anna wollte nun ein neues Leben beginnen.

Aber Entschlüsse sind noch keine Taten, Blüten noch keine Früchte.

Es war fast neun Uhr, als sie den Speisesaal betrat, das Mittagessen hatte noch nicht begonnen. Man wartete auf einen jungen Baron aus Deutschland, der in Kalkutta Mr. Dalton aufgesucht hatte und von ihm heute geladen war, da er nur wenige Tage bleiben wollte.

„Dieser junge Mann muß Papas Beschreibung nach ein wahrer Phönix sein," sagte Violet, „ich bin neugierig, ihn zu sehen."

Anna war es nicht; sie war noch in einer anderen Welt, und ihr war sehr gleichgültig, was heute hier geschah.

Mehrere Gäste waren versammelt, Harrach war der Gegenstand des Gesprächs. Anna mochte nicht gern von ihm hören und trat auf die Veranda hinaus.

Nach kurzer Zeit kam Mr. Dalton mit einem Herrn zu ihr, den sie nur noch undeutlich sehen konnte.

„Erlaube mir, dir Herrn Baron von Wallerberg vorzustellen, Frl. Anna Geudenberg aus Deutschland, — und nun bitte zu Tisch," sagte Mr. Dalton.

Anna verbeugte sich, sie sah nicht, wie der junge Mann bei dem Namen „Anna" zusammen zuckte. Es war keine Zeit zu Gesprächen, man trat in den blendend hellen Eßsaal.

Mr. Dalton nahm den oberen Platz der Tafel ein, zu seiner Rechten saß Anna, zu seiner Linken Wallerberg.

„Erkennst du den Herrn nicht wieder," sagte Dalton, „nun, ist's so lange her, daß du ihn gesehen hast, — besinne dich einmal."

Anna richtete ihre Augen forschend auf den jungen Mann, den sie plötzlich wie gebannt betrachtete. Jetzt fing es in ihr zu gären und zu brausen an, ja, ja, ja, sie hatte ihn schon gesehen, da, am Rhein, — er war der Königssohn, er war es, und er hatte sie auch erkannt, — aber sie sprachen beide kein Wort, der Zauber war noch zu mächtig, nur die Augen sprachen, erzählten ganze Geschichten, — so verlebten sie beide lange Zeit, und doch waren kaum einige Minuten verflossen; — Dalton, der Antwort wartend, sah jetzt auf; die Bewegung der jungen Leute konnte ihm nicht entgehen, verwundert legte er Messer und Gabel hin: „Aber, was haben Sie denn?"

Allein wie wird ihm, als der Baron seine Hand Anna über den Tisch reicht, diese die ihre hineinlegt,

und er sieht, daß beide wie ein paar glückliche Kinder sich strahlenden Auges ansehen.

„Wir kennen uns schon lange aus Deutschland her," sagte Wallerberg endlich.

„So, so. Aber als ich dir sagte, wer heute abend käme, hast du mir ja nichts gesagt."

„Ich wußte den Namen des Herrn nicht," antwortete Anna.

„So, so, also wußtest nicht einmal den Namen," murmelte Dalton. Anna lachte, sie mußte an Tante Heß' verzweiflungsvolles „Kind, Kind, noch nicht einmal vorgestellt" denken.

Wallerberg erzählte nun die äußeren Umrisse jener Rheinfahrt. „Aber woher wußten Sie davon?" schloß er, „da Sie Fäulein Gendenberg aufforderten —"

„Sie zu erkennen. Nun, weil Sie eben, wie Sie mir sagten, in der Kapelle gepredigt haben, in der Anna andächtige Zuhörerin war."

Anna erschrak. Ja, nun wußte sie, wo sie diese Stimme schon vernommen, — also das war er gewesen!

„Ich saß in einer Ecke," entschuldigte sie sich, „und konnte den Prediger nur hören, nicht sehen."

Das Essen wurde endlich beendet, Mr. Dalton hatte nicht über Redseligkeit seiner Nachbarn zu klagen. Wieder nahm die Veranda Anna schützend auf, — welch eine andere, als die vor zwei Stunden hier gestanden. Wieder trat die Gestalt eines Mannes neben sie, — Anna hatte ihm kein Märchen zu erzählen, — das ganze Leben war ja ein goldenes Märchen. Er

aber sprach zu ihr von seiner Heimat, von seiner Mutter, von dem verlorenen Bruder, den er nun schon seit mehreren Jahren suchte, jede auftauchende Spur von ihm verfolgte, welche sich aber immer wieder als eine trügerische erwies. Er hatte einen großen Teil von Indien durchzogen, auch hier und da mit seinen Gaben gedient, einen kranken Missionar vertreten, die Sprachen erlernt. Jetzt waren es Geldgeschäfte, die ihn nach Kalkutta zu Mr. Dalton geführt, „und nun finde ich Sie hier! Meinen Bruder suche ich und finde ihn nicht, sondern Sie".

„Mich suchten Sie nicht und fanden mich doch," lachte Anna.

„Mein Herz suchte Sie immer und mehr als den Bruder," sagte Wallerberg.

Wie ein brausender Strom drang ein Gefühl des Glückes auf Anna ein und überwältigte sie. Mr. und Mrs. Dalton traten zu ihnen, und sie hörte Wallerberg sagen:

„Darf ich morgen früh mit Ihnen reiten? O bitte, ich bin ja nur so kurze Zeit hier."

Es wurde gewährt. Die Gesellschaft trennte sich. Anna eilte nach einer schnellen „Gute Nacht" in ihr Zimmer. Was hatte sie heute alles erlebt! „Ich bin's nicht wert, ich bin's nicht wert," schluchzte sie, — aber aus der höchsten Aufregung fiel sie in einen tiefen Schlaf, — wenn die Seele Jahre durchmessen hat, fordert der Körper sein Recht.

Hellen Auges und frischen Herzens erwachte sie am andern Morgen, allerdings viel zu früh. Um fünf

Uhr endlich konnte sie hinausgehen und ihr liebes Pussipferd besteigen, Wallerberg war schon da, bald setzte sich die kleine Kavalkade in Bewegung. Leicht trabten die Pferde in dem noch vom Morgentau benetzten Sande dahin, — war denn die Welt heut viel schöner, der Himmel tiefblauer als sonst? Keiner weiß, wie's kam und Absicht war's gewiß nicht, aber nach einiger Zeit waren Wallerberg und Anna weit hinter den anderen; Sykomoren, Palmen, Banianen wölbten sich über ihren Häuptern, und sie waren allein am frischen, jungen Morgen mit den frischen, jungen Herzen.

Die Pferde gingen im langsamen Schritt nebeneinander. Wallerberg beugte sich zu Anna hinüber.

„Anna, wollen wir immer so miteinander reiten?"

Anna nickte.

„Willst du bei mir bleiben dein ganzes Leben lang?"

Annas Mund schwieg, aber das Auge sprach, und lauter noch als das Auge sprach das Herz. Wallerberg mußte die Sprache verstehen, denn ehe Anna es sich versah, war sie von seinen Armen umschlungen, — o wie gern ruhte sie an diesem treuen Herzen, und ein Kuß, dies stumme hohe Lied der Liebe, verband die beiden auf ewig.

Golden fiel jetzt ein Sonnenstrahl durch der dunklen Bäume Gipfel, er beleuchtete zwei Menschen, welche heute das Leben doppelt empfangen hatten.

Und Anna? Sie dachte nicht darüber nach, ob sie liebte, sie fragte nicht nach Zeichen der Liebe, sie

reflektierte nicht, ob dies die „eine rechte“ Liebe sei, — sie liebte.

Aber wunderbar hatten vierundzwanzig Stunden sie verändert, es ging mit ihr, wie es in dem Liede heißt:

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich nein!
Bald ist die Blume aufgeschlagen,
Bald hüllt sie halb sich wieder ein.
Sie spricht so ganz mit Kindersinne,
So fromm ist ihrer Augen Spiel;
Doch großer Dinge werd' ich inne,
Ich schau in Tiefen ohne Ziel.
Ja Wunder sind's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

XII.

Wohlauf, es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes Welt.
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Feld.

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Dalton, Wallerberg und Anna schrieben noch am selben Tage an Gendenbergs nach Deutschland, — nun kam eine lange, lange Wartezeit, die die Liebenden aushalten mußten, ohne sich zu sehen oder einander zu schreiben. Aber die Herzen waren so voll Glück und Dankbarkeit, daß „sieben Jahre" ihnen wohl wie sieben Tage gedeucht hätten, wenn der Preis war, daß sie einander gehören durften. Wallerberg verließ Kalkutta, Anna blieb bei ihren gütigen Freunden, welche sich nicht genug über die Veränderung wundern konnten, die im Aussehen und Wesen des jungens Mädchens vor sich gegangen war.

„Ich möchte Sie wohl sehen, wenn Sie lieben," hatte Annunziata gesagt, und sie hatte recht gehabt mit dem Wunsche. Wie über Nacht sich die halberschlossene Rose entfaltet, so blühte Anna im Strahle

der Liebessonne auf; sie sah so glücklich aus, — selbst die Diener im Hause sahen, daß etwas Großes mit der deutschen Miß geschehen sein müsse, sie steckten die Köpfe zusammen, aber sie wußten doch nicht, was es war. Anna hätte es ihnen gern erzählt, allein ehe nicht die Einwilligung der Eltern kam, war sie ja keine Braut und mußte das süße Geheimnis ihres Glückes verbergen.

Woche auf Woche, Monat um Monat verging, nun war Anna schon ein Jahr in Indien, da kam die Antwort ihrer Eltern. Es war ein freudiges Ja, das sie sprachen, wenn auch kein bedingungsloses. Zum ersten sollte Onkel Heinrich Stieg, an den sie geschrieben, nach Kalkutta kommen, den jungen Mann sehen, und sein Urteil sollte das entscheidende sein, und zum andern sollte Wallerberg sich entschließen, binnen einer bestimmten Zeit einen festen Beruf anzutreten.

Ach, als Anna jubelnd die treuen, liebevollen Worte ihrer Eltern las, da ahnte sie nicht, wie schwer sie ihnen doch geworden waren. Wallerbergs redlicher Brief und Annas Liebe hatten sie vermocht, ihr Jawort zu geben, aber sie konnten nicht zweifeln, daß dieser Wallerberg ein Sohn desjenigen sei, der vor Jahren um ihre Pflegeschwester geworben, sie dann aber schnöde verlassen hatte, als sein Vater ihn mit einer Gräfin verheiraten wollte. Doch jener Wallerberg hatte einen anderen Geist gehabt, als ihnen aus dem Brief von Annas Geliebten entgegentrat, — konnten, durften Gendenbergs um des Vaters willen Mißtrauen gegen den Sohn hegen?

„Es ist eine wunderbare Fügung Gottes," hatte Gendenberg gesagt, „daß der Sohn unbewußt an unserer Familie sühnt, was sein Vater an ihr gesündigt hat."

„Und Anna würde nie," fügte Margaret hinzu, „ihre Liebe einem Unwürdigen schenken. So jung und wild Anna ist, hat sie doch unbewußt einen scharfen Einblick in die Charaktere und wird nur lieben, was ehrlich und echt ist. — O, als sie damals vom Rhein kam und mir von dem Königssohn erzählte, da dachte ich auch, sie würden sich vielleicht wiederfinden. Als Wilke um sie anhielt, glaubte ich, ihr Erdenleben sei im sicheren Hafen, — wie ganz anders ist es geworden."

„Nie sollen aber Wallerberg und Anna von der Vergangenheit ihres Vaters hören," schloß Gendenberg.

In diesem Sinne schrieben die Eltern ihren Kindern.

Wallerg kam, und mit ihm Heinrich Stieg. Dieser frühzeitig gealterte Mann mit den grauen Haaren und den ehrwürdigen Zügen war also der Onkel, von dem Anna seit frühester Kindheit so viel hatte erzählen hören! Wie sie ihn liebte! Kein Vater konnte aber auch sein Kind zärtlicher umfangen, als er Anna umfing. Man sah ihm an, wie viel er erlebt, erlitten, aber man wußte auch, wie viel er gewirkt und geschafft hatte. Er war einer von den Missionaren, die nichts wollen, als „über dem Beruf zu sterben, Seelen für das Lamm zu werben".

Heinrich Stieg erkannte wohl in Wallerberg die Züge dessen wieder, der seine Schwester einst elend gemacht hatte, aber er pries Gott, der so edle Frucht

auf dem wilden Stamm hatte wachsen lassen und schloß Wallerberg nur noch fester an sein Herz. Dieser seinerseits erklärte, er werde noch zwei Jahr frei umherziehen, um die Nachforschungen nach seinem Bruder ungehindert fortzusetzen, daß er dann aber Missionar werden wolle, wozu sein theologisches Studium und die Kenntnis der indischen Sprachen ihn besonders befähigten. Er werde dann versuchen, an irgend einem Zentralpunkt stationiert zu werden, von wo aus er die vielfachen Fäden, die er ausgeworfen, um seinen Bruder zu entdecken, in der Hand behalten und verfolgen könnte. So meinte er, käme er dem Versprechen, das er seiner Mutter gegeben, nach, und er wollte ebensowenig rasten in dem Berufe, verlorene Kinder zum Herrn zu führen, wie in dem, den verlorenen Bruder zu suchen.

Die verständigen Männer billigten Wallerbergs Plan, und wenn sie auch die zwei Jahre des Umherreisens für zwecklos ansahen, so konnten dieselben dem jungen Paare doch in jeder Weise nützlich und angenehm sein.

„Anna, was meinst du zu solchen zwei Reisejahren?“ sagte Dalton, „ich denke, du bist nicht böse darum. Es heißt ja in einem eurer Lieder:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.“

Statt aller Antwort sah Anna ihren Bräutigam nur freudestrahlend an.

„Nun, was sagst du dazu?“ fragte Heinrich Stieg.

„Mit ihm reisen, oder mit ihm zu Hause sein, — mir ist alles recht. Nur bei ihm sein.“

Die andern lachten. Wallerberg rieb sich so vergnügt die Hände, als wollte er ebenso übermütig wie der Student damals auf dem Rheine sagen: „O Fräulein,“ aber er sagte es nicht, denn die Türe öffnet sich, und ohne der abwehrenden Diener zu achten, schritt eine lange, lange Gestalt ins Zimmer, — o du liebes, altes Talglicht, wie lange haben wir uns an deinem Scheine nicht mehr erfreut! Mit wunderbaren Verzerrungen schreitet es auf Anna zu, klappt in einer langen Verbeugung wie ein riesiges Taschenmesser vor ihr zusammen und sagt: „Halten zu Gnaden, Sie wollen den Herrn Baron heiraten?“

Anna nickt sehr fröhlich, es scheint wirklich ihre feste Absicht zu sein.

„Halten zu Gnaden,“ und das Taschenmesser klappt wieder zusammen, „wenn so ein Mann einen liebt, das ist eine Pracht.“

„Ja, guter, treuer Knoll, das meine ich auch,“ ruft Anna ganz bewegt aus, und im Übermaß ihrer Freude hat sie den treuen Diener umarmt.

Der ist ganz erschrocken: „Halten zu Gnaden, gnädige Frau, — ach nein, erst späterhin, — aber wenn Sie sagen: ‚Knoll, erheb' dich von der Erde,‘ so tue ich es, und wenn Sie sagen: ‚Laß dich von so einem nichtswürdigen Krokodil auffressen,‘ so tue ich es auch.“

Anna und alle wissen, daß Knoll die Wahrheit spricht; Anna weiß auch, daß sie heute nicht Wallerberg

ihr eigen nennete, ohne diesen treuen Burschen, der ihm mehr als einmal das Leben gerettet hat.

„Aber nun haben wir noch eine Bitte," sagte Wallerberg, „Onkel Heinrich muß hier bleiben und muß uns trauen."

„Soll denn die Hochzeit schon so bald sein?" rief Mrs. Dalton bestürzt; „wie gern behielten wir Anna noch einige Zeit."

Diese sah die gütige Freundin sehr dankbar an, sie wäre ja auch noch gern Braut geblieben, aber sich noch einmal von Wallerberg zu trennen, erschien ihr entsetzlich; „nur bei ihm sein," das war der Pulsschlag ihres Lebens; dann aber war das Entscheidende, daß Onkel Heinrich, der gewissermaßen Vaterstelle bei ihr vertrat, nur vierzehn Tage bleiben konnte, so wurde denn der Hochzeitstag festgesetzt.

Er brach an. Es war ein wundervoller Januarmorgen mitten in der kalten Zeit, das Klima wie in Deutschland im Sommer. Die Villa des Mr. Dalton glich einer riesigen Blumenlaube, Girlanden von Rosen, Lilien, Jasmin und tausend anderen Blumen umzogen die Veranda und verbanden die Gebüsche. Annas Wunsch war es, daß die Hochzeit im engsten Kreise der Familie und so viel als möglich nach deutscher Weise gefeiert werden sollte. — Es war für sie ein doppelt ernster Tag, denn mehr als je sehnte sich das Kind nach den Elternherzen und nach ihrem Segen. Wohl hielt sie Briefe und Segenswünsche von ihnen in Händen, wohl wußte sie, daß ihre Gebete sie liebend umgaben, wohl prangten ihre geschmückten Bilder am

oberen Ende des Hochzeitstisches, — aber was war dies alles gegen ein Wort vom Mund zu Munde, gegen einen Blick von Aug' zu Auge! Dafür aber klammerte sich Anna fester an den, der ihr von nun an Vater und Mutter, Mann und Freund sein sollte.

Das Brautpaar hatte es sich ausgebeten, heute früh allein den Morgenritt machen zu dürfen.

„Du bist mir nun alles," sagte Anna zu Wallerberg, „ich schäme mich fast, wie leicht mir der Abschied von den guten Daltons wird."

Statt aller Antwort fing Wallerberg lerchenfrisch an zu singen, und Anna fiel bald fröhlich ein:

Anna, mein' Anna ist, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Anna, mein' Anna, hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.
Anna, mein' Anna, mein Reichtum, mein Gut.
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Sind wir gesinnt beieinander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unserer Liebe Verknotigung sein.

Recht als ein Palmenbaum über uns steigt,
Je mehr ihn Hagel und Regen anfeucht,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Not.

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest du, wo man die Sonne kaum kennt:
Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,
Durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer.
Anna, mein' Anna, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ' ich um deines herum.

Die Liebenden waren jetzt in den Wald gekommen, der einst ihren ersten Kuß gesehen hatte. Sie gaben den Dienern die Pferde, gingen allein und setzten sich Hand in Hand nieder. Sie waren still geworden, hoch oben in den Kronen der Bäume rauschte der Wind, — alles ringsum schwieg, Gott war gegenwärtig, und anbetend fühlten die Herzen seine Nähe.

„O Martin, ich habe solche Angst,“ flüsterte Anna endlich, „daß ich Gott nicht mehr über alles liebe; ich denke an dich viel mehr, als an Ihn.“

„Anna, wir wollen Ihn bitten, daß Er uns hilft, Ihn mehr zu lieben, als irgend etwas anderes.“

„Wenn ich doch nur erst irgend einen Fehler an dir sähe,“ klagte Anna dann, „es ist so schrecklich, wenn man so ist wie ich, einen Mann heiraten soll, an dem man garnichts Unrechtes bemerkt.“

Wallerbergs übermütiges Lachen schallte durch den Wald.

„O, Anna, wie beklage ich dich!“ rief er.

Aber der war's gar nicht wie lachen. Ja, die hellen Tränen standen ihr in den Augen, als sie jetzt so recht aus tiefster Überzeugung sagte:

„Martin, du hast keine Ahnung, wie schlecht ich bin! Mama hat mich so oft schelten müssen, und den guten Wilke hab' ich geärgert, hier bei Daltons war ich oft so unliebenswürdig, und dann Harrach, — du weißt doch. Aber das Allerschlimmste ist, wie ich mit dem lieben Gott gewesen bin; wenn ich ihn brauchte, habe ich gebetet, und wenn es mir gut ging, dann habe ich mich kaum um Ihn gekümmert.“ Anna weinte jetzt bitterlich.

Die Bäume rauschten stärker und übertönten Martins Antwort; vielleicht antwortete er auch gar nicht, aber er mußte seine Braut doch wohl getröstet haben, denn kurze Zeit darauf sehen wir beide mit klaren Augen in dem kleinen Psalmbuch den 23. Psalm lesen.

„Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße, um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab trösten mich. Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde, Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar."

Anna schwieg, aber wenn nur die Vergangenheit vergeben war, in die Zukunft schaute sie mit hoffnungsvollem Blick, und es war ihr fast, als könne ein „finsteres Tal" für sie nimmer kommen. War doch rings lauter ebener Weg, die Sonne schien so köstlich, und Wallerberg saß neben ihr. Der wiederholte eben: „Und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar, — wir wollen auch im Berufe des Herrn bleiben. Ich muß Missionar werden, das Elend der Heiden ist zu groß; zu Hause ist auch Not, aber es kann nicht ein jeder fortgehen. Ich bin nun einmal hier, — finde ich Kurt, so ist er der Erbe unseres Gutes, finde ich ihn noch nicht, so lasse ich es für ihn getreulich verwalten,

mein Amt und Platz ist bei den Heiden, — und der deine auch, Anna."

Diese legte ihre Hand in die seine; wie herrlich stimmte hier Pflicht und Liebe zusammen, — sie mochte sich nicht fragen, was aus ihrem Beruf geworden wäre, wenn Wallerberg einen anderen erwählt; aber sie war kindlich dankbar, daß es war, wie es eben war.

Violet und Mary hatten die blühende Myrte vom Baum geschnitten und legten, als nun die Sonne ihre Strahlen weniger heiß niedersenkte, den jungfräulichen Kranz auf Annas Haupt. Ein Saal war zur Kapelle umgewandelt, und Onkel Heinrich segnete den Bund des Brautpaares im Namen Gottes zu einem ewigen Treubunde. Seltsam zuckte es um seine Lippen, als er Anna im bräutlichen Schmuck vor sich stehen sah; die Vergangenheit mit ihren Freuden und Leiden wurde hell vor ihm, — so stand einst Annas Mutter vor dem Altar, — nicht mit ihm, mit einem andern, — aber es war alles gut und alles recht, „was mein Gott will, das gescheh allezeit, heute und immer". —

Nun war es leer geworden im Daltonschen Hause, und es dünkte den Bewohnern wie ein Traum, daß hier eine weinende Braut in das Haus getreten und eine glückliche Frau dasselbe verlassen habe. Sie vermißten die kleine Gestalt so ungern; ihr fröhliches Lachen, ihre Anmut, ihre Dienstfertigkeit sicherten ihr ein freundliches Andenken; aber hatten die Bewohner des reichen Hauses nichts weiter gesehen und erfahren? Hatten sie nicht tiefer geblickt und ergründet, woher

es kam, daß Anna anders war und viel, viel glücklicher als sie? Hatten sie erkannt, daß es eine höhere Kraft gibt, als die, welche sich erkaufen läßt? Hatten sie von ferne ein herrliches Ziel geschaut, das des Laufens und Kämpfens wohl wert war, das ewige Leben, nach dem auch Anna, wenngleich in großer Schwachheit, trachtete?

Wir verlassen die reichen Leute hier für eine Weile, um dem jungen Ehepaar auf seinen Reisen zu folgen. Zwar ist einem solchen stete Begleitung lästig, aber zuweilen dürfen wir doch seine Freuden teilen. Am besten ist's, wir blicken hier und da in die Briefe, welche Anna ihren Eltern nach Deutschland schreibt.

„Meine liebe, teure Mutter!

Wir sind nun schon viele Tage unterwegs, und ich habe in dieser Zeit mehr Schönes gesehen, als mein Leben lang (die Rheinreise damals natürlich ausgenommen). Martin ist immer bei mir, sitzt auch jetzt neben mir (was dem Briefschreiben gar nicht zuträglich ist). Wir reisen auf die bequemste, aber auch kostspieligste Art, allein Martin will gern, daß ich alles Schöne sehe und genieße, — und das soll man am allerbesten im Palki-Charie, d. h. Palankinwagen können, doch reiten wir auch oft. Ach, Mama, wo bin ich nur in meinem Glück? Nach Breitegraden fragst Du mich vergeblich, das wird Martin wohl schreiben, ich weiß nur, daß er gern mit mir nach Delhi will, wegen seines Bruders; mehrere Spuren weisen darauf hin, daß er dort möglicherweise etwas über ihn erfahren

könnte. Aber wir reisen sehr langsam, willst Du hören wie?

Es ist eine ganze Karawane, die sich in Bewegung setzen muß, um Deinen Kindern das Reisen angenehm zu machen. Ein Führer (Mistrie) eröffnet unsern Zug, dem mehrere bei Nacht ganz unentbehrliche Fackelträger beigegeben sind. Dann kommt unser Palankin, der so groß ist, daß zwei Personen darin bequem sitzen und liegen können, mit hübschen Decken und einem Kasten voll Mundvorrat versehen. Dieser Palankin, in dem für gewöhnlich ich allein sitze, wird von mehreren Kulis getragen, welche alle zehn Minuten von anderen, nebenher laufenden Männern abgelöst werden. Andere Kulis tragen unser Gepäck, wir müssen leider einen ganzen Hausstand mit uns herumschleppen, auch Zelte, die auf einem Ochsenwagen folgen und unsere Reitpferde. Dazu rechne noch die Dienerschaft, den Koch und den Küchenjungen, — o Mama, ich wage gar nicht Dir zu sagen, wie groß unser Gefolge eigentlich ist, es kommt mir so mittelalterlich vor. Und das Ganze leitet unser getreuer Haushofmeister Joseph Knoll. Könnte ich ihn Dir zeichnen, wie er von seiner unermeßlichen Höhe herunter die kleinen Eingebornen kommandiert, die mit unendlichem Respekt zu ihm aufsehen! Es kommen da so lächerliche Dinge vor. Ach da fällt mir ein, bei der Beschreibung unserer Hochzeit habe ich vergessen, Dir die Poesie unseres guten Talglichtes mitzuteilen, die er uns am Hochzeitsmorgen rollenden Auges vordeklamierte, dazu Bewegungen machte, als wollte er eine ganze Wäsche auf die Leine hängen. Er pathosierte also:

Hymens Fackel leuchtet heller
An dem Himmel auf,
Und der Hochzeitstag kommt schneller,
Denn wir warten drauf.

Und am Äther steht geschrieben
Ungeheures Glück,
An das gute Deutschland drüben
Denkt man gern zurück.

Und so soll es immer bleiben,
Bis der Tod uns einst tut scheiden.
Das Herz ist aller Wünsche voll
Von dem getreuen Joseph Knoll.

Dieser getreue Joseph Knoll betätigt seine guten Wünsche für uns durch unermüdlichen Diensteifer; er dünkt sich als Anführer unserer Truppe wie ein kleiner König und beträgt sich demgemäß. Widersetzen tun sich die Burschen ihm nie, aber mit Lügen und Ausflüchten stellen sie seine Geduld auf eine harte Probe. Wenn die Kulis nun meinen Palankin oder das Gepäck tragen, so ‚stöhnen‘ sie dabei fortwährend, teils um den Takt, teils um die gute Laune zu erhalten; es ist ein einförmiges: ‚he, he, he; ho, ho, ho,‘ klingt wie das Unkengeschrei in unserem Teiche bei Steinfeld, von einem Stoßseufzer: ‚o Ram, o Pandyn, o Swami!‘ unterbrochen; dann auch wieder ein improvisierter Gesang, in dem sie Martin und mich feiern, darin aber nie zarte Anspielungen auf zu erhaltendes Trinkgeld fehlen. Sehr oft reisen wir nachts, in den heißen Stunden des Tages ruhen wir, d. h. wenn wir einen Brunnen, oder ein Bangelow, oder einen großen schattigen Baum

antreffen; zuweilen übernachten wir auch in einem Götzentempel, — für Geld ist den Leuten hier alles feil, aber dann müssen unsere Diener gewöhnlich erst einen Krieg mit Fledermäusen, Affen, Schlangen und Schmutz führen, ehe wir hinein können, da schlafe ich dann viel lieber im Palankin.

Soll ich Dir nun einmal so eine Not schildern, wie Knoll sie täglich mit den Fuhrleuten durchzumachen hat?

Höre ein Gespräch:

Knoll: Es ist Zeit zum Gehen, sag' dem Fuhrmann, er soll anspannen.

Kuli: Ja, Herr. (Eine Viertelstunde vergeht.)

Knoll: Hast du es dem Fuhrmann gesagt?

Kuli: Ja, Herr.

Knoll: Aber meine Augen sehen keine Anstalt dazu.

Kuli: Herr, der Fuhrmann ist noch nicht da.

Knoll: Noch nicht da? O diese Indianer! — Du sagtest ja eben, er habe angespannt. (Schweigen.) Wo ist denn der Fuhrmann?

Kuli: Herr, ich weiß es nicht.

Knoll: Willst du es wohl gleich wissen.

Kuli: Herr, er ist nach dem Dorfe gegangen.

Knoll: Lauf und hole ihn.

Kuli: Herr, er hat gesagt, er will noch nicht fahren.

Knoll: Verwünschter Indianer! Den Augenblick geh' und hole ihn. (Endlich nach einer Stunde kommt der Fuhrmann angeschlendert.)

Knoll: Spanne rasch an, wir werden in die Hitze kommen.

Fuhrmann: Ja, Herr.
Knoll: Nun, mach' doch, wo sind die Ochsen?
Fuhrmann: Herr, die sind fortgelaufen.

Genug, liebe Mutter, denn so geht es noch stundenlang fort; wie oft muß der gute Knoll sich nun auf die Ochsenjagd begeben; die Leute hier sind auch wirklich nicht imstande, das Vieh zu bändigen, da sie die Ochsen nur an eine Stange binden, diese an der Deichsel befestigen und keine Zügel zum Lenken und Halten führen. Haben nun die Ochsen keine Lust sich anspannen zu lassen, so können die Leute weiter nichts tun, als ihnen nachlaufen und versuchen, sie wieder zum Stehen zu bringen. Ich weiß nun nicht, was Knoll schon mehr Schweißtropfen gekostet hat, das Laufen der Ochsen oder das Lügen der Eingebornen. — Wir, d. h. Martin und ich, warten nie auf das Ende solcher Szenen, wir wandern weiter in die Welt hinein, die so wunder-, wunderschön ist, daß ich es Dir gar nicht beschreiben kann. Das ganze Land ist hier wie ein Garten. Gestern kamen wir durch eine kleine Stadt, welche sehr interessant aussah. Niedrige Hügelketten — hier eine Seltenheit, — umgaben sie, und ein ziemlich bedeutender Fluß zieht sich durch diese Berge, an den meisten Stellen natürlich von hohen Ufern begrenzt, er soll in der Regenzeit ganz reißend sein; einige Meilen (engl.) von der Stadt ist er von beiden Seiten von hohen Marmorfelsen eingeschlossen, zwischen denen er sich so hindurch windet, daß man zuweilen gar nicht weiß, wo er einen Ausweg finden wird, bis das Wasser dann wieder um eine Ecke der

wunderbaren Felsen braust; an einer Stelle ist der Marmor so prachtvoll weiß, daß, vom Sonnenlicht beschienen, der Anblick fast zu blendend ist; wir machten hier eine reizende Flußpartie, gingen an das Ufer, wo ein großes, ungeschicktes Boot, auf das man aber bequem Stühle setzen konnte, uns eine Strecke aufwärts fuhr; wir erblickten auf den höchsten Marmorfelsen, die kein menschlicher Fuß betreten konnte, viele Adjutanten und Flamingos umherstolzieren, auch einige prächtige Pfauen, die sich alle mit großer Leichtigkeit bewegten, die steilsten Stellen hinaufliefen, daß man sehen konnte, sie waren ‚daheim‘. Dann sahen wir hier und da lange Bienenstöcke von den Felszacken herabhängen, — welch schöner Honig muß darin sein, den jedoch keine Hand je erreichen wird. Unterwärts an einigen überhängenden Felsen hingen unzählige kleine Vogelnester zusammengedrängt wie eine einzige Stadt, jedes mit einer kleinen runden Öffnung, ich denke, es waren Schwalbennester. Von hier aus verliert sich der Fluß so zwischen den weißen Marmorfelsen, daß das Boot nicht weiter kann. Im Vollmondschein sah das Ganze noch viel schöner aus und hatte wirklich viel Reiz für jemand, der das wild Romantische so liebt wie Deine Tochter. Aber auch Martin kann sich unbeschreiblich über alles Schöne freuen, und wir freuen uns so gern miteinander, — o Mutter, ich habe doch nie, nie geglaubt, daß das Leben so schön ist. — Nach vielen Kreuz- und Querzügen befinden wir uns nun wieder in den Armen der Zivilisation, leben in einem ordentlichen Hause und sehen wieder Zylinderhüte. Wir sind in

der heiligen Stadt Benares. Sie ist, — ja was ist sie denn, ich will Martin fragen."

„Liebe Mutter, was weiß denn meine kleine Anna von Benares? Sie ist eine der berühmtesten Städte Hindostans und soll viele Hunderttausend Einwohner haben, liegt auf einer Anhöhe und ist schon von weither sichtbar. Ihre Straßen sind wie die meisten des Orients so enge, daß ein Reiter zuweilen Mühe hat, sich darin zu bewegen; manche Straßen sind an vielen Stellen überwölbt, diese Wölbungen bestehen aus Mauerwerk; die Brahmanen behaupten, früher wären sie aus Gold gewesen, aber aus Strafe, daß das Volk sie (die Brahmanen) nicht genug geehrt hätte, seien sie in Steine verwandelt. Der größte Teil der Einwohner sind Brahmanen und zwar reiche; dann leben hier auch viele reiche und mächtige Hindu, weil sie hier ihr ‚Seelenheil' am besten pflegen können. Den Brahmanen zufolge ist Benares die heilige Stadt, zehn engl. Meilen im Umkreise derselben ist das Land heilig; selbst ein Europäer, der in Benares stirbt, erwirbt das Himmelreich. Der religiösen Anstalten jeder Art, Tempel, Altäre, Ghats sind zahllose. Scharen von Hindus finden sich hier ein, namentlich zur Zeit einer Sonnen- oder Mondfinsternis sammeln sich Tausende, die auf ein von den Brahmanen gegebenes Zeichen sich alle auf einmal mit donnerndem Geschrei in den Ganges stürzen, daß der Druck des Wassers eine ungeheure hohe Welle nach dem jenseitigen Ufer rollt, wodurch nicht selten mit Menschen angefüllte Boote umgeworfen werden. Der Ganges ist ja einmal das geheiligte Sterbebett vieler tausend Heiden.

Die Bevölkerung von Benares ist zugleich eine der intelligentesten und abergläubischsten; mit dem besseren Unterricht geht die Pflege des Aberglaubens Hand in Hand. Die Erziehung des Hindu durch die eingeborenen Lehrer weckt seine Geisteskräfte nicht; man füllt seinen Kopf mit törichten Legenden an, die er glauben muß, wenn er nicht als gottlos erscheinen will. Wohlstand und Bevölkerung der Stadt aber gründen sich besonders auf ihre Heiligkeit, denn die Pilgrime, welche sie besuchen, oft Fürsten mit großem Gefolge, geben daselbst viel Geld aus. Man findet aber auch viele, die durch den Handel reich geworden sind; es befinden sich in Benares große Lager von indischen Waren, namentlich von Diamanten; auch wegen seiner Steinschneider und Goldarbeiter ist die Stadt berühmt, man schleift zu Benares mehr Edelsteine als sonstwo.

Willst Du mich nun begleiten, wir wollen einmal einen reichen und einen armen Hindu in seinem Hause besuchen. — Ich fand in der Wohnung des Reichen alles aufgehäuft, was Reichtum und Üppigkeit nur immer anschaffen konnten. Gemälde und Kupferstiche, Mosaiken von Rom und Porzellan von Sèvres, englisches und französisches Hausgerät, wie überhaupt alles nur mögliche Indische und Europäische war angekauft, um die Wohnung auszuschmücken. Die großen, mit wertvollen Dingen aller Art angefüllten Gemächer glichen aber dem Ladeninhalt eines Pfandverleihers. Ich fand den Babu, wenig bekleidet, in seinem Schlafzimmer auf dem Boden liegend mit dem unvermeidlichen Punkah über sich und einem englischen Journal

in der Hand. Auch dies Gemach war prachtvoll ausgestattet, aber die Gemälde hier zeugten von keiner schönen Geistesrichtung. Mit der Geographie, dem Handel und den politischen Zuständen anderer Nationen war dieser Babu vollkommen vertraut; er sprach von der gegenwärtigen außerordentlichen Goldausbeute Kaliforniens und Australiens, vom russischen Feldzuge und davon, daß er nach Europa reisen würde, aber seine Religion erlaube ihm nicht, das Land zu verlassen. Als ich ein Wort von dem wahren Gott einfließen ließ, sagte er sehr vornehm: ‚Lassen wir das und sprechen von interessanteren Dingen.‘ — Gestern machte ich vor Anbruch des Tages einen Ausflug in den Stadtteil, der besonders von armen Eingebornen bewohnt wird. In dieser frühen Stunde schlief noch ein großer Teil derselben, die Armen aller Klassen: Künstler, Handarbeiter, Tagelöhner, in der freien Luft auf Matten, meist aber auf dem bloßen Boden, jeder an der Schwelle seines Hauses. Der Turban dient den Männern, ihr Haar den Frauen zum Kopfkissen. Jeder lag so da, das Gesicht mit dem Zipfel seines Gewandes bedeckt, um sich vor dem Tau und den Insekten zu schützen. Mann und Frau sind in das Stück Zeug eingewickelt, das den Tag über der letzteren zum Unterrock dient. Mit dem Nahen des Tages richten sich alle auf, wickeln sich aus den sie bedeckenden Tüchern, und die Toilette beginnt, — abermals in freier Luft. Die verheiratete Frau holt Wasser herbei, womit sie Kopf und Schultern des kauernden Gatten begießt, sie wäscht und ölt ihn, kämmt und flechtet

seine langen Haare, die aber häufig nur einen Büschel auf dem Kopfscheitel bilden; dann bemalt sie seine Stirn, je nachdem er Bekenner von Brahma, Wischnu oder Schiwa ist, mit verschiedenen senkrechten oder horizontalen, weißen, gelben und roten Linien in glänzenden Farben, damit zugleich seine Kaste bezeichnend.

Ist diese Operation beendet, so kauert sich der Herr und Gebieter wie ein Affe auf der Schwelle das Hauses nieder und raucht seinen Hukah. Seine Frau, oder vielmehr seine Frauen reinigen das Haus und den Teil der Straße, der die Nacht zum Schlafgemach gedient hat, bevor sie an ihre eigenen Toiletten gehen; dann besprengen und bestreichen sie die Wände mit Kuhmist, der in Wasser aufgelöst ist. Das tun sie aus zwei Gründen: die Kuh ist dem Hindu geheiligt, dies Wasser ist also sein Weihwasser, dann aber zerstört diese Auflösung auch üble Gerüche und Insekten."

Delhi.

„Liebe Mutter, ich denke doch fest, daß mir Gott den besten von allen Männern gegeben hat; das hat er wohl getan, weil ich die allerschwächste und unerfahrenste Frau bin; aber ich bin ihm auch so von Herzen dankbar und habe meinen teuren Martin so lieb, o Mutter, ich will auch nie klagen, wenn uns Trauriges begegnet. Sieh, wir waren so voll Hoffnung, hier in Delhi etwas von Martins Bruder zu erfahren, verschiedene Spuren wiesen darauf hin, daß er in einem seit kurzer Zeit hier stationierten Regimente stehe;

mit Schreiben ließ sich nichts erreichen, darum machten wir die weite Reise, — aber hier angekommen, ist es ein anderer, von Kurt keine Spur. Martin ist ganz niedergeschlagen, und dazu gehört viel; aber es ist auch schwer, eine Hoffnung nach der anderen scheitern zu sehen. Er spricht nicht so viel davon, dennoch sehe ich, wie der Wunsch, seinen Bruder wiederzufinden, die Triebkraft seiner Handlungen und Ursache jedes Schrittes ist. Ich bin froh, daß ich bei ihm bin, früher ist er nach jeder solchen vereitelten Hoffnung, wie mir Knoll erzählt, ‚in einen Gemütszustand‘ verfallen. Aber rechte Freude haben wir an dem wunderschönen Delhi nicht. O Mutter, welche herrlichen Gebäude, Paläste, Grabmäler, Moscheen und Türme sind hier zu sehen! Hier residiert ein König, der ganz abhängig von der ostindischen Kompagnie ist, von ihr ein Jahrgehalt von 96000 Lstr. bezieht, dem jede Ehrerbietung, die einem gekrönten Haupte zukommt, gezollt wird, ohne daß man ihm irgendwie Gehorsam leistet. Denke Dir, wie groß der Hofstaat ist, da die königliche Familie allein aus dreihundert Prinzen und Prinzessinnen besteht.

Der Palast dieses Königs ist eine Perle der Architektur! Ich will Dir nur die Staatshalle beschreiben, in die man endlich kommt, nachdem man vier herrliche Höfe durchschritten. Wie alle muhammedanischen Gebäude ist dieser prachtvolle weißmarmorne Pavillon drei Fuß vom Boden erhöht und hat vorn ein verziertes Gitter. Der Boden, wo er nicht mit Teppichen bedeckt ist, zeigt eine prachtvolle Mosaik-

arbeit von grünem Schlangenstein, Lapis Lazuli, sowie blauem und rotem Porphyr. Eine scharlachne Decke ist von der Vorderseite dieses Pavillons bis in die Mitte des Hofes ausgespannt. Die Halle ruht auf massiven Säulen von weißem Marmor, deren unterer Teil mit kostbarem Blumenmosaik eingelegt ist, während der obere reiche Goldverzierung trägt. Um den Fries läuft eine Inschrift in persischen Schriftzügen welche lautet: ‚Gibt es irgend ein Elysium auf Erden, so ist es hier!'“

Im Himalaya.

„Wir sind so beständig in Bewegung gewesen, daß Martin sagt, wir hätten einen nicht unbedeutenden Anspruch auf die Medaille für die Entdeckung des perpetuum mobile erworben. Jetzt sind wir in den Bergen, und mir ist's, als hätte ich bis jetzt noch garnichts gesehen, so überwältigend schön ist es hier. Die heiße Zeit ist hereingebrochen, sie griff mich in den Ebenen sehr an, so wollen wir diese Monate hier verbringen, denn hier können wir unser Nomadenleben fortsetzen; o Mutter, reisen, so mit dem Liebsten neben sich, ist Lebensbalsam; könnte ich doch Dich und den Vater hier haben, ich habe ja nie geglaubt, daß Gott so etwas Herrliches schaffen könnte, wie ich hier täglich sehe.

Es ist unmöglich, sich eine schönere Verbindung von mächtigen Gipfeln und Bergmassen mit grünen, sanft steigenden Triften, üppigem Laub und prachtvollen dichten

Wäldern vorzustellen, als wir hier erblicken. Und wenn wir einmal nur einen etwas höheren Bergrücken übersteigen, so ändert sich plötzlich die ganze Szene wie durch einen Zauberschlag. Dann sehen wir ungeheure Felsenmassen, schaurige Berge, Schnee und Täler, welche wie eine Wasserinsel aussehen. Wir ziehen bald hier-, bald dorthin, reiten bergan, so gut, wie's geht, ist's zu steil, so kriechen wir auf Händen und Füßen, bergab müssen wir meist gehen. Aber Du solltest sehen, wie prächtig die kleinen Bergponys klettern können. Zuweilen reiten wir eine ganze Strecke auf Bergspitzen entlang, neben entsetzlich tiefen Tälern hin, man schwindelt, wenn man hinuntersieht. Gestern führt Knoll mein Pferd einen sehr steilen Abhang hinunter, der Zaum reißt, mein Pferdchen aber, statt zu fallen, rennt ruhig weiter und grast sich unten was. Knoll stand oben an des Pferdes Stelle wie zerschmettert, den halben Zügel in der Hand. — Wir machen nur kleine Märsche, denn es ist zu ermüdend, übernachten bald hier, bald da; bleiben auch mehrere Tage an einem Orte, der uns besonders gefällt. Die Leute sind hier viel zutraulicher und netter als in Bengalen, bringen uns Milch und Früchte und wollen oft keine Bezahlung; mich und meine Kleider betrachten die Frauen sehr gern, bewundern und betasten alles. Die Wege sind oft lieblich, oft furchtbar schön. Gießbäche rauschen von den Bergen nieder, kleine hübsche Wäldchen wechseln mit einzelnen Häusern oder kleinen Dörfern ab. Die Häuser in diesen Bergen sind fast alle nach einer Art

gebaut — sehr ähnlich den Schweizerhäusern, von Steinen und Balken mit Schiefern gedeckt, meist runde Dächer im chinesischen Stil mit Erker und Veranda oben, — zwei Stock; unten das Vieh und oben die Leute. — Heute kamen wir nach einem sehr beschwerlichen Steigen auf eine beträchtliche Höhe; der Weg wand sich im Zickzack den Berg hinauf, zuletzt durch einen prächtigen Zedern- und Eichwald. Plötzlich, hoch oben, trat uns das herrlichste Schauspiel entgegen: die ganze Kette der Schneeberge, die wir vorher nur hier und da vom Wege, aber nie in ihrer vollen Ausdehnung gesehen hatten, lag in ihrer Pracht und Majestät vor unseren Augen. Wir konnten nur staunen und anbeten, hier den Regionen des ewigen Schnees und Eises so nahe! Welch ein Genuß, — hier ist die schönste Gegend der Welt. Wir konnten uns lange von dem Anblick nicht trennen. Der Weg von hier war einem Garten zu vergleichen, voll der lieblichsten Gewächse, Blumen, Fruchtbäume, bebautes Reis- und Kartoffelfeld, dann wieder ein Wald von Eichen, Fichten, Zedern, Rotodendron, Yewbäumen, Haselnüssen, Kirsch- und Apfelbäumen, — wahrlich ein Stückchen Eden. Neulich kamen wir an einen reißenden Fluß, den Sudletsch, den wir auf Strickbrücken passierten. Diese waren mir zuerst sehr merkwürdig. Von einer hohen Felswand diesseits zu einer anderen jenseits gehen fünf bis acht dicke Stricke, fest gezogen und befestigt; unterhalb dieser sind zwei dünnere in einer Form befestigt, daß ein Mensch darauf sitzen kann, — diese laufen auf kurzen Hölzern auf den dicken, großen Stricken, wenn vom

Ufer aus ein anderer Strick, der mit diesen, den Sitz bildenden, verbunden ist, gezogen wird. So wurde auch ich hinüber gezogen, 2—300 Fuß über den brausenden, gewaltig rollenden und brüllenden Strom, der aussah, als könne er es gar nicht erwarten, hinaus in die Ebene zu kommen. Noch eine andere Art, über Flüsse zu setzen, ist die, daß eine aufgeblasene Ochsenhaut als Kahn benutzt wird, welche in Ochsenhäuten daneben schwimmende Fuhrleute hinüberziehen; sie hatten die Artigkeit, mir eine Art Bettstelle auf zwei solche Häute zu stellen, da mußte ich Platz nehmen und die nebenher schwimmenden Fuhrleute zogen mich so über den Fluß.

Das Klima hier ist entzückend, der Himmel vom reinsten Blau, die Natur großartig. Das Beste und Schönste in ihr ist aber mein Martin; Du kannst nicht denken, wie glücklich ich bin. Mein Leben kommt mir wirklich wie ein Märchen vor, es ist so schön, daß ich es gar nicht begreife, wo das ‚finstere Tal‘ herkommen soll, und doch ist es mir oft, als sei es nahe. Aber wenn es auch kommt, ich möchte doch um alles mein Leben nicht nicht gelebt haben; anderen Menschen sind Reiche aufgetan, die mir Unwissendem verschlossen sind, ihrer Sehnsucht quellen aus Wissenschaft, Kunst und Erfahrung Antworten zu; — ich habe auf alle Fragen nur eine, aber diese eine ist mehr als die ganze Welt: mein Mann. Mutter, wie konnte er nur Deine arme, kleine Anna heiraten! Sieh mal, z. B. ich bin so wenig musikalisch, kann nur ein Volkslied und einen Choral singen und spielen, aber er, er lebt in der

Musik. Seine Geige begleitet uns überall, und wenn er abends spielt, dann kommen die Heiden, die so gern Musik hören, — o Mutter, so muß Orpheus einst mit seinem Spiel die wilden Tiere beherrscht haben! Aber auch ich, wenn ich einmal traurig oder krank oder müde bin, — sein Spiel führt mich so weit von der Erde und von mir selbst fort, daß es ein wahrer Gottessegen ist. Nur eins ist hier schwer, daß die Leute so schlecht und unwissend sind, daß sie keinen Heiland haben, daß man auf Schritt und Tritt nur Götzen und Götzendienst und was damit zusammenhängt, sieht. Und glaube nur, die Menschen sind nicht glücklich dabei. Ach, zuweilen mache ich mir Vorwürfe, daß ich so glücklich mit meinem Martin bin und so ganz für mich lebe, Mutter, was tust Du dagegen?"

(Nachschrift von Martins Hand.)

„Meine liebe kleine Anna! Was sie sich für Sorgen macht! Diese Zeit des Reisens wird ihr späterhin zu gute kommen, und wir sind froh wie die Kinder. Aber mit dem Heidentum hat sie recht, es ist schrecklich und ich kann es wohl verstehen, daß Christen in dieser Luft leicht Heiden werden. Man muß einige Jahre hier leben, um die Wohltat der festgesetzten Formen des Christentums zu fühlen. Selbst die äußeren Zeichen und Merkmale der Ausübung — Kirchen, Stifte, Gräber, Hospitäler, Krankenhäuser, — haben einen Einfluß auf die Gemüter, Grundsätze und Handlungen der Menschen, welchen nur diejenigen, die demselben lange Zeit entzogen sind, zu würdigen verstehen. Unsere gotischen

Gebäude, unsere fromm aussehenden Kirchen haben eine größere Macht, als diejenigen ahnen, welche an sie gewöhnt sind und ihren Mangel nie empfunden haben. Hier erinnert uns nichts Physisches an irgend einen anderen Glauben als an Islam und Hindureligion. Die verhältnismäßige Reinheit des muhammedanischen Glaubens zeigt sich wunderbar in dem besseren Geschmack und der schöneren Form der Stätten ihres Gottesdienstes. Allein das Christentum ist dem Anblick entzogen. Einige wenige kleine Kapellen, eine Kasernenstube, ein Ballsaal oder eine Gerichtshalle dienen zu dem Zweck, für den die Weisheit und Frömmigkeit unserer Väter herrliche Kirchen erbaute; sie fühlten mit Recht, daß das menschliche Gemüt in seiner Schwäche zur Übung der Gottesverehrung nicht nur durch Vernunft und Willenskraft, sondern auch durch die Sinne gerufen zu werden verlangt; daß die Absonderung von den gewöhnlichen Szenen des Alltagslebens, seinen Sorgen, Mühen und Belustigungen notwendig ist, um uns zum Aufnehmen religiöser Eindrücke bereit zu machen. Das Gebäude, in dem man arbeitet, steht in innigem Zusammenhange mit der Arbeit selbst, dasjenige, in dem man betet, sollte wenigstens etwas an das Gebet erinnern. Liebe Eltern, haltet das nicht für Phantasie, ich bin gewiß, Ihr würdet ebenso empfinden, wenn Ihr in einem Lande lebtet, wo alles seine lebendigen und stehenden Denkmäler und Zeugnisse besitzt, nur Eure Religion nicht. Und ich bin fester als je überzeugt, daß — abgesehen von allem Höheren, — Ruhe, Frieden, Ordnung und

Glück nicht eher in diesem Lande wohnen werden, bis es ein christliches Land geworden ist. Die Ostindische Kompagnie, welche keine Farbe bekennt und doch dies Land beherrschen will, mag sich hüten; es kann noch jahrelang so gehen, — aber wer Wind säet, wird Sturm ernten.“

XIII.

Ich kenn' einen Jäger, man heißt ihn Tod,
Seine Wang' ist blaß, sein Speer ist rot,
Sein Forst ist die Welt, er zieht auf die Pirsch, —
Und jaget Elen und Edelhirsch.

Im Völkerkrieg, auf blutigem Feld
Ist's, wo er sein Kesseltreiben hält:
Haß, Ehrsucht und Geizen nach Ruhmesschall
Sind Treiber im Dienste des Jägers all.

Ein Jahr war dem jungen Paare so in Lust und Freude vergangen, durch nichts getrübt, als durch die immer fruchtlosen Bemühungen, den jungen Baron Kurt zu finden. Eigentlich wollten Wallerbergs mit Eintritt der kalten Zeit nach der Missionsstation, auf welcher Stiegs wohnten, allein Anna war so schwach, daß sie die beschwerliche Reise dorthin nicht machen konnte; so blieben sie mehrere Monate in einer größeren Stadt, und hier wurde ihnen ein Kind geboren, ein gesunder Junge, den die glücklichen Eltern Kurt nannten. Aber Annas Gesundheit war schwer erschüttert, es gab Tage und Wochen, während deren Martin heißen Kampf mit sich kämpfte, weil die Frage drohend vor ihm stand: „Kannst du sie lassen?“ Er sah auf sich, auf sein kleines, hilfloses Kind, — bange Ahnungen zogen durch seine Seele, ob seine Blume je wieder fröhlich aufblühen oder ob sie hier in der heißen Ebene verwelken würde. Um

die Außenwelt hatte er sich in dieser Zeit wenig bekümmert, seine Welt war das Zimmer, in dem sein Weib und sein Kind weilten. Endlich, endlich wurde es besser mit Anna, sie erholte sich mehr und mehr, ihr Schritt, erst so müde, gewann seine alte Elastizität wieder, und nun sollte sie bei Anfang der heißen Zeit in die Berge, um dort in der reinen, frischen Luft vollends zu genesen. Aber leider machte ihre Besserung nur langsame Forschritte, und so war der Mai gekommen, ehe sie sich zur Abreise rüsten konnte.

Der Mai des Jahres 1857!

Morgen sollte die Reise angetreten werden. Anna saß, vom Arm ihres Mannes umschlungen, neben dem Bett ihres Kindes.

„Was hat diese Stube alles erlebt," sagte sie, um sich schauend, „und doch, wie viel reicher gehen wir von hier."

„Gott sei Lob," antwortete Martin, „aber ich möchte die Zeit hier doch nicht noch einmal durchleben."

„Du armer Martin," sagte Anna schmeichelnd, „ja, du hast es gewiß recht schlimm gehabt. Mir war die Zeit gar nicht so schwer; ich habe mich oft gefragt, ob dies wohl ein ‚finsteres Tal' sei, aber es war so licht. Der süße Junge, — und dann war es so schön, sich von dir pflegen zu lassen; weißt du, wie wir an unserm Hochzeitsmorgen sangen:

Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unserer Liebe Verknotigung sein?

mir ist es jetzt, als ob ich dich noch viel lieber hätte als früher."

Martin antwortete nicht, aber Anna verstand wohl sein Schweigen.

Und nun führt der Lebensweg derer, die wir bis hierher begleitet und lieb gewonnen haben, unter die zermalmenden Räder der großen Weltereignisse, wir müssen daher einen Blick auf diese werfen.

Seit hundert Jahren stand Bengalen unter Herrschaft der Engländer, und zwar unter der als „Ostindische Kompagnie" bekannten Handelsgesellschaft. Um das ungeheure Land in Unterwürfigkeit zu erhalten, hielt die Kompagnie eine große Armee, welche aber nur in zirka einem Siebentel aus europäischen Soldaten bestand, alle anderen waren Eingeborene, sogenannte Sepoys (d. h. eingeborene Soldaten). Nun ist bekanntlich das ganze indische Volk in Kasten eingeteilt, — das ist nicht etwa ein „Stufenunterschied" gleichartiger Geschöpfe, sondern ein „Wesensunterschied" zwischen ungleichartigen. Die höchste Kaste ist die der Brahmanen oder Priester, sie ist Gott gleich; für diese hängt nun natürlich alles davon ab, daß der Hinduismus mit seinen Lehren und mit seinem Kastenwesen erhalten bleibe, es ist ihre Lebensexistenz. Dies Kastenwesen, das ihnen den Einfluß über das ganze Volk sichert, ist seit Jahrtausenden mit dem Volksleben aufs innigste verwachsen und hat mächtige Gegner siegreich überwunden. Zuerst, schon vor Christi Geburt, drohte der Buddhismus dieser unnatürlichsten aller sozialen Einrichtungen den Untergang, — aber aus dem Felde geschlagen mußte er Indien räumen. Dann brach der Islam aus dem Innern Asiens herein, gründete in

Delhi ein muhammedanisches Kaiserreich, und es schien als würden seine furchtbaren Schläge den Brahmanismus töten, doch der hatte ein zähes Leben. Als das Reich des Moguls nach Jahrhunderten unter der Wucht des englischen Armes zusammenbrach, — da standen die Brahmanen mit ihrem Kultus in ungeschwächter Kraft da. Nun nahte ein dritter Feind, — das Christentum.

Aber die Handelsgesellschaft, welche das Land regierte, hatte vor allen Dingen ihren eigenen Nutzen im Auge. Der würde am meisten gefördert, glaubte sie, wenn sie die Religion der Hindu mit allen ihren Schrecknissen schonte und ihnen durchaus keine Gelegenheit gab, eine bessere kennen zu lernen. Deshalb waren auch die Kasernen der Sepoys gegen jeden christlichen Einfluß hermetisch verschlossen. Nun ist es ja ganz gewiß, daß Freiheit, freie ungehemmte Entwickelung vornehmlich in geistigen Dingen das erste Recht eines jeden Menschen ist, — auf der anderen Seite ist es aber ebenso gewiß, daß, wenn eine fremde Regierung ein Volk beherschen, seine staatlichen und sozialen Verhältnisse regeln will, sie auch die Pflicht hat, diesem Volke Gelegenheit zu geben, die wahre Religion kennen zu lernen.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß diejenigen Eingeborenen, welche trotz der Regierung Christen geworden sind, in den nun folgenden Schreckenstagen treu zu ihr gestanden haben. Die Meutereien waren eine notwendige Frucht jener Politik, welche von der Armee allen veredelnden Einfluß des Christentums grundsätzlich fern hielt und damit selbst die wahrhaft heid-

nische Treulosigkeit pflegte, welche endlich auf so entsetzliche Weise das Schwert gegen sie selbst kehrte. Aber wo dem Christentum nicht Raum gegeben wurde, trat an Stelle des alten Aberglaubens Unglauben, die Götzen wankten, an dem Kastenwesen wurde gerüttelt, die Brahmanen mußten um ihre Existenz besorgt werden. — Ein leichter Erdstoß hatte einst eine breite, prächtige Treppe in Benares, die in den Ganges hinabführte, gespalten; ein Teil davon war sechs Fuß tief ins Wasser gesunken und sank immer mehr. Diese Treppe war mit mehrern kleinen Götzentempeln geschmückt. Ein Brahmane stand sinnend davor und sagte: „Gerade so wie diese Treppe mit ihren Tempeln hinabsinkt, ist auch die Religion im Sinken begriffen; und so wenig die Götter dieser Tempel imstande waren die Treppe zu schützen, so wenig vermögen die Götter der Hindus ihre Religion aufrecht zu erhalten, — sie fällt dahin."

Während aber einige dies in stumpfer Trägheit über sich ergehen ließen, rafften sich viele auf, einen Verzweiflungskampf auf Tod und Leben zu führen.

Brahmanismus oder Christentum.

Einen furchtbaren Kampfgenossen, ihren bisherigen Feind, warben die Hindus dazu: die Muhammedaner. Diese hatten die Herrlichkeit ihres alten Reiches nicht vergessen, sie träumten von der Wiederherstellung des Kaiserthrones, der alte Kaiser lebte ja noch in Delhi, ihn wollten sie mit dem Purpur Indiens schmücken. Bei ihnen war der Beweggrund zum Kampf nicht religiöser, sondern politischer Natur. Sie wurden eins mit den Brahmanen; zum ersten Werbeplatze wählten

sie die Armee, — wurde sie den Engländern untreu, so mußte deren Herrschaft zusammenbrechen. Eine furchtbare Verschwörung begann, sie verbreitete sich über das ganze Land, „Tod allen Europäern“ war die Losung. — Delhi, der politische Mittelpunkt der neuen muhammedanischen Herrschaft, — Benares, der religiöse Mittelpunkt brahmanischer Herrlichkeit, — Kalkutta, der Mittelpunkt britischer Macht und Größe, — das waren die drei Orte, welche die Hauptschläge treffen sollten. Die Brahmanen hofften die Wiederherstellung ihrer verfallenden Macht und Herrlichkeit; die Moslemin sahen sich schon im Geist wieder als die Herren Indiens; beide hatten sich vereinigt zum Sturze der christlichen Macht, deren Hand schwer auf ihnen lag. Der Schlachtplan war gemacht, alle Vorbereitungen getroffen, die Aussichten für vollständiges Gelingen konnten nicht günstiger sein, — die Stunde der Ausführung kam. —

Wallerbergs konnten nur sehr kleine Tagereisen machen, sie bewegten sich meist nur abends und morgens ihrem Ziele, den Bergen, näher; es war die heiße Jahreszeit, in der Europäer eigentlich gar nicht reisen dürfen. Die heißesten Stunden des Tages wurden in kühlen Gebäuden zugebracht, und da Martin mit den Sitten und Sprachen des Landes wohl vertraut war, so wurden die Schwierigkeiten überwunden. Da fiel es ihnen plötzlich auf, daß die Eingeborenen der Dörfer, durch welche sie kamen, sich in großer Aufregung befanden. Gerüchte von einem ungeheuren Aufstande drangen zu ihren Ohren, Barackpur, Mirut, Lucknow, Delhi, Allahabad, — alle größeren Städte

sollten in den Händen der aufrührerischen Soldaten, die Europäer geschlagen, gemordet, geflohen, der muhammedanische Kaiser wieder auf den goldenen Thron gesetzt sein. Wenn Wallerbergs nun auch wußten, wie viel in solchen Zeiten und wie viel im besonderen hier gelogen wurde, — etwas Wahres mußte daran sein. Und hätten sie noch gezweifelt, die Haltung der Dorfbewohner war eine auffallend andere geworden. Das Benehmen, welches früher unterwürfig, ja kriechend gewesen, wurde jetzt drohend. Die Hindu ballten die Fäuste, fürerst jedoch nur im Sack. Offenbar wußten sie noch nicht genau, wie es mit der Rebellion stand, sie waren zeitlebens gewöhnt, die Engländer als Herrscher zu betrachten, — es war doch möglich, daß sie Sieger blieben, dann wehe den Aufrührern! Martin nahm eine zuversichtliche Miene an und imponierte ihnen damit. Insgeheim bemühte er und sein getreuer Knoll sich eifrig, gewisse Nachrichten zu erlangen, wo möglich zu den Europäern zu kommen. Dabei verfolgte er seinen Weg, der nicht mehr zu weit von Delhi entfernt sein konnte, aufs eifrigste. Gewiß war nur das Landvolk erregt, Delhi, wo das Kriegsmaterial und der Schatz der englischen Armee lagen, war natürlich wohl besetzt, und die Stadt bot vergleichsweise Sicherheit.

Eines Abends bemerkte Martin, wie verdächtige Gestalten zu seinen Leuten schlüpften; da er diese nicht mit Unrecht keiner Auflehnung gegen ihn, wohl aber der größten Feigheit fähig hielt, so beschloß er, bald nach Mitternacht den gefährlichen Platz zu verlassen;

dennoch aber, als er am frühen Morgen die Leute zum Aufbruch rief, kamen endlich nur zwei, — die anderen waren während der Nacht verschwunden. Die Not war groß, Knoll versuchte, aus dem nächsten Dorfe neue Träger zu holen, machte ihnen das Versprechen doppelten, ja dreifachen Lohnes, — vergebens. Sie wollten oder konnten auch nicht, denn der Besseren hatte sich eine panische Furcht vor den Aufrührern bemächtigt, welche jeden zu ermorden gedroht, der den verhaßten Europäern beistände.

Jetzt galt kein Zögern. Martin näherte sich Anna.

„Anna, du mußt nun die Sänfte verlassen, wir haben keine Träger. Kurt legen wir in seinen Korb, wähle das Nötigste zur Kleidung und zum Unterhalt aus, wir müssen gehen; hoffentlich nicht lange, vielleicht begegnen wir irgend einem Fuhrwerk, das uns weiter bringt, in Delhi finden wir Freunde und Missionare; sei getrost, jedoch wollen wir rasch fort, um die Morgenkühle zu benutzen."

Die junge Frau sah totenbleich zu dem Geliebten auf. Aber es war, als habe alle Schwäche sie verlassen; mit rascher Hand suchte sie das Nötigste aus, die beiden treuen Diener beluden sich damit, Knoll trug den kleinen Kurt, seine indische Ayah wich nicht von ihm, so traten sie ihren schweren Weg an, nachdem sie zuvor, o mit welcher Inbrunst! ihre Kniee vor Gott gebeugt hatten.

Sie wanderten weiter, ohne recht zu wissen, wohin, denn ihr Führer hatte sie auch verlassen. Doch hielten sie die Richtung nach Delhi fest, da Martin dort jeden-

falls in der Nähe der Europäer, wenn nicht Sicherheit, so doch sichere Nachrichten einzuziehen hoffte. Aber es war ein schweres Wandern. Die Tropensonne brannte so hernieder, daß ihre Glutstrahlen wie aus einem Feuerofen herabzukommen schienen; am tapfersten hielt sich Anna, welche wirklich mit bewunderungswürdigem Mute vorwärts schritt. Dennoch merkte Martin, daß ihre Füße schon wund wurden, — da sahen sie einen leeren Ochsenkarren hinter sich, und der Herr desselben nahm die Erschöpften gegen gute Bezahlung auf seinen Wagen. So kamen sie ein Stück vorwärts, in der Nähe eines Dorfes aber setzte der Mann sie plötzlich auf offenem Felde ab. Hier, ohne allen Schutz gegen die brennende Sonne und den heißen Wind konnten sie nicht bleiben, zum Glück war nicht weit von ihnen ein Gehölz, das sie mit Mühe erreichten. Dort angekommen, fanden sie, o Freude! Wasser, mit welchem sie sich waschen und Speise bereiten konnten. Aber Anna hörte in der Nähe das Weinen eines Kindes, Martin eilte nach der Stelle; er kam bald zurück, auf dem einen Arm ein Kind tragend, während sein anderer eine Frau stützte, die ebenfalls ein Kind an ihre Brust gepreßt trug.

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo sich alle Geisteskräfte allein im Auge zu konzentrieren scheinen, wo wir nichts mehr denken, empfinden oder wissen, wo wir nur *sehen*.

So sieht Anna jetzt die Frau an, welche Martin bringt, — wer? — es ist kein Zweifel mehr, es ist — Mrs. Romount, Annunziata, die schöne, geliebte, strahlende Frau.

Aber um Gottes willen, wie sieht sie jetzt aus!

Bleich, mit verwirrtem Haar, ihre elegante Kleidung in Fetzen um sie herum hängend, mit blutigen von Dornen zerrissenen Händen und Füßen, und mit dem Feuer des Wahnsinns in den wild rollenden Augen, so steht sie jetzt vor Anna; ein kleiner dreijähriger Knabe hält ihre Hand, ein einjähriges Mädchen trägt sie auf dem Arme. Eine entsetzliche Geschichte steht in den Zügen dieser Frau geschrieben.

Sie erkennt Anna nicht, welche jetzt bemüht ist, ihr allerlei Liebesdienste zu erweisen; Anna speist die beiden Kinder und bringt sie zur Ruhe; Annunziata nimmt für sich nur einen Trunk an; es dauert geraume Zeit, bis sie sich ein wenig erholt und die Schreckensszenen mitteilen kann, welche sie erlebt. Sie erzählt wild, abgebrochen, unzusammenhängend. Wir lassen hier die Hauptsachen ihrer Erlebnisse folgen.

Ahnungslos und ruhig ist sie gestern morgen in Delhi, wo ihr Mann mit seinem Regimente Sepoys stand, aufgestanden. Da hat man plötzlich Gewehrfeuer gehört, ihr Mann ist zu ihr gekommen und hat gesagt: „Die Insurgenten von Mirut sind da, haben den Residenten und die Offiziere ermordet, wir müssen sie niederschießen.“ Noch ein Kuß, und ihr Mann ist fort. Sie eilt ans Fenster und sieht, wie sein Regiment ihm den Gehorsam verweigert, seinem Kommando nicht gehorcht, endlich rechts und links seine Reihen öffnet und seine Offiziere bloßstellt. Sie sieht, wie wilde Reiter kommen und eine schreckliche Metzelei unter den Offizieren anrichten. Sie will hinab zu ihrem Mann, da streckt

ein Pistolenschuß ihn im selben Augenblick zu Boden. Jetzt hält sie nichts, ihrer Sinne kaum mächtig, eilt sie auf den Platz, sie dringt durch die Reihen, sie hat ihn erreicht, er atmet noch; sie reißt ihn empor, er erkennt sie, ein Freudenblitz fährt über seine Züge. „Ich sterbe, rette die Kinder,“ haucht er, und da schließen sich seine Augen. Sie will die geliebte Leiche ins Haus tragen, da dringen Wütende auf sie ein, das entsetzliche Blutbad ringsum geht weiter, jetzt sieht sie plötzlich ihren Knaben am Fenster, ein dunkler Kopf neben ihm, — sie springt auf, erreicht ihr Haus, mehrere wollen folgen, mit Riesenkräften verschließt sie die Tür, dann nimmt sie ihre Kinder, und während von der Dienerschaft nichts zu sehen ist, während die Aufrührer donnernd an die Tür schlagen, eilt sie mit ihren beiden Kindern hinten hinaus; durch Gärten und über Mauern führt ihr Weg, — überall ist's menschenleer, denn die Schlächterei hat jetzt noch alles auf dem großen Platz versammelt, — so gewinnt sie das Freie, rennt weiter und weiter, den ganzen Tag, bekommt von einer gutherzigen Frau ein wenig Milch und Brot, endlich erreicht sie heute morgen dies Gehölz, sie ist mehrere Stunden von Delhi entfernt, und dort liegt die Leiche ihres Mannes.

Starr vor Entsetzen hatte der kleine Kreis gehört, was die Unglückliche betroffen; sie sahen sich an, — wartete ihrer nicht ein gleiches Schicksal? Mitten in einem Lande, das ringsum in Flammen zu stehen schien, — wohin sollten sie ihre Schritte richten? Nach den Bergen, — denn dort standen europäische Regimenter,

dort waren die kriegerischen Sikhs, stets feindlich gegen Hindus wie Muhammedaner gesinnt, — aber wie dahin gelangen, ohne Führer, durch satanisch entflammte Mörderhaufen, ohne jeden Schutz, denn offenbar war den Händen der britischen Regierung der Zügel entfallen.

Welch ein Kontrast gegen die Lage und Umgebung, in der Anna Annunziata zum ersten und zum letzten Mal gesehen hatte. Damals das glückliche Weib, das im lichten Ballsaal von Dalton Esq. mit beredten Lippen das hohe Lied der Liebe sang; heute die elende Witwe, die verlassene Mutter, rings von Not und Tod umgeben.

Es ist seltsam, während hohe und kühne Charaktere in Augenblicken der Gefahr oft mutlos sind, entwickeln zarte, minder begabte Naturen in solchen Zeiten einen Mut und eine Besonnenheit, die in Erstaunen setzt. So ging es jetzt unserer schwachen Anna.

Während Martin mit den Dienern die Ereignisse in Delhi und den nun einzuschlagenden Weg besprach, überlegte Anna, daß sie jedenfalls wandern und jetzt dazu Kräfte sammeln müßten. So gut es ging, sorgte sie für aller Bequemlichkeit, dann schlang sie ihren Arm tröstend um Annunziata, gab sich ihr zu erkennen und bat sie, jetzt um ihrer Kinder willen etwas zu ruhen.

„Ruhen," wiederholte diese, „ruhen? Für mich gibt's nur eine Ruhe. — Tief, tief im Grabe bei ihm. O ich muß hin und muß ihn holen."

„Aber Ihre Kinder, wie sehr bedürfen die jetzt der Mutter."

„Seine Kinder!“ Die arme Frau umarmte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. „Arme Kinder, ihr habt nun keinen Vater und keine Mutter mehr. Versprechen Sie mir,“ hob sie nach einer Pause feierlich an, „daß Sie meinen Kindern eine Mutter sein, sie nie verlassen wollen!“

Annas Auge irrte zu ihrem Kinde hin. Was konnte sie jetzt versprechen! In wenigen Stunden konnte auch ihr Kurt eine Waise sein. Aber ihr Tod machte sie jedes Gelübdes frei, zudem ruhte das Auge der armen Mutter so angstvoll auf ihr, und wieder flehte sie:

„Wollen Sie meinen Kindern Mutter sein? Ich kann nicht mehr lange leben. Wollen Sie für meine Kinder sorgen?“

Wallerberg war neben seine Frau getreten. Er nickte ein Ja. Anna legte ihre Hand in die brennend heiße Annunziatas und sagte fest:

„Ich will es.“

„Schwören Sie es mir.“

„Ich will es, so wahr mir Gott helfe.“

Ein Schimmer wie Freude flog über Annunziatas Gesicht. „Ich werde bald tot sein, der Tod sitzt am Herzen,“ sprach sie und dabei gab sie in italienischer Sprache ihren Kindern die süßesten Namen.

„Haben Sie keine Verwandte,“ fragte Wallerberg, „denen wir, wenn wir durchkommen und Ihnen etwas Menschliches begegnen sollte, die Kinder übergeben können?“

„Keine,“ entgegnete Annunziata, und ein bitterer

Zug umgab ihren Mund, als sie noch einmal wiederholte: „in der ganzen Welt keine."

Da erscholl ein furchtbares Geschrei dicht neben ihnen. Ein Haufen siegestrunkener Muhammedaner, diese Wildesten der Wilden, umringte die Unglücklichen und verlangte mit wütendem Geschrei ihre Köpfe. Gegen diese Übermacht war nichts zu machen, und Wallerberg sagte den Seinen in deutscher Sprache, daß keiner einen Versuch zur Flucht oder Wehr machen sollte, daß sie nur durch Unterwerfung gerettet werden könnten. Fürerst begnügten sich die Wüteriche damit, den Ärmsten alles zu nehmen, was sie mit sich führten; ihre Beute war reich, und sie setzten sich nieder und schienen zu beraten, was sie weiter mit ihren Gefangenen tun sollten. Martin, welcher gespannt auf ihre Reden lauschte, hörte oft den Namen „Kisu Timur" nennen, und schloß daraus, daß ihr Anführer so heiße. Er sagte ihnen jetzt, daß er zu Kisu Timur geführt zu werden verlange, — ihm schien alles besser, als in den Händen dieser zügellosen Rotte zu sein. Diese stutzte, — kannte etwa dieser Mann ihren Gebieter? Den Kostbarkeiten nach, die sie bei ihm gefunden, konnte er kein unbedeutender Mann sein. Aber er war ein Ungläubiger, und mit den rohesten Worten und Stößen trieben sie jetzt ihre Gefangenen zum Fortgehen, banden vorher jedoch den Männern die Arme. Und nun kam eine Szene, welche das Blut in den Adern erstarren macht, und welche niederzuschreiben die Feder sich sträubt.

Ein frecher Kerl naht sich dem kleinen Sohne Annunziatas, was er von ihm will, sehen die anderen

nicht, denn mit blitzähnlicher Schnelligkeit folgt Schlag auf Schlag in dem blutigen Drama, das sich jetzt entwickelt. Der Kleine, stolz und scheu, stößt den Mann zurück; das reizt den Wüterich und entflammt ihn aufs höchste; mit einem Griff hat er das unglückliche Kind ergriffen und schlägt es mit dem Kopf auf einen Stein, daß sein Gehirn weit umherspritzt. Aber mit einem grellen Schrei, der die Luft durchzittert, springt Annunziata gegen den Mörder, der ihr den zerrissenen, blutigen Körper ihres Kindes entgegenhält und grinsend sagt: „Hund von einer Ungläubigen, da trink."

Es ist sein letztes Wort gewesen. Mit der Kraft einer Löwin, welche ihr Junges verteidigt, hat die wilde Italienerin einen Dolch aus ihrem Gewande, den sie vorhin bei der Plünderung zu verbergen gewußt, gezogen und taucht seine scharfe Spitze tief, tief in die Brust ihres Feindes. Sie hat gut getroffen, und der Stahl ist scharf, der wilde Mann sinkt um; aber im selben Augenblick stürzt auch Annunziata mit gespaltenem Haupte zu Boden, und ihr Körper wird von den Schwerthieben der Wütenden in kleine Stücke zerhauen.

Und nun ist auch das Ende der anderen gekommen, jetzt ist keine Gnade, kein Aufschub mehr bei diesen Wilden. Anna erwartet, ihr Kind im Arm, den Todesstreich, Martin hat eben mit der Stärke der Verzweiflung seine Bande zerrissen und schlägt eine Muskete ab, welche über Annas Haupt schwebt, — da durchschneidet ein greller Pfiff die Luft. Die erhobenen Schwerter sinken nieder, wie eingewurzelt stehen die Muhammedaner, — im nächsten Augenblick erscheint hoch zu Roß ein

Mann von edler Haltung, — es ist der Anführer dieser Schar. Mit sklavischer Unterwerfung begrüßt ihn diese, er scheint sehr zornig, offenbar fragt er nach der Ursache des Lärms. Jetzt wendet er sein Roß und sprengt dicht an die zerstückelten Überreste der Leichname, — er erhebt sein Auge, die Gefangenen zu betrachten, sein Blick fällt auf Anna.

Diese hat sich gebückt, das kleine Mädchen Annunziatas aufzunehmen jetzt richtet sie sich auf, ihr Auge begegnet dem des Anführers, — sie schreckt zusammen, o Gott, diese Augen!

„Wir sind gerettet,“ flüstert sie ihrem Manne zu.

Aber des Anführers Blicke schießen Blitze. „Ihr Memmen,“ sagt er, „seit wann führen die Krieger Kisu Timurs mit Frauen und Kindern Krieg? Der Elende dort hat seinen Lohn, sonst würde er ihn von meiner Hand empfangen. Gebt diesen Ungläubigen alles wieder, was ihr ihnen genommen, dann führt sie in das Gefängnis, aber wehe dem, der ihnen ein Haar krümmt. Ich, Kisu Timur, habe es gesagt.“ Dahin sprengt der stolze Reiter, — jedoch das Benehmen der wilden Schar ist wunderbar verändert. Ihre Sachen werden den Reisenden zurückgegeben, Martin trägt sein, Knoll Annunziatas Kind, — sie wollen die Leichname erst begraben, aber das wird ihnen gewehrt, — so ziehen sie inmitten der Schar sicherer als früher dahin. Doch welche entsetzliche Erfahrung haben sie gemacht, Anna schließt die Augen, um nicht fortwährend die blutigen Gestalten zu sehen, aber vergebens.

„Martin, ich glaube, wir sind gerettet,“ sagte sie leise, „ich kenne den Anführer, es ist Harrach, er wird uns nichts zuleide tun. Er scheint Muselmann geworden zu sein, aber er wird edel handeln.“

„Hat er dich erkannt?“ forschte Martin.

„Ja, ganz bestimmt,“ entgegnete Anna. Sie konnte sich der Hoffnung, daß ihr Mann und ihr Kind geborgen sei, nicht erwehren; Martin teilte diese Hoffnung nicht, aber er verschwieg seiner Frau die Befürchtungen.

Nach einem kurzen, doch anstrengenden Marsche erreichten sie den Ort ihrer Einkerkerung und waren sehr erstaunt und schmerzlich bewegt, hier schon mehrere eingeborene Christen zu finden. Ihre Wärter waren rohe Menschen, welche am liebsten sich durch Totschlag der Christen einen Himmel verdient hätten, allein ein mächtiges Gebot schien ihnen Zaum anzulegen. Die Gefangenen hatten außer dem Verlust ihrer Freiheit wenig zu klagen; zwar war der Raum, in dem sie alle liegen mußten, nicht allzu groß, die Kost karg, aber es schien doch eine gute Hand über den Armen zu walten. Anna bat den Wärter um Milch für die Kinder, und sie wurde ihr täglich gereicht; sie wußte, wem sie diese Behandlung zu danken hatte und erhob ihr Herz zu Dem, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche und bat ihn, Harrachs wildes Herz in seine Hand zu nehmen und es Frieden finden zu lassen. — Es war, als ob mit Wallerbergs Ankunft ein milderer Geist über dem Kerker waltete, der allen Gefangenen zu gute kam. Das Leiden band diese alle, über denen das Schwert schwebte, fest zusammen,

und einigte sie zu einer Familie, deren Haupt Jesus Christus war.

So vergingen viele Tage in trauriger Einförmigkeit; abgeschlossen von der Welt, wußten sie wenig von dem, was draußen vorging. Daß aber die Sache der Europäer unterlag, daß der Aufstand sich weiter und weiter wälzte, daß in seinen wilden und schmutzigen Wogen Tausende von Europäern ihr Grab fanden, das erfuhren sie doch aus gelegentlichen Gesprächen ihrer Wächter. Es war Martins Aufgabe, den Mut seiner Mitgefangenen immer wieder anzufachen, dahin zu wirken, daß die Herzen stille in Gottes Willen wurden, und ihnen die köstlichen Verheißungen des ewigen Lebens vorzuhalten. Er tat es, und die Gottesdienste und Abendmahlsfeiern, die hier im Kerker gehalten wurden, gehörten zu dem Herrlichsten, was sie alle auf ihrem Lebensweg erlebten. Die Herzen wuchsen aneinander, und es erfüllte sich, was Anna und Martin einst sangen:

Die Lieb' wird in uns mächtig und groß,
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Not.

Eines Morgens wurde ein neuer Gefangener in den Kerker gebracht. Zwei Männer hielten ihn, ach, nicht um sein Entrinnen zu verhindern, sondern damit er nicht zusammensinke. Es war ein junger, schwerverwundeter englischer Offizier; seiner Wunden waren viele, lauter Säbelhiebe, die schlimmsten waren zwei am Kopf, die weit auseinanderklafften und eine am Kinnladen. Seine Uniform hatte man ihm abgerissen,

er war nur mit einem Paar Beinkleidern und einer Flanelljacke bekleidet, aber alles war vom Blut hart wie Stein. Als er auf den Boden gelegt wurde, verließen ihn die Sinne, er wurde ohnmächtig.

Anna eilte zu dem totenbleichen Jüngling und nahm seinen Kopf auf ihren Schoß, während Martin ihm etwas Wasser einflößte; er schlug die Augen auf, — sah ringsum, sah Annas Gesicht voller Liebe und Mitleid auf sich gerichtet und hauchte leise: „Anna."

Diese flüsterte ihrem Manne zu: „Mac Ever." Martin nickte. In dieser Zeit, wo die Schicksale der Menschen so entsetzlich durcheinander geworfen wurden, daß Kurzsichtige kaum noch eine Gotteshand darin erkannten, hörte alles Verwundern auf. Das Ungewöhnlichste war Tagesordnung. — Das Schicksal des jungen Offiziers flößte allen die lebhafteste Teilnahme ein, und jeder beeiferte sich, ihn zu pflegen, obgleich an eine Wiederherstellung nicht zu denken war. Jetzt lag er weich auf Annas Lager, — das einzige im Kerker, — gebettet, treue Hände wuschen seine Wunden und netzten seine geborstenen Lippen mit Wasser und Melonen. Nach und nach erholte er sich ein wenig und konnte, wenn auch in gebrochener Weise, seine Leidensgeschichte erzählen. Er war in der Nähe von Delhi stationiert; eines Abends ertönt die Alarmtrompete, Mac Ever eilt an den Platz, wohin die Pflicht ihn ruft. Dort hat eine furchtbare Metzelei angefangen; er gerät unter die wütenden Haufen, wird mit einem Schwertstreich zu Boden gestreckt und bleibt nach weiteren schweren Wunden als tot liegen. Während aber die

Mörder sich anderwärts zu tun machen, kommt der Schwerverwundete wieder zu sich und kriecht auf Händen und Füßen bis zu einem Wassergraben am Dschemna; hier versteckt er sich. Vier Tage hält er so aus, fristet mit dem Wasser sein Leben, rettet sich bei Nacht trotz seiner schweren Wunden auf einen Baum, um den wilden Tieren zu entgehen. Am fünften Tag wird er entdeckt und von den blutdürstigen Muhammedanern vor Kisu Timur geschleppt, welcher Befehl gibt, ihn in diesen Kerker zu bringen.

Hatte er ihn erkannt?

Wir glauben nein, denn Mac Ever sah kaum einem Menschen, viel weniger sich selbst ähnlich.

Des armen Kranken Augen aber leuchteten, wenn Anna sich über ihn beugte und Martin gute Worte zu ihm sprach. „Schreibt es meiner Schwester nach England,“ bat er, „wie gut ich es gehabt habe, und sagt ihr, daß ihr Bruder lieber alles leiden, als die Hoffnung auf seinen Heiland aufgeben will.“

Fast prophetisch waren diese Worte, denn es schien, als sollten neue Leiden über unsere Freunde hereinbrechen. Ein eingeborener Prediger, voll Glauben, war mit ihnen im Kerker. Dieser wurde einst zum Verhör geholt, man versprach ihm ein hohes Amt, wenn er sich zum Islam bekennen wollte, Folter und Tod warteten seiner, wenn er es nicht täte, so wurde ihm gedroht. Martin segnete ihn ein zum Leben oder Sterben. Er nahm von seiner Familie, welche sich weinend an ihn klammerte, herzzerreißenden Abschied. Da erhob sich der junge Mac Ever halb von seinem

Lager und rief mit lauter Stimme: „Padri Sahib, halte fest an deinem Glauben. Harre aus und werde nicht weich!“

Und er hielt aus. Er wurde sechs Tage lang in glühender Sonnenhitze in den Stock gespannt, aber seinen Glauben verleugnete er nicht. Doch noch ehe die Macht seiner Peiniger sich an diesem erschöpft hatte, wurde ein anderer ihren Händen entzogen: die Engel trugen eine unsterbliche Seele aus dem Kerker zur ewigen Freiheit.

Mac Ever erduldete an seinen Wunden augenscheinlich so viele Schmerzen, daß man sein Ende nur herbeisehnen konnte. Aber keine Klage kam über seine Lippen, er war dankbar und ergeben. Annas Kind hatte er gern neben sich, noch lieber aber Anna selbst, welche auch wenig von seinem Lager wich.

„Erzähle mir etwas,“ bat er eines Abends Anna, „etwas Schönes.“ Sie setzte sich an sein Lager, Martin richtete ihn auf und legte seinen Kopf auf ihren Schoß. So lag er am bequemsten und am liebsten, und auf seinen Zügen stand geschrieben, daß sie ihm heute wohl den letzten Liebesdienst erweisen würden.

„Erzähle, bitte,“ bat Mac Ever mit dem kindlichen Ton.

Und sie erzählte ihm von einer besseren zukünftigen Welt, wo kein Leid und keine Tränen und kein Schmerz mehr sein wird, wo alle Seligen in weißen Kleidern und mit Harfen in den Händen vor dem Throne des

Lammes niederknieen; dann fing sie leise an zu singen, und Martin fiel mit kräftiger Stimme ein:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir,
Mein sehnend Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg und Tale,
Weit über blaches Feld,
Schwingt es sich über alle
Und eilt aus dieser Welt.

Tränen erstickten jetzt Annas Stimme; unter dem Singen hatte die reine Seele des Jünglings ihren Kerker verlassen und war nicht mehr in dieser Welt. — „Wo mag sie sein?“ fragte Anna nach einer Pause, während Martin dem Toten die ehrlichen Augen zudrückte, „o, wo mag jetzt seine Seele sein?“

„Bei Gott, den sie hier geliebt hat,“ entgegnete Martin.

Die Kinder schliefen beide, Anna sank an ihrem Lager nieder, was ihre Seele bewegte, sah nur der allein, der Gebete hört, von denen der Betende selbst nichts weiß.

„Siehe, wie viel Licht im finsteren Tale,“ sagte Martin, „wenn uns alles Böse angetan ist, so hat es schließlich uns nur etwas schneller zur ewigen Herrlichkeit gebracht.“

XIV.

Gott kann wohl Hilfe senden.
Zahllose Engelheere,
Die tragen blanke Wehre
Und grüne Kränz' in Händen.

Der Mai war vergangen, ein großer Teil vom Juni verflossen, in der Lage unserer Gefangenen immer noch keine Veränderung. Sie wußten zwar, daß sie dicht bei Delhi waren, aber europäische Truppen mußten nahen, denn seit mehreren Tagen bemerkten sie eine Unruhe unter den Leuten, Krieger sprengten hin und her, Martin unterschied deutlich die Gestalt Kisu Timurs, welcher Befehle austeilte; zuweilen schien es ihnen sogar, als hörten sie Kanonendonner.

„Wir werden siegen, der Stern Alt-Englands wird in diesem Lande nicht untergehen," rief Martin. Wie gerne wäre er draußen unter den Kämpfenden gewesen!

Aber wird er nicht auf die Leichen meiner Lieben niederstrahlen? gingen seine Gedanken weiter. Wenn die Engländer siegten, wer würde sie dann gegen den Grimm ihrer wilden Feinde schützen, in deren Macht sie waren? Und er, ein Mann, saß hier und konnte nichts tun.

Anna erriet Martins Gedanken, tröstend stand sie

neben ihm. Was eine Frau, eine rechte Frau, für Kraft zum Dulden und Tragen hat, das sah Martin jetzt mit Bewunderung.

Plötzlich trat eines Abends zur ungewohnten Zeit der Gefängniswärter ein und kündigte den Gefangenen an, daß sie ihm folgen sollten. Es wurde ihnen keine Zeit gelassen irgend etwas mitzunehmen, nur die Kinder wurden auf den Arm genommen, und, — war es Ahnung oder ein gewisser Sammeltrieb, — Knoll steckte einen kleinen Beutel mit Mehl und Reis zu sich, den ihm damals im Walde diese „schuftigen Indianer“ auf Kisu Timurs Befehl wieder zurückgeben mußten. Zitternd folgten alle dem schweigsamen Wärter. Martins Hände hielten ein kleines Messer, die einzige Waffe, die man ihm gelassen, er ging dicht neben Anna, zu jeder Tat der Verzweiflung fähig. Wurden sie jetzt zum Richtplatz geführt? Warteten noch schreckliche Qualen ihrer? Vergebens spähte Anna nach des Befehlshabers hoher Gestalt, seine Abwesenheit sagte nichts Gutes. Aber ihr Gewissen strafte sie, daß sie auf einen Menschen mehr Vertrauen setzte, als auf Den, der ihr auch jetzt zur Seite war. Dennoch aber schlossen diese Unglücklichen in diesen Minuten innerlich alle mehr oder weniger mit dem Leben ab und „nur bald sterben und miteinander“, betete Anna.

Jetzt folgten ihnen mehrere muhammedanische Soldaten mit finsteren Zügen und wild rollenden Augen, „vorwärts, ihr Kafirs“ (Ungläubigen), hieß es.

Schweigend wanderten sie mehrere Stunden in der dunklen Nacht, auf ihre Fragen bekamen sie keine Antwort.

Endlich, endlich standen ihre Begleiter, und einer von ihnen sagte:

„Ihr seid frei, so ist Kisu Timurs Befehl. Hütet euch zum zweiten Male in die Hände der Getreuen zu fallen. Dort," er zeigte mit der Hand, „ist das Lager der Kafirs, eilt, daß ihr es erreichet."

Die Muhammedaner wandten sich und waren in wenigen Minuten im Dunkel der Nacht verschwunden. Wer beschreibt die Gefühle der Geretteten? Wenn man lange, lange Zeit in einer dunklen Höhle in feuchter Nacht an Abgründen gewandert ist und hat keinen Ausweg mehr gesehen, — plötzlich dringt das helle, strahlende Tageslicht herein und ladet uns ein, zurückzukehren zum Leben und zur Sonne, — dann ist man wie geblendet, und kann's nicht fassen.

Martin war der erste, welcher seine Gefühle besiegte und zu den — immerhin noch schweren — Aufgaben der Gegenwart zurückkehrte. „Vorwärts! Wer weiß, welchen langen, gefährlichen Marsch wir noch vor uns haben. Wir sind ohne Waffen und müssen die Nacht benutzen, um die Unsrigen zu erreichen."

Zum Glück war unter den anderen Gefangenen — drei Männer, vier Frauen und sechs Kinder — einer, welcher Weg und Steg um Delhi kannte. Er wußte auch, daß die große Stadt vollständig im Besitz der Rebellen war, daß sie den alten, schwachen Kaiser zum Herrscher ausgerufen, daß ein entsetzliches Blutbad gewesen, kein Europäer am Leben geblieben sei, daß die Prinzen teuflisch gewütet und besonders Frauen und Kinder gemartert hätten, — aber auch, daß die

Engländer und die treuen Sikhs ein großes Lager vor Delhi aufgeschlagen und sich jetzt anschickten, die Stadt zu nehmen. „Jedoch, um sie zu erreichen," schloß er seinen Bericht, „müssen wir über einen Fluß setzen; nun muß hier in der Nähe ein Gehölz und darin ein unbewohntes Haus stehen; wir wollen die Frauen und Kinder dorthin bringen, daß sie Kräfte für den weiten Weg sammeln, während wir ein Mittel, über den Fluß zu kommen, suchen."

Gesagt, getan. Das Haus, leicht gebaut, einstöckig mit Jalousie-Laden versehen, war leer und bot eine Zuflucht für alle. Plötzlich entdeckte Knoll hinter einem Haufen Stroh und Bambus eine Anzahl Gewehre nebst reichlicher Muniton, Säbel, andere Waffen und Kleidungsstücke. Der Fund erfüllte Martin mit Freude, doch konnte er den Männern auch seine Bedenken nicht verhehlen.

„Die, welche die Waffen hier versteckt haben, werden sie auch wieder abholen, und es werden viele sein. Gebe Gott, daß sie nicht in der nächsten Stunde kommen."

Martin blieb jetzt bei den Seinen, zwei der Männer gingen aus, ein Boot oder eine Furt zu suchen; angstvoll harrten alle ihrer Wiederkunft, Martin benutzte die Zeit, eine Anzahl Gewehre instand zu setzen, denn unbewaffnet wollten sie auf keinen Fall den Ort verlassen. Nach kaum einer halben Stunde kehrten die Eingeborenen zurück, sie hatten ein Boot gefunden, aber leider wimmelte jetzt das ganze Gehölz von Rebellen, und an ein Durchkommen war, für den Augenblick

wenigstens, nicht zu denken. Still nahmen die Mütter ihre Kinder, damit kein Schrei sie verrate, die Männer bewaffneten sich, die Türen und Fenster, schon vorher geschlossen, wurden mit den gefundenen Kleidungsstücken noch fester verhüllt, — so, nun war alles geschehen, was Menschen tun konnten, nun mußten sie abwarten.

Ach, sie sollten nicht zu lange warten! Eben graute der Morgen, da zog ein Haufen Gesindel, es waren Hindus, heran, welche offenbar in das Haus dringen wollten."

„Wir müssen uns verteidigen," sagte Martin, „alle Mann auf den Posten, doch zuerst wollen wir's noch friedlich versuchen."

Einer der Eingeborenen erschien am Fenster, als eben die ersten Schläge an die Tür dröhnten und redete den wüsten Haufen an. Gebrüll und Pistolenkugeln waren die Antwort.

„Nun denn, in Gottes Namen, Feuer!"

Fünf Männer wälzten sich am Boden; die andern liefen eilig davon und berieten sich außer Schußweite, was zu tun.

„Die Schufte haben Respekt bekommen," rief Knoll, „und ein Glück, daß sie nicht wissen, wir viele oder wie wenige unsere sind."

Martin schüttelte den Kopf. „Sie werden schon wieder kommen."

Und sie kamen wieder, aber nur, um mit blutigen Köpfen heimgeschickt zu werden, denn die Frauen luden die Gewehre und reichten sie den Männern; mit Munition brauchten sie nicht sparsam umzugehen, so

erfolgte Salve auf Salve. Aber sie wurde auch erwidert. Die Kugeln der Rebellen rissen mehrere Löcher in die Wände; doch im ganzen hielten sich die Rebellen gern in einiger Entfernung, sie hätten viel lieber aus einem Hinterhalt geschossen, — zudem wußten sie offenbar immer noch nicht, ob sie nicht einer starken Macht gegenüberstanden.

Anfangs wunderte sich Martin, daß die Angreifer nicht Hilfe aus dem nahen Delhi bekamen, aber bald hörten sie ringsum Kanonendonner und Gewehrsalven und schlossen daraus, daß die Engländer heut einen Angriff machten und so die eigentlichen Krieger anderweitig beschäftigt waren. Die sie hier Belagernden waren keine Soldaten, sondern nur Gesindel, sonst hätten unsere Freunde ihnen auch nicht so lange widerstehen können.

Es dauerte nun schon den ganzen Tag. Großer Gott was war das für ein Tag! Innen weinten die Kinder vor Hunger und Durst. Einen feingeflochtenen Korb, wie man sie zum Bewässern der Gärten braucht mit Wasser, hatten die Männer mitgebracht, Knolls Mehl und Reis wurde gekocht, ach nein, in Wasser aufgelöst und damit die hungrigen Kinder gestillt; ein Stück des Daches war abgeschossen, und die glühende Sonne schien erbarmungslos auf so viel Elend nieder; ein Mann und eine Frau waren, zwar nur leicht, verwundet; Anna ging von einem zum andern, half, stillte, tröstete, ermutigte, sie schien keine Ermüdung zu kennen. Je verzweiflungsvoller die Lage wurde, desto mehr steigerten sich ihre Kräfte, es war, als hätte

sie Vorräte aufgehäuft, die ohne Rücksicht auf die Zukunft an diesem einen Tage verbraucht werden sollten.

Einen Augenblick Pause. Die Feinde haben sich zurückgezogen. Martin wischt sich den Schweiß vom Gesicht, alle, mit Ausnahme einer Wache fallen auf die Kniee, er liest den dreiundzwanzigsten Psalm, o, ist es nicht wie Hohn, in diesem Augenblick hier von frischen Wassern und grünen Auen zu reden! Aber die Worte: „und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du, Herr, bist bei mir, Dein Stecken und Stab tröstet mich," beleben die Herzen aufs neue.

„Ich weiß nur ein Mittel, uns zu retten," sagt Martin sodann, „einer von uns muß sich durchzuschleichen suchen, muß zu den Engländern eilen und Hilfe holen; wir halten keinen zweiten Tag mehr aus, und könnten wir's, so würden wir doch nur die Leichen unserer Kinder verteidigen."

Alle sehen, daß dies der einzige Rettungsweg ist; aber wer soll gehen? Einer ist verwundet, die andern sehen sich bedenklich an, es ist ein schwerer Weg.

„Natürlich gehe ich," fährt Martin fort.

„Du?" schreit Anna entsetzt auf.

„Ja, ich. Mit den Kleidern hier hoffe ich mich in der Dämmerung als einer der Ihren durchzuschleichen; den Weg weiß ich jetzt, über den Fluß schwimme ich, die Sprache verstehe ich; dann, vor allen Dingen, — wird ein englischer Offizier sogleich Hilfe senden, wenn ein Hindu bittet, wird er nicht eine List, einen Hinterhalt fürchten? — Darum muß ich gehen."

Alle nickten, Anna war keiner Bewegung fähig. Knoll aber trat vor.

„Halten zu Gnaden, Herr Baron, ich werde gehen. Das paßt nicht für Ihnen.“

„Nein, Knoll, kein Streiten, wir haben dazu keine Zeit. Deine Länge würde dich überall verraten, dir übergebe ich mein Weib, mein Kind.“

Jetzt erhob sich ein edler Wetteifer, alle wollten gehen, aber Martin drang mit seiner Ansicht durch.

Als der Abend dämmerte, half Anna ihm die orientalischen Kleider anlegen; ihr war, als lege sie Hand an eine Leiche, „es ist das letzte, das letzte,“ rief's immer wieder in ihr. Martin gab seine Verhaltungsmaßregeln: „Um Gottes willen, haltet gute Wache und schießt sicher. In zwei, ja vielleicht in einer Stunde bin ich wieder hier. Knoll, du nimmst die Fenster hier rechts, haltet euch, bis ich komme, haltet aus.“ Er riß Kurt empor und preßte ihn an sein Herz; Anna hing schlaff in seinen Armen. „Bete. Auf Wiedersehen,“ weiter konnte er nichts sagen.

„Ja, oben,“ hörte er sie leise antworten. Dann war er verschwunden; alle horchten angestrengt, die Herzen standen fast stille, aber kein Geheul, kein Geschrei ertönte, nun mußte er schon weit sein, — wo, wo?

Anna wollte beten, aber sie konnte nicht. Jetzt erst war sie ganz im finstern Tal.

Eine Stunde verfloß noch ruhig, dann rückten die Belagerer wieder vor, mit Fackeln in den Händen.

„Wollen die Bestien uns hier anzünden,“ murmelte

Knoll, „oder wollen sie uns bloß zeigen, wohin wir schießen sollen?"

Einer, offenbar ein Muhammedaner, trat vor und sagte ungefähr so:

„Wir wissen, hier sind Kafirs. Euer Gott hat euch verlassen. Allah ist Gott und Muhammed sein Prophet. Schwört, daß ihr ihn anbeten wollt, so wollen wir euch das Leben schenken. Wenn nicht," — er machte die Gebärde des Kopfabschneidens.

„Du Hund," murmelte Knoll wieder, „erst haben. Wollen Sie der Bestie antworten?" wandte er sich an den eingeborenen Prediger.

Dieser rief mit lauter Stimme: „Es gibt nur einen Gott und einen Heiland, Jesum Christum."

„Dann laßt euch von ihm helfen," schrie es draußen, und die wüste Rotte drang näher.

Aber wohlgezielte Schüsse empfingen sie wieder, es schien, als sprühe das kleine Haus Verderben aus. Einmal, zweimal, dreimal versuchten die Feinde im wütenden Anlauf dasselbe zu nehmen, dreimal wurden sie abgeschlagen. Heulend nahmen sie ihre Toten und Verwundeten und zogen sich zurück.

Aber auch innen gab es Verwundete. Ein Stück einfallender Mauer hatte ein Hindukind erschlagen, Knoll blutete aus mehreren leichten Wunden. Besorgt sah und horchte er in das Dunkel hinaus.

„Blücher sagte mal," ließ er sich vernehmen, „ich wollte, es wäre Nacht oder die Engländer kämen. Mir ist es ganz gleich, ob es Nacht oder Tag ist, aber ich wollte auch, die Engländer kämen."

Wieder verging eine Stunde. O wie bleischwer und langsam, es war, als müsse man jede Minute dreimal durchleben. Bange Fragen, die niemand beantworten konnte, bewegten die Herzen. War Martin glücklich zu den Truppen gekommen? Und wenn sie bereitwillig helfen wollten, — würden sie zur rechten Zeit hier sein, oder zu spät, zu spät? Welches Schicksal stand hier allen in den nächsten Minuten bevor? Anna dachte Annunziatas und schauderte.

Oder, — waren alle die Fragen umsonst? Lag Martin vielleicht schon hinter den nächsten Bäumen, tot, verwundet, gefangen? Die Qualen wurden namenlos, und Anna horchte lieber wieder auf das Gebet, welches der Hindu dort sprach, und von dem einzelne Worte ihr Ohr trafen. Jetzt betet er: „Herr Jesu, mächtiger Herr, Du darfst uns ja um Deinetwillen nicht umkommen lassen; Du hast es doch gehört, wie sie geschrieen haben: wir sollten uns von Dir helfen lassen. So hilf uns nun. Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht alleine."

Horch, horch, klingt das nicht wie Pferdegetrappel? Jetzt fallen einige Schüsse, aber in einiger Entfernung, nun ist's, als ob ein Dutzend Schakale heulen, dunkle Gestalten eilen auf das Haus zu, nein, vorbei, vorbei; flüchtigen Fußes verschwinden sie im Gehölz, die Pferde kommen näher, allen voran fliegt ein Hindu, hinter ihm Europäer. Der Hindu ruft: „Gerettet, Anna, gerettet," er springt vom Pferde, aber da öffnet sich die Haustür, und eine kleine, weiße Gestalt stürzt ihm entgegen, — in namenloser Bewegung umfaßt sie der

Reiter, und ringsum stehen die Soldaten, ein solches Wiedersehen still ehrend.

Jetzt aber tritt eine lange Gestalt, die gar kein Ende nehmen will, herzu, sie murmelt in den Bart: „Nie was zur rechten Zeit und am rechten Orte. Nu habe ich wieder kein Schnupftuch.“

Aber es ist zur rechten Zeit und am rechten Orte, daß jener fromme Hindu, der Glauben gehalten, jetzt mit heller Stimme anhebt zu singen, und alle singen mit ihm:

Ich rief den Herrn in meiner Not;
Ach Gott, vernimm mein Schreien!
Da half mein Helfer mir vom Tod
Und ließ mir Trost gedeihen.
Drum dank', mein Gott, drum dank' ich dir,
Ach danket, danket Gott mit mir;
Gebt unserm Gott die Ehre! —

Der englische Anführer drängte, den Ort des Schreckens zu verlassen; es waren furchtbare vierundzwanzig Stunden, die darin zugebracht worden. Das kleine Hindukind wurde eilig begraben, die Soldaten beluden sich mit den gefundenen Waffen, und so trat die Kolonne, ihre Befreiten in der Mitte, den Rückzug an. Man mußte auf dem Wege dicht an Delhi vorbei, aber es wurde dort nicht eher ein Schuß abgefeuert, bis sie es schon im Rücken hatten. Dann folgten die Sepoys, heulend wie die Schakale; allein hier waren tüchtige Truppen, welche die Verfolger ruhig in Schach hielten; manch einer von letzteren fiel, während die Engländer nur vier Leichtverwundete hatten, endlich

verließ der Feind äußerst niedergeschlagen ihre Fersen — noch wenige Minuten, und alle waren gerettet im Lager von Delhi.

Dies Lager wird der englischen Nation stets ein ehrendes Denkmal bleiben. In der heißesten Zeit des Jahres schlagen 3—4000 Europäer mit einer Handvoll Sikhs ein offenes Zeltlager auf, dicht unter der mit Kanonen besetzten Stadt von 150 000 Seelen, welche von einer sich stets erneuernden und wohlverproviantierten Garnison (denn jeder Weg ins Innere des Landes liegt ihr ja offen) von 30 000 geübten Soldaten verteidigt wird, welche noch den größten Artilleriepark der Welt und wahrhaft ungeheures Material zu ihren Diensten hat. Dem gegenüber stehen jene mutigen Europäer, deren Kanonen erst in langen Zwischenräumen aus dem Penschab hergebracht werden können, die fortwährend den Angriffen der Feinde ausgesetzt sind, mit den beunruhigendsten Gerüchten über Aufstände der Gebirgsstationen im Rücken, dazu die Cholera — und oft herzlich wenig Lebensmittel in ihrer Armee, zuerst die heiße, dann die Regenzeit durchmachend, — so stehen sie, allen diesen Hindernissen trotzend, vier Monate lang mit heldenmütiger Ausdauer, — und die Frucht derselben ist die Eroberung Delhis und damit der Wendepunkt der Rebellion in ganz Indien.

Als unsere Freunde ins Lager kamen, war erst kurze Zeit der Belagerung verflossen und niemand glaubte, daß Delhi so viel Zeit und Blut kosten würde; alle aber wußten, daß sie siegen müßten; das stolze Gefühl, daß von ihnen die Ehre der Nation abhinge, belebte

die Soldaten ebenso sehr, wie die Überzeugung, daß im anderen Falle ihnen und allen Europäern an den jetzt noch ruhigen Punkten schlimmeres als der Tod bevorstände.

Wallerbergs blieben mehrere Tage im Lager, von den Offizieren freundlich aufgenommen und achtungsvoll behandelt. Anna bedurfte nach den Schreckenstagen einer Erholung, Martin traf alle die Vorbereitungen, die er unter diesen Verhältnissen treffen konnte, um seine Familie nach einem nicht zu entlegenen und doch sicheren Orte zu bringen. Die vielen kleinen Könige in den Bergen waren zwar auch ganz bereit, über alle Weiße und was zu ihnen hielt, herzufallen und sie zu ermorden, aber da der Erfolg der Verschwörung in den Ebenen doch nicht so glänzend war, wie man gehofft hatte, da die Engländer statt vernichtet zu sein, den Kampf aufgenommen hatten, ja man noch nicht wissen konnte, auf welche Seite sich der Sieg neigen würde, so beschlossen diese edlen Herrscher, erst abzuwarten, und so blieb es also in ihrem Bereiche ziemlich ruhig. Ringsum aber hörte man von so entsetzlichen Greueltaten, deren niemand die zahmen Hindus für fähig gehalten hätte, daß es Wallerberg oft wie ein Wunder erschien, daß sie den Händen dieser Blutdürstigen entkamen.

XV.

O glücklich, wer in einfaltsvoller Hand,
Ein Kind bewahrt die frohe Weihnachtsgabe,
Und in der Zukunft nachtumhülltes Land
Getrost hinzieht am sichern Pilgerstabe.

Es war eine kleine Stadt mit englischer Garnison besetzt, in der das gehetzte Wild endlich ruhen durfte, — ruhen, denn Heimat war es nicht, und Heimatsgefühl konnte nicht aufkommen. Aber wer dachte auch an Heimat in dieser Zeit, wo alles Feste nicht nur schwankte, sondern aus seinen Fugen gebrochen war, und wo man keine Pläne mehr für die Zukunft machte. Allein nur eine Mutter kann Annas Gefühle verstehen, mit denen sie zum ersten Male die Betten ihrer Kinder in einem freundlichen Stübchen ihres Hauses stehen und die kleinen bleichen Kinder darin so friedlich schlafen sah. Ja bleich und elend waren beide, Kurt Wallerberg und Angela Romount, die lange Haft, die schlechte Kost, — wie konnten da die Kinder gedeihen? Engelschön sah das kleine Mädchen aus, — es erwachte und sagte leise, sich umblickend: „Mama."

„Hier, ich will deine Mama sein," antwortete Anna, das Kind auf den Schoß nehmend, „armes Waisenkind, du sollst nie fühlen, daß du keinen Vater und keine Mutter mehr hast."

Das war auch Martins Ansicht und Wille. Da Vater, Mutter und Bruder des Kindes ermordet waren, und es nach Annunziatas Ausspruch keine Verwandten hatte, so stand ja auch niemand je das Recht zu, die kleine Angela zu beanspruchen, sie war Wallerbergs eigen und sie dankten Gott dafür.

Aber merkwürdig, daß das Kind der strahlenden Annunziata beim Scheine der Sonne aufwachsen sollte, von welcher sie einst zu Anna prophetisch geredet hatte.

Die Kinder erblühten wirklich in der reineren Bergluft wie die Rosen; es war ein Friedensasyl, das kleine mit Blumen umrankte Häuschen, in dem Wallerbergs wohnten; Anna war froh und dankbar; aber glücklich, so von Herzen glücklich konnte sie bei dem Wehe ringsum doch nicht sein, und auch noch ein anderer Schatten zog durch die Räume und durch die Herzen.

Es war schon in den letzten Tagen des Juli, als die Nachricht von der entsetzlichen Metzelei von Caunpur zu ihnen drang. Die „Blitzpost“ war ja teilweise zerstört, darum erfuhren sie so spät die schreckliche Kunde. In Caunpur hatten die fünf- bis sechshundert Europäer (Männer, Weiber, Kinder) sich in einem neugebauten Hospital verschanzt und verteidigten sich beinahe drei Wochen lang gegen zwölftausend Feinde, welche unter Anführung des entsetzlichen Nana Sahib nach ihrem Blute lechzten. Zwölf-, Achtzehn- und Vierundzwanzigpfünder beschossen das Hospital, die Belagerten hatten als Antwort nur drei kleine Kanonen. Aber sie hatten tapfere Männer, den unerschrockenen General

Wheeler als Führer, und Gottvertrauen. Einhundertfünfzig Personen, meist Frauen und Kinder, starben während dieser Zeit in dem Hospital an Wunden und Krankheiten, der Hunger wütete, aber die tapfere Besatzung ergab sich nicht. — Da schrieb Nana Sahib an General Wheeler und versprach, ihn und die ganze Besatzung mit allen militärischen Ehren abziehen zu lassen, wenn er ihm Caunpur übergebe; er gab die feierlichsten Versicherungen: „Begeben Sie sich mit allen Ihren Leuten nach Allahabad, ich werde Ihnen Schiffe dazu stellen. Wir halten Wort, zählen Sie auf uns.“

General Wheeler erwiderte: „Schwören Sie nach dem Gebrauche Ihrer Religion, und ich schwöre auf die Bibel, daß ich unsere Verschanzungen räumen lasse.“ Nana beschwor alles, indem er hinzufügte: „Gott wird mich richten und strafen, wenn ich wortbrüchig werde. Verlassen Sie sich auf mich, ich will Sie nicht täuschen.“

Am 27. Juni räumten die Europäer die Verschanzungen und bestiegen die Barken, welche Nana für sie bereit hielt. Aber plötzlich erfolgt ein Kanonenschuß, man schießt mit Kartätschen auf sie, alle Barken sind getroffen. Die Europäer, welche noch nicht verwundet sind, werfen sich ins Wasser, aber Sepoys machen auf die Schwimmenden Jagd, die Sowars (Reiter) schwimmen zu Pferde und säbeln die Unglücklichen nieder.

Fünfzehn gefüllte Schiffe hatten dieses Schicksal, bloß einhundertundacht Frauen und Kinder entkamen

dem Gemetzel; diese ließ Nana in den Kerker werfen. Eine der Barken, auf welcher sich General Wheeler nebst einer seiner Töchter befand, entkam anfangs durch schnelles Rudern; die andere Tochter wurde gefangen und einem Hindu als Sklavin übergeben; in Verzweiflung ermordete das mutige Mädchen ihn und seine ganze Familie und stürzte sich dann in einen Brunnen. Die Barke des Generals enthielt, als sie in die Hände der Insurgenten fiel, noch fünfzig Männer, fünfundzwanzig Frauen und drei Kinder; die Männer wurden sofort erschossen, die Frauen und Kinder alle, einhundertzweiundzwanzig, in das Hospital gebracht, als Nanas Gefangene. An der Wand dieses Schlachthauses hat man Worte gelesen, welche zitternde Frauenhände mit Bleistift geschrieben haben, daß die schrecklichen Leiden bei der Zerstörung Jerusalems denen nicht gleichkommen könnten, die in diesem Raum geschahen. Anfangs schien Nana diese Frauen gut behandeln zu wollen, als er aber hörte, daß der General Havelock gegen ihn anrücke, befahl er die Ermordung aller. Die Unglücklichen hatten es gewußt, sie zerrissen ihre Kleider, um damit die Türen fest zu machen, — vergebens. Wieder ein furchtbares Blutbad, herzerschütterndes Schreien der Frauen, endlich wurde alles still, — entsetzlich still.

Tags darauf lebten noch fünfundzwanzig dieser Opfer. Aber sie wurden alle, Tote und Verwundete, in einen Brunnen geworfen und mit Erde bedeckt. —

Anna hatte der furchtbaren Erzählung atemlos gelauscht. Große Tränen rannen über ihre Wangen, Martin sprach düster: „Für diese Dinge wird ein Tag

der Abrechnung kommen, und sollte ich selbst Soldat werden müssen, um nur jenen Teufel zu erschießen."

Anna schwieg, schwieg lange. Offenbar bewegte sie vielerlei im Herzen, endlich sagte sie schüchtern:

„Martin, haben wir denn nicht auch schuld an allem, was hier geschieht?"

Martin ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab, er konnte seiner Erregung nicht Herr werden. Anna fuhr fort:

„Martin, denke, welch eine gottlose Politik hier verfolgt worden ist; man hat die Hindus frei machen wollen von Aberglauben, von seit Jahrtausenden eingewurzelten Vorurteilen und Anschauungen, aber man hat ihnen nichts Besseres dafür geboten. Sich selbst überlassen, ist ihr natürlicher Wille wohl zu Kräften, nicht aber zur Freiheit gekommen. Die Lehre des Christentums ist dem Volke von der Regierung verweigert, das Leben desselben ist ihm von den Christen im großen und ganzen nicht gezeigt worden. Denke an Harrach, an so viele andere, welche hier auch äußerlich Heiden geworden sind; o Martin, ich kann das Volk nicht verabscheuen, wenn es jetzt in entsetzlicher Verblendung gegen seine Unterdrücker, welche es nicht lieben gelernt hat, wütet."

„Anna," unterbrach sie Martin, „wenn man erlebt hat, was wir erlebt haben, kann man da noch auf die Veredlung eines so entmenschten Volkes hoffen?"

„Hast du nicht an den Hindus," entgegnete Anna sanft, „die mit uns im Kerker waren, gesehen, was das Evangelium auch aus diesen Eingeborenen für Leute

machen kann? Und hören wir nicht von allen Seiten, daß die Eingeborenen, welche Christen geworden sind, treu bei ihrer Fahne blieben und Gut, Blut und Leben hingegeben haben, um ihres Glaubens willen?"

„Du bist ein beredter Advokat," lächelte Martin, „aber wenn nun auch Regierung und Privatleute gegen dies Volk gesündigt, — was haben wir denn verbrochen?"

Anna schlug die Augen nieder. „Ich habe es dir schon längst sagen wollen, es drückt mich sehr. Ich fürchte, wir haben nicht ganz recht getan, daß wir nur so lange für uns, für unser Vergnügen gelebt haben. Es war ja eine wunder-, wunderschöne Zeit, aber wie oft ist mir das Gotteswort eingefallen: ‚wirket solange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann'. Ach, eine Nacht ist jetzt schon über Indien gekommen; wir, die wir wußten Gutes zu tun, haben es nicht getan, das ist Sünde. Sieh, Martin, das habe ich dir immer so gern sagen wollen, ich mußte es tun," und Anna sah gar beweglich bittend zu ihrem Herrn und Gebieter auf.

Dieser widersprach ihr nicht eigentlich, denn eine Stimme in seinem Gewissen rief: „sie hat recht," dennoch entgegnete er:

„Anna, du warst so elend und dann mußte ich nach Kurt forschen, und das Leben war so schön."

„Gewiß," sagte Anna, „und das war unser Hauptgrund. Aber Hand aufs Herz, was hätten wir trotz unseres Reiselebens tun können, wenn wir nicht zu bequem gewesen wären, oder nicht unser Alleinsein ungestört hätten genießen wollen?"

Wieder riefen die Worte ein gewisses Pflichtgefühl in Martin wach; allein er wollte nicht unrecht haben und sprach daher viel von Lernen und Erfahrungen sammeln. Anna lächelte. Martin ging hinaus, der Schatten blieb.

„Du lieber Mann,“ sagte Anna für sich, „als ob ich nicht wüßte, daß du bloß um meinetwillen alles Gute versäumt hast. Nun bin ich anderthalb Jahre verheiratet und finde endlich einen Fehler an dir, aber du wirst ihn schon erkennen und ablegen.“

Dazu war nun fürerst wenig Aussicht. Anna, welche zu den Kindern ging, hörte durch die geöffneten Fenster, wie ihr Mann und Knoll auf der Veranda ihren Herzen über die Greueltaten zu Caunpur Luft machten. Feuer und Schwefel wollten sie auf alle die Übeltäter regnen lassen, für Nana Sahib war ihnen aber diese Strafe noch nicht schwer genug. Immer mehr vertieften sie sich in die Sünden des Hinduvolkes, — das war nämlich Wasser auf Knolls Mühle, der es stets mit souveräner Verachtung behandelt hatte und oft von Martin darüber gescholten war. Heute kannte er nun keine Grenzen, und endlich war sein Herr wieder wie immer der Verteidiger der Hindus, und Anna mußte lächeln, als sie Martin jetzt dieselben Ansichten aussprechen und verteidigen hörte, welche er ihr so eben bestritten. Aber sie war eine kluge Frau, und so hütete sie sich wohl, zu verraten, daß sie so etwas vernommen.

Wohl sah sie ein, daß sie augenblicklich keine Missionstätigkeit anfangen konnten. Allein weil ihr jetzt diese Arbeit noch versagt war, wollte sie die Hände nicht so

lange in den Schoß legen, sie dachte, etwas tun, sei es noch so gering und noch so wenig, ist besser als nichts. So bekümmerte sie sich denn erstens recht gründlich um Leib und Seele ihrer Kinder und Dienstboten, hielt ihr Haus schmuck, suchte hier und da Leid und Krankheit zu lindern, und ihre übrige Zeit verbrachte sie damit — Flanellhemden anzufertigen. Ein Offizier hatte ihr gesagt, wie nötig dieser Artikel im Lager von Delhi sei. Anna glaubte nun und ganz mit Recht: wer nicht große Dinge tun könne, solle nur fleißig Flanellhemden nähen; sie nahm sich der Sache mit solchem Eifer an, daß Martin behauptete, sie habe nur noch Sinn für wollene Hemden.

Eine besondere Freude war es für ihn und Knoll, daß General Havelock Caunpur wieder genommen, ebenso auch Bitharo, des Nana Sahib Residenz. Zuerst ließ er dieselbe unbeschädigt, als aber die Soldaten in des Nana Hause die Leichen mehrerer Engländerinnen fanden, da waren sie zur unwiderstehlichsten Wut gereizt, mordeten alles und ließen keinen Stein auf dem andern. Der Nana selbst sollte mit seiner Familie, so erzählten die Eingeborenen, auf den Fluß geflohen sein und sich mit dem Kahn dort versenkt haben.

„Ich fürchte, daß dem nicht so ist," sagte Anna, „der Mut, welcher dazu gehört, kann nicht in der Brust eines Mannes wohnen, der hilflose Frauen und Kinder ermorden läßt."

„Und ich hoffe, daß dem nicht so ist," rief Martin heftig, „denn mein Wunsch ist, diesem Nana irgendwo zu begegnen."

„Willst du dich etwa mit ihm schlagen?“ fragte Anna.

„Nein, ihn aufhängen,“ entgegnete Martin nachdrücklich.

Endlich kam auch die Kunde in Wallerbergs Asyl, daß am 20. September die Flagge Englands vom Palast des Großmoguls von Delhi wehe. Ein Offizier schrieb es Martin und schloß mit folgenden Worten: „Nur diejenigen, welche in den ersten sechs Wochen des Feldzuges mitgefochten, können wissen, an welchem Fädchen unser Leben und die Rettung des Reiches hing, und nur sie können die Leiden und Anstrengungen dieser Tage, der Wachsamkeit und des Kampfes, der furchtbaren Hitze und Erschöpfung, der Mühe und Gefahr richtig schätzen. Ich sehe auf sie zurück mit einem Gefühl von Zweifel, ob sie mir Wirklichkeit oder nur ein böser Traum waren. Dieser Tag wird ein bedeutsamer in den Annalen des Reiches sein; vom 20. September 1857 datiert die Wiederherstellung der britischen Herrschaft im Osten.“

Die Revolution war damit zwar noch nicht erloschen, in einigen Teilen des Landes erhob sie sogar erst recht das Haupt, Jahr und Tag sollte noch vergehen, bis ein vollständiger Sieg erkämpft und dem ganzen Lande die Ruhe wiedergegeben war. Aber in einigen Distrikten war es wieder still, auch etliche Straßen sicher zu passieren, so wagten es Wallerbergs denn mit Einbruch der kalten Zeit ihren Wanderstab wieder aufzunehmen. Heinrich und Marie Stieg sollten nun endlich aufgesucht, und dort sollte es entschieden

werden, an welchem Orte Martin in Zukunft arbeiten würde. Nach einer ziemlich beschwerlichen Reise trafen sie eines Abends auf Stiegs Missionsstation ein und wurden dort so bewillkommt, daß es ihnen in der ersten Stunde heimatlich war, als seien sie im Vaterhause. Diese kleine, etwas starke Frau mit dem freundlichen Gesicht, den klaren Augen und den unermüdlich fleißigen Händen war also die geliebte Pflegeschwester von Annas Eltern. Alle lebten in der Vergangenheit, erst in der jüngst verflossenen, und dann in einer, die älter als Anna war, in jener glücklichen, im Pfarrhaus im Harz!

„Und habt ihr hier nichts, gar nichts von den Rebellen zu leiden gehabt?“ fragte Martin später.

„Nun, der ganze Distrikt wimmelte von diesen Leuten,“ entgegnete Stieg, „aber wir haben nichts davon gehabt, als die Fürsorge unseres Gottes doppelt erfahren. Daß wir uns zu Zeiten geängstigt, und der Atem ein bißchen kurz wurde, ist unsere Schuld, der Hukum (Befehl) war: ‚Fürchte dich nicht‘.“

„Und unsere Christen,“ fügte Marie mit leuchtendem Antlitz hinzu, „waren so prächtig! Nicht einer von ihnen ließ sich auch nur ein Haar breit vom rechten Wege abbringen, obgleich Bestechungen und Drohungen versucht wurden. Die wenigen Leute hier, die noch keine Christen sind, hatten gesagt: ihretwegen könnten die Hindus mit den Weißen machen, was sie wollten: aber wenn einer von ihnen ihren Padri Sahib angriffe, dann sollten sie schon merken, wer hier wohne.“

„Am meisten Freude machten mir unsere Knaben

in der Schule," sagte Stieg, „als sie von der herannahenden Gefahr hörten, fingen etliche zu weinen an. Ein kleiner Junge sagte: ‚Der Herr Jesus will uns totschlagen,' ehe ich ihm aber antworten konnte, sagte ein anderer: ‚O nein, der Herr Jesus will uns in den Himmel nehmen.' Das war mir wie ein Blitz ins Herz."

„Ja, und als ich meinen kleinen Mädchen," fuhr Marie fort, „von den nahenden Feinden erzählte, da entgegnete mir eins sehr ruhig: ‚Der Herr Jesus wird uns schon verstecken.' Das habe ich denn auch geglaubt, und er hat es wirklich getan."

Es war, als ob diese beiden glücklichen Geschwister über nichts zu klagen hatten, alles war immer nur gut und schön, der Grund davon aber lag in ihren zufriedenen Herzen. Dabei umgab sie eine Einfachheit, alles war reinlich und nett, doch Wallerbergs vermißten viele Luxusartikel, an welche sie sich so gewöhnt hatten, daß sie ihnen notwendig zu sein schienen.

Am anderen Morgen wurde das Missionsgrundstück, auf welchem Stiegs seit mehr denn zwanzig Jahren wohnten, besehen. „Mein Eden," nannte es Marie, die in ihrem einfachen Anzuge die Gäste überall umherführte, während ihr Bruder schon bei seiner Arbeit war. Mit hausmütterlichem Stolze zeigte sie alles, und sie hatte wohl Grund, ein klein wenig stolz zu sein.

Der Missionshof war von drei Seiten mit einer dichten Aloehecke umgeben; inmitten das niedrige Wohnhaus, die Veranda umzog es von allen Seiten, das überhängende Dach ruhte auf weißen Säulen, die vielen

hohen Türen, die zugleich als Fenster dienten, oben Glas, unten Holz, waren jetzt alle geöffnet, offen und ungehindert durchwehte die Luft das ganze Haus. Die Zimmer alle statt der Dielen mit feingeflochtenen Strohmatten belegt; von der Decke eines jeden hing der Pankah herab, augenblicklich außer Diensten, da es morgens und abends so kühl war, daß man sogar ein leichtes Kaminfeuer vertragen konnte, freilich, kam die Sonne mit ihrem Glanze, so suchten die Europäer doch den Schatten.

Aber außer dem Wohnhause standen noch mehrere kleine Gebäude auf dem Hof; zwei davon bewohnten die Waisenkinder, eins die Knaben, das andere die Mädchen; ein kleines Gebäude war die Küche, in einem anderen hausten mehrere Diener. — Marie zeigte Wallerbergs alles mit strahlendem Gesicht, es war eine Art Schöpferfreude, die sie empfand, denn alle die Häuschen waren hier unter ihren Augen entstanden.

„Susanne, lauf an deine Arbeit," rief sie einem zehnjährigen Hindumädchen zu, das staunend die „neuen Leute" anguckte, „schämst du dich gar nicht, gerade heut so faul zu sein?"

Beschämt eilte das Kind in die Küche. Anna fragte Marie, was heute besonders sei, daß man da noch weniger müßig sein dürfe als sonst?

Lachend entgegnete Marie: „Weil, weil, — nun weil heute Dienstag ist."

Wir können aber unsern Lesern leider nicht verschweigen, daß der Dienstag bei unserer tugendsamen

und wunderbar fleißigen Marie durchaus nichts vor anderen Tagen voraus hatte. Man mußte Mittwoch arbeiten, weil Mittwoch war, und Donnerstag, weil Donnerstag war, Freitag, weil Freitag war, nur Sonnabend und Montag machten insofern eine Ausnahme, daß man am Sonnabend besonders fleißig sein mußte, weil morgen Sonntag war, und am Montag, weil gestern Sonntag gewesen war.

Das Klima und die indische Lebensweise hatte Maries Angewohnheiten und Eigenschaften manche Veränderung aufgelegt, — ihr Fleiß aber war in der indischen Sonne nur zu immer größerer Vollkommenheit herangereift.

Marie arbeitete immer und stets; es war Arbeit genug, ihr zuzusehen. Jetzt, indem sie ihre Gäste in den Garten geleitete, bewaffnete sie sich mit einem großen Strickzeuge, „dieser deutschen Erbtugend" lächelte Martin. Auf dem Garten lag der starke, wohltuende Tau, so gesund wie das Wetter sahen auch die Bäume und Pflanzen aus. Da waren Granatbäume mit brennend roten Blüten, Kaffeebäume mit ihren kleinen Nüssen, Mimosen, Pisang, Zitronen- und Apfelsinenbäume und Sträucher mit ihren duftenden Blüten und goldenen Früchten, blühende Pfirsichbäume, Dattelpalmen mit dem schlanken Stamm und der Blätterkrone, Mango- und Feigenbäume, Zypressen, dann ganze Hecken von großblättriger Myrte, hochstämmige dunkle Rosen, überhaupt Rosen so viel, daß sie alles nur Erreichbare umrankten. Anna freute sich der herrlichen Blumen, aber Marie entgegnete etwas ernst: „Ach, wenn ich

nur recht viel Samen zu europäischen Gemüsen hätte, der Boden ist so gut, es würde prächtig gedeihen. Aber man muß frischen Samen haben, es artet hier so leicht alles aus."

Nun gingen die Gäste zurück; vom Hofe führte eine Allee dunkler Mangobäume geradewegs zur Kirche; in der beschaulichen Ruhe des Greisenalters standen diese mächtigen Bäume da, während daneben in den Gärten eine Reihe Bananenbäume mit ihren vier Ellen langen grünen Blättern, die anfangs um den Stamm gewunden, sich dann weit ab in die Luft streckten und das Ende wieder herabbeugten, sichtbar wurden; in großen Bündeln hingen die noch unreifen Früchte herab.

„Sie schmecken beinahe wie sehr reife Birnen," erklärte Marie, „sind aber so saftlos."

„Wie schön," rief Anna, „diese herrliche Mangoallee, und als Schlußstein die kleine Kirche!"

Marie lächelte glücklich. „Ihr werdet euch Sonntag freuen, wie aus den umliegenden Dörfern die Leute herzuströmen, die Kirche ist immer ganz gefüllt; zuerst wollten die Heiden nicht hinein, nein, in ein geschlossenes Haus gingen sie nicht, und doch konnte Heinrich während der Regenzeit nicht in dem offenen Schuppen predigen, — aber es machte sich; als sie nur erst wußten, daß wir es gut mit ihnen meinten, da trauten sie uns auch nicht zu, daß wir sie Schlechtes lehren würden. O was haben wir da alles erfahren! Wißt ihr, wie unser alter Diener zu uns gekommen ist? Soll ich es euch erzählen?"

Martin und Anna baten darum, die drei setzten

sich auf einen Grabenrand, und Marie erzählte, fleißig arbeitend, also:

„Als wir herkamen, wurde von den Missionaren erzählt, sie nähmen in die Kirche gekochten Reis mit sich, um den fremden Zuhörern gewaltsamerweise davon zu essen zu geben, und wer dann gegessen, habe seine Kaste gebrochen und wäre ein Christ. Parat entschloß sich, bei uns dies Schauspiel auch einmal mit anzusehen. Er versah sich mit einem gehörigen Stock, stellte sich gleich an die Tür hinter einen Pfeiler und nahm sich vor: ‚sobald der Padri mit seinem Reis zu mir kommt, begrüße ich ihn mit meinem Stock und laufe fort.‘ Aber als er nun eintrat, lag ein Ernst und eine Andacht auf allen Gesichtern, er wurde aufmerksam und stellte seinen Stock in die Ecke. Als wir anfingen zu singen, wurde er so entzückt, daß er Reis und alles vergaß; von der Predigt verstand er nur wenig, aber der Gesang hatte es ihm angetan; er kam immer wieder, ‚es ist mir nirgend so wohl, wie in der Kirche,‘ meinte er, endlich wurde er Christ, und ich kann euch versichern, er ist es von ganzem Herzen. Er liebt Heinrich über alles, aber wer liebt den nicht! Wenn ihr nur wüßtet, wie der ist, und was er alles getan hat. Und ich kann ihm nichts helfen! Aber wenn er so fortmacht, wird er sich zu Tode arbeiten.“ Ein paar große Tränen standen in Maries Augen, jetzt sah sie Stieg kommen, da sagte sie schnell: „er kommt jetzt, macht doch nur, daß er sich schont. Ich muß hinein und dem Koch zum Essen herausgeben.“

„Nun,“ sagte Martin, nachdem sie gegangen, „wenn

Onkel noch mehr tut, als diese kleine, rührige Tante, so wird mir angst und bange.“ Anna seufzte tief.

Heinrich trat zu ihnen, vergnügt und unschuldig wie ein Kind. Sie gingen zusammen durch das Dorf, man sah es ihm an, daß es ein Christendorf war, schmucke Häuser und Menschen in reinen Gewändern und mit fröhlichen Gesichtern bewillkommneten sie überall; es war wirklich als ob ein Vater zu seinen Kindern kam, so freudig wurde Stieg überall begrüßt; dann ging's ins Schulhaus, wo abwechselnd er und ein eingeborener Lehrer die gesamte Jugend dieses und mehrerer anderer Dörfer unterrichtete, und von dort zurück in den Missionshof, wo die Waisenhäuser angesehen wurden; alles rein und nett, die größeren Knaben und Mädchen waren in der Schule, die kleineren hatte Marie um sich versammelt, es waren wohl noch vierzig; mit Hilfe einiger eingeborener Dienerinnen beschäftigt sich die kleine Schar auf die mannigfaltigste Weise, alle waren vergnügt und starrten jetzt die Eintretenden verwundert an. Aber es war elf Uhr, und nun kamen die anderen Kinder aus der Schule, mit tüchtigem Appetit, es sollte die erste Hauptmahlzeit gegessen werden. Bei dem Essen saßen die Kinder auf der Erde, auf Brettchen oder Matten mit untergeschlagenen Beinen. Alle weiß gekleidet, sah es sehr lieblich aus, wie sie die Hände so andächtig falteten und dem kurzen Gebet, das Marie sprach, lauschten. Dann griffen sie zu Gabel und Löffel, — ach nein! eigentümlich aber geschickt mischten sie mit den Händen etwas Reis und Dal (eine Art Linsen oder Erbsen) und schoben es so in den Mund.

Es war eine Lust, die kleine oder eigentlich große Schar so vergnügter Kinder zu sehen. Etwas später wurde auch bei Stiegs sogenanntes Lunch gegessen; sie saßen noch bei Tisch, da sammelten sich schon eine Menge Kinder auf der Veranda, welche Marie in Handarbeiten unterwies; Stieg ging nach einem entlegenen Ort, wo er predigen mußte. Später trafen Wallerbergs Marie im Kreise von Hindufrauen und Mädchen, welche sie in der biblischen Geschichte und im Singen unterrichtete. „Ich muß das tun," entschuldigte sie sich gegen Martin, „sonst tut es Heinrich, und der arme Mensch hat wahrlich genug zu tun. Er ist so mager, natürlich wenn man den ganzen Tag arbeitet und so wenig ißt."

Heinrich kam zum Abend nicht heim; Marie bat, daß ihre Gäste mit ihr nach dem Dorfe gehen möchten, wo sie eine Kranke besuchen wollte; während Marie in der Hütte derselben war, gingen Wallerbergs weiter; ihr Weg führte sie an einen Bach, und wen fanden sie da? Heinrich, wie er emsig bemüht war, das Gewand eines armen Elenden, der neben ihm hockte, zu waschen. „Onkel, was machst du?" rief Anna etwas entsetzt.

„Kind, ich wasche bloß dem Manne seinen Chapkan, er ist etwas aussätzig, und darum darf ich ihn nicht mit heimnehmen."

„Aber warum gibst du ihm nicht lieber deinen Rock?"

„Den hat er schon," entgegnete Stieg etwas verlegen, „aber damit er bei den kalten Nächten beides hat, — und den Chapkan wäscht ihm keiner."

Martin war tief gerührt, dennoch sagte er etwas vorwurfsvoll: „Onkel, denke aber an die furchtbare Ansteckung!"

„Kind," rief Stieg etwas ängstlich, „sag' es nur der Tante nicht, sonst muß ich Tee trinken. Sieh, ich hatte dem armen Fakir, der jahrelang sich Qualen auferlegt hat, um heilig zu werden, vielleicht auch um sich Geld zu verdienen, von dem Herrn Jesus erzählt und was er alles für uns getan, und daß keiner ihm zu schlecht sei; da forderte er von mir, wenn der Herr so gut, müsse es sein Diener auch sein, ich sollte ihm meinen Rock geben, — darin hat er doch recht. Ich gab ihm meinen Rock, — ich kann ganz gut mal so nach Hause gehen, — und da sah ich, wie seine Lumpen waren, — und es ist mir gar nicht sauer geworden."

„Der Unverschämte," murmelte Martin zornig, und wirklich bewies der Dank des Fakirs jetzt gerade nicht die Unwahrheit dieses Ausrufs.

„Laß gut sein," tröstete Stieg, „wer weiß, es fällt ihm mal wieder ein. Ich denke immer, sie verstehen so etwas besser als Worte." —

„Was sind das hier für Leute," rief Martin abends aus, als er allein mit Anna war, „was tut dieser Onkel alles! Und welche staunenswerte Früchte seiner Arbeit kann man sehen! Aber ich glaube, er sieht sie nicht, er sucht auch nicht danach, er weiß ja garnichts mehr von sich selbst. Bei allem, was er uns heute sagte und erzählte, kam nicht ein einziges Mal vor: ‚ich habe das getan, ich tue das.' Er scheint das Wort ‚Ich' gar nicht in seinem Wörterbuche zu haben."

Anna war still, aber es war ihr weh ums Herz. Das einfache, selbstverleugnende, arbeitsvolle Leben, welches diese beiden Geschwister führten, legte sich wie Bleigewicht auf sie; sie kam sich wieder als die kleine, unnütze Anna vor, welche weder vor Gott noch vor Menschen taugt und war sehr, sehr traurig.

Ein Glück, daß ihre Kinder nach ihr verlangten; es war fast als wollten sie sagen: „Uns bist du alles, wir brauchen dich!“

Das Leben im Stiegschen Hause verfloß still und doch wunderbar bewegt. Wie ein Bach ruhig seine Straße zieht, weiter, immer weiter, stet und fest nach einer Richtung hin, aber oben da sind seine Wasser bewegt, schlagen bald nach dieser bald nach jener Seite, so floß auch das Leben in diesem Missionshause dahin: innen nur eins, dem Herrn dienen; nach außen zeigte sich das in allerlei geistiger und leiblicher Arbeit. Und es waren nicht lauter Freudenstunden, welche die wackeren Arbeiter genossen: Verkennung, Härte, Undank, laues und unwahres Wesen mußten sie reichlich erfahren und tragen; wer sich aber nicht selbst für gut und unfehlbar hält, der kann am besten Geduld mit anderen haben, und wer in der Geschwister Gesichter sah, der konnte wohl in ihnen lesen, daß sie weit davon entfernt waren, stolz, herrisch oder eingebildet zu sein.

„Wenn doch Heinrich ein bißchen mehr auf sich hielte,“ das war Maries einzige Klage, „wenn er sich doch etwas schonen und mehr essen wollte!“

Dieser seinerseits klagte über nichts, nicht einmal über Maries Arbeiten und Drängen; er fand alles,

was ihn betraf, immer viel zu gut, viel zu schön, er war mit allem zufrieden, nur nicht mit — sich selbst.

Es ist wunderbar, welche Macht so ein stilles, einfaches, Gott gegebenes Leben auf andere hat, eine Predigt ohne Worte, welche langsamen, aber sicheren Eindruck macht.

Martin sah, wie viel hier zu tun war, wie Heinrich unter der Arbeitslast fast erlag; welch ein verheißungsvoller Anfang hier gemacht war, wie viel sich mit einer neuen Kraft gewinnen ließ, wie herzlich Heinrich nach einem Mitarbeiter verlangte, und dennoch wußte er nicht, was er tun sollte. Er war mit Sitte und Sprache gerade dieses Distrikts aufs genaueste bekannt, er sowohl wie seine Frau konnten das Klima hier in der Ebene so gut vertragen wie wenige, und dennoch schwankte er und konnte zu keinem Entschluß kommen.

Warum?

Wenn er ganz aufrichtig sein wollte, im tiefsten Grunde deshalb, weil ihm das Leben hier wie in einer Verbannung erschien, weil es so arbeits- und entsagungsvoll war, keinerlei geistige Anregung bot und auch, weil es so arm war.

Aber hatte denn Martin nicht schon daheim ein demütiger Nachfolger Christi, ein Pastor werden wollen?

Ja, allein es ist ein anderes, die ideale Seite einer Sache träumen und dann die reale in Wirklichkeit sehen. Im großen hätte Martin so gerne geholfen; auf der Kanzel Tausenden das Wort des Lebens verkündigen, — welch herrlicher Beruf! Oder in Kalkutta oder Bombay heilsbegierige junge Brahmanen, nachdem er mit ihnen

ihre heiligen Bücher studiert hatte, in die Tiefen der göttlichen Wahrheit einführen, welch ein interessantes Studium! Aber hier Tag für Tag unwissende Knaben unterrichten, arme Kranke besuchen, mit frechen Fakiren sich herumstreiten, neue Häuser bauen, und dabei nie mit seinesgleichen verkehren, — durfte er sich, durfte er Anna ein solches Los wählen?

Wiederum: hier war er nötig, die Arbeit wartete auf ihn, — dort waren Arbeiter genug und er mußte sich erst eine Tätigkeit suchen.

Der Mensch ist nur ein Mittelglied zwischen idealem und realem Dasein; herrscht eine von diesen Seiten so vor, daß die andere verstummen muß, so entsteht ein Mißton, das Gefühl einer ungelösten Aufgabe.

Und Anna, um derentwillen er mitkämpfte und rang, Anna wurde es leicht; ihre Welt war ihr Mann und ihre Kinder, die andere Welt da draußen existierte für sie jetzt nicht mehr; aber sie wollte ihren Mann nicht drängen, darum schwieg sie.

Er seinerseits konnte es nicht los werden; es ist nicht leicht, einem gewiesenen Arbeitsfelde gegenüber sich in träger Ruhe zu behaupten, das kostet Kampf.

So rückte Weihnachten heran, „bara din,“ der große Tag, wurde er hier genannt. Groß und klein freute sich schon lange auf dies Fest, die kleine Angela patschte die Händchen zusammen und war noch einmal so lieb, und Marie arbeitete noch einmal so viel wie sonst. Das war eine Lust, als am Tage vorher die Weihnachtskuchen gebacken wurden! Die Waisenmädchen durften auf der hinteren Veranda alles dazu vorbereiten,

Mandeln klopfen, Rosinen waschen, Zimmet zwischen Steinen reiben, dann wurde der Teig statt mit Hefe mit Palmenwasser angerührt und in die Mittagssonne gestellt, um „aufzugehen“. Der Weihnachtskuchen! Martin wand derweilen einen Weihnachtsbaum aus Zypressen, denn Tannen gab es hier nicht, Anna schmückte ihn mit goldenen Äpfeln, Nüssen, Apfelsinen und allerlei Gebäck; dann wurde aufgebaut, o alle hatten so viel zu tun, jeder hatte so viel zu geben, besonders Heinrich schleppte Schatz über Schatz herbei, gern hätte er sich selbst auf den Tisch gestellt und sich mit verschenken lassen, — aber er mußte ja die Weihnachtspredigt halten. Wie voll war das Kirchlein, und wie herrlich klangen die deutschen Weihnachtsmelodieen, wenn auch mit fremden Worten durch die Kirche! Und nach der stillen Feier dort die laute in Maries großem Zimmer! Es war ein Jubel ohne Ende und kein kleiner Beitrag dazu, daß so viele Leute kamen und ihrerseits Stiegs Gaben von ihrer Ernte und Erzeugnisse ihrer Handwerke brachten. „Kinder, das ist ja zu viel,“ wehrte Heinrich immerfort, aber er freute sich der Liebe der Geber.

Nach der Anspannung, welche die Festarbeit und Festfreude gebracht hatte, folgte eine gewisse Abspannung, und bei keinem trat sie mehr zu Tage als bei der rührigen Marie. Man konnte sie zuweilen, o Wunder! ohne Arbeit sehen. Zuerst wollten alle dies Ereignis scherzhaft feiern, aber Scherz und Lachen verging ihnen, als sie müde umherschlich und oft sagte: „Ich weiß nicht, mir ist ganz anders zu Mute als sonst.“ Eines Sonn-

abends, nachdem sie noch das ganze Haus beschickt und zum Sonntag gerüstet hatte, legte sie sich vor der Zeit zu Bett und klagte über Unwohlsein. Jeder Missionar ist ein halber Arzt, so taten auch Heinrich und Martin sogleich, was in ihren Kräften stand; da sich aber ein bedenkliches Fieber einstellte, wurde der Doktor aus der nahen Stadt geholt. Dieser schüttelte den Kopf: „Eine Lungenentzündung, aber es kann noch alles gut werden." — Marie genoß die treueste Pflege, Anna wich nicht von ihrem Bette, Heinrich behütete sie wie eine Mutter ihr Kind, Martin besorgte so viel als möglich seine Arbeit; die Kinder auf dem Hofe waren übernatürlich leise und artig, die Hindus belagerten das Haus, um nur immer Nachricht über ihre geliebte Mem Sahib zu erhalten.

Diese lag im fortwährenden Fieber in der luftigen Stube; merkwürdig war es, daß sie, die bei sonstiger Krankheit aus Sorge um ihren Haushalt und die Waisenkinder zu gar keinem rechten Kranksein kommen konnte, daß sie diesmal keinen Gedanken mehr an irdische Dinge hatte, kein Wort davon redete. In lichten Stunden betete sie viel, meist die Worte: „Herr Gott, ich bitt' um Jesu Blut, mach's nur mit meinem Ende gut," und einmal, als Heinrich an ihrem Lager saß, hatte sie ihn lange, lange angesehen, dann Annas Hand ergriffen und zu der gesagt: „Du mußt nun bei ihm bleiben, anders geht's nicht." Das war aber das einzige Mal, daß sie eines irdischen Verhältnisses gedachte.

Gerade acht Tage lag sie so, die treuen Arbeits-

Hände gefaltet, am Sonnabend Abend, da brach ihr ewiger Sonntag an. Die Glocken läuteten ihn ein; in Maries Zimmer waren die Ihrigen versammelt, und viele Hindus drängten zur offenen Tür herein, keiner wehrte ihnen. Marie lag mit großen, offenen Augen da, aber sie sah wohl niemand mehr. Heinrich las ihr Lieblingslied mit lauter Stimme: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr;" er hatte ihr einst versprochen, wenn möglich, ihr dies am Sterbelager zu beten, jetzt schwieg er, — wie das Licht dort am Abendhimmel entwich, so verschwand auch das Licht von Maries Angesicht, wie ein müdes Kind schloß sie die Augen, — und sie war zur ewigen Ruhe eingegangen. — Mit ihr starb viel. Und als nun die Kinder alle sich schreiend um sie drängten; als die Frauen weinend an ihrem Lager niedersanken und die Männer ihres Schmerzes kaum Herr werden konnten und alle nur rühmten, wie gut sie gegen sie gewesen sei und um sie klagten, wie man um eine Mutter klagt; da fiel Anna das Wort aus dem heiligen Buche ein: „sie wird mehr Kinder haben, als die den Mann hat," und sie mußte des Todes von Maries Mutter denken, von dem ihre Eltern ihr so oft erzählt, wie sie eine „Armenmutter" gewesen. Wahrlich, solch Jungfrauenleben, wie Marie es gelebt, ist nicht einsam und verfehlt!

Als Anna heut spät abends mit ihrem Mann allein war, trat ihr dieser mit den Worten entgegen: „Anna, in mir ist es entschieden. Bist du damit zufrieden, so bleiben wir hier. Gott hat gesprochen."

„Und wo Er spricht, müssen Menschen schweigen,„ erwiderte Anna.

„O meine liebe, liebe Anna, sage mir doch, ob du es auch gern tust, ob du nicht lieber auf den schönen Bergen oder in der Stadt gewohnt hättest?“

„Martin, wo du bleibst, da bleibe ich auch. Mit dir überall, aber, — wenn du mich fragst, — am liebsten hier.“

XVI.

So hast du dein Werk begonnen
Durch das Senfkorn unsrer Hand;
Bald im Scheine deiner Sonnen
Blüht vielleicht das dürre Land.

Ach! Du wollest deinen Segen
Auf die schwache Arbeit legen,
Bis der Baum zum Himmel reicht,
Bis die Wildnis Eden gleicht.

Seit seiner Kindheit hatte Martin gestrebt, sein Wollen und Tun in Einklang mit dem ewigen Willen zu setzen, und je älter er wurde, auf desto innerlicherem Wege hatte er dies Ziel zu erreichen gesucht. Als die Lehrzeit für seine Studien beendet war, wußte er sehr wohl, daß die für das Leben erst recht anfange. Nun hatte er seit der Zeit in neuen Verhältnissen gelebt, hatte so verschiedene Menschen kennen gelernt, — natürlich hatte dies alles bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt; aber je mehr er an Bildung wuchs, je reicher er an Erfahrungen wurde, je klarer wurde es ihm, daß tief innen in ihm ein anderer Wille herrsche als der Wille Gottes, und daß die kräftigste seiner Neigungen die sei, seinen eigenen Willen durchzusetzen. Aber er ließ ihr nicht das Feld; der Kampf, welcher nie in ihm aufgehört, entbrannte heißer denn je, das ewige Gebot

Gottes in zeitliche Erfüllung zu bringen, das war jetzt ganz seines Lebens Aufgabe.

Er mußte den Kampf allein kämpfen, eine innere Notwendigkeit zwang ihn dazu. Aber er hatte zwei gute Geister neben sich, welche ihm, ohne daß sie es wußten, mächtig beistanden. Anna führte eigentlich ein Kindesleben; im elterlichen Hause hatte sie von klein auf in ununterbrochenem Verkehr mit Gott gestanden, sie hatte tiefen Schmerz erfahren, aber in das Gewirre der Welt und der Meinungen war sie nicht getreten. Als Harrach wie ein Meteor an ihrem Horizont erschien, strauchelte sie, aber dann kam Martins starker Arm, und er hatte sie umhegt; wohl hatte sie dann Schreckliches erlebt, aber die Kämpfe tobten nur um sie, innerlich hatte sie die Einheit und Reinheit des Kindes behalten. — Auf der anderen Seite Heinrich Stieg, dessen ganzes Tun, Denken und Wollen in Gott ruhte, dessen eigener Wille begraben schien, der im Tun des göttlichen Willens Frieden gefunden, — es konnte nicht fehlen, daß ein bedeutender Einfluß von diesen beiden Persönlichkeiten ausging.

Martin war ein kräftiger Mann, sein Herz klang hell für alles Gute, und darum hatte er Kraft zu handeln. Er arbeitete, arbeitete fleißig nach Gottes Willen, um Gottes willen. In und unter diesen Arbeiten aber gewann er ihn als ein Stück eigenen Lebens. Allerdings nicht als einzige und fortwährend herrschende Macht, sein natürlicher Wille brach oft ungestüm aus in Lust und Schmerz, im Schaffen und Wollen, — aber er wurde nicht Herr über ihn.

Es war, als habe Heinrich und die ganze Station nur auf die Ergänzung, welche in Martins Persönlichkeit lag, gewartet, um auf einen höheren Standpunkt zu kommen. „Wer Menschen gewinnen will, muß das Herz zum Pfande einsetzen. Talente, Gaben können die Menschen aufregen, fortreißen, aber nicht für die Ewigkeit gewinnen."

Das ist ein wahres Wort, und weil Stiegs die Herzen einsetzten, hatten sie Herzen gewonnen. Allein es war bei den meisten Liebe zu ihrem Padri und seiner Schwester, Dankbarkeit für das Gute, welches von ihnen ausging, das die Leute hier zu Christen gemacht hatte. Sie waren wie die Kinder, welche dem Worte glauben, weil treue Eltern es ihnen sagen; etliche waren dann in der Erkenntnis fortgeschritten und zur Überzeugung gelangt, die meisten waren Kinder geblieben; dabei ist aber auch die Gefahr, daß mit dem Tode des Hirten der Glaube der Gemeinde mehr und minder Schiffbruch leidet.

Der Hindu kennt eigentlich keine Individualität, hat keine persönliche Existenz; was individuelle Verantwortlichkeit des Denkens und Handelns heißt, davon kann er sich keinen Begriff machen; als Person lebt er gar nicht, nur als Glied seiner Kaste existiert er, in seiner Kaste wurzelt er, wird er herausgehoben, so vertrocknet er. — Martin trachtete nun vor allen Dingen danach, eine freie Entwickelung des Geistes bei den Heiden anzubahnen; er hatte selbst vor nichts so großen Respekt als vor der persönlichen Freiheit, beanspruchte sie für sich und achtete sie auch an anderen. Ihm

war es nicht darum zu tun, Jasager zu gewinnen, sondern er wollte die Menschen überzeugen, daß sie aus freier persönlicher Wahl sich Jesu Christo ergäben. Er grub tief, dauerte dann die Zeit bis zur Ernte auch länger, so hatte er doch edlere Früchte zu erwarten.

Martin war einer der wenigen Glücklichen, welche für die Arbeit, die sie tun, keine äußere Bezahlung zu nehmen brauchen. Die Einkünfte seines Gutes in Deutschland reichten vollständig zum Unterhalt seines Hauses, — so stellten sich ihm keine Schwierigkeiten in den Weg, da Stieg ihn als seinen Mitarbeiter hier angestellt wünschte.

Nun teilten sie die Arbeiten. Heinrich übernahm die Schule, die Kranken und die Armen; Martin die Predigt des Wortes Gottes, die Seelsorge und den Unterricht der Taufkandidaten; Knoll wurde eine Art Hausmeister, der nach Haus, Hof und Garten zu sehen, Vorräte zu rechter Zeit anzukaufen und tausend andere Geschäfte zu besorgen hatte. Anna hatte den großen Haushalt zu leiten, ihre Kinder zu besorgen, den Waisenkindern die Mutter zu ersetzen, die zahlreiche Dienerschaft in Zucht und Ordnung zu erhalten, die Mädchen und Frauen teilweise zu unterrichten, und dann — Stiegs Stolz, ihres Mannes Glück und Krone zu sein; wirklich Aufgaben genug für so eine kleine Frau. Wollen wir einmal jeden unserer Freunde bei seinem Tagewerk belauschen?

Die Morgenandacht ist gehalten, Martin hat noch eine Stunde auf der Veranda gesessen und sich mit seiner Frau unterhalten, mit seinen Kindern gespielt;

es sind heut Zeitungen aus Deutschland und Kalkutta gekommen, der Aufstand in Indien ist ja längst gedämpft, die Königin von England hat das Land übernommen, und man hofft viel von ihrer Regierung. — Es ist noch früh am Morgen, diese kurze Zeit des Beisammenseins mit den Seinen ist Martin die liebste des ganzen Tages. Aber seine Arbeit ist ihm auch Freude; er begibt sich jetzt in seine Stube, wo ihn sechs junge Leute mit einem ehrfurchtsvollen Salam begrüßen. Es sind besonders begabte Jünglinge, Martin unterrichtet sie in allen Wissenschaften, — er hofft, daß sie oder wenigstens einige von ihnen einst Prediger des Evangeliums unter ihren Brüdern werden. Wie von Grund aus aber hat er anfangen, nein, erst all ihr bisheriges Wissen ausroden müssen, ehe er ein neues bauen konnte! Hören wir nur, was sie z. B. von Astronomie wußten. Ihre heiligen Bücher sagen, daß die Milchstraße nichts ist als der Ganges, der fließt da oben über dem Firmament in majestätischer Ruhe. Würde er nun von da in einem Fall herabstürzen, so müßte die Erde durch den Sturz vernichtet werden. Um dies zu verhindern und den Fall zu brechen, klettert einer ihrer Götter auf die höchste Spitze des Himalaya und läßt sich den Strom aufs Haupt fallen; dadurch bricht sich die Gewalt der Wassermasse, strömt durch seine langen Haare, sucht sich so einen Weg durch den mächtigen Himalaya und kommt in die Ebene Indiens. Was die Sterne anlangt, so sind das lauter Geister und manche von ihnen Seelen von Menschen die eine Zeitlang am Himmel glänzen und sich einer

großen Glückseligkeit erfreuen. Die Sterne, welche am hellsten glänzen, sind die Seelen der Gerechtesten; die weniger Gerechtigkeit geübt haben, glänzen schwächer; wenn die Zeit ihres Glückes vorbei ist, so kommen sie wieder zur Erde zurück u. s. w. Und wie in der Astronomie, so geht es den Hindus mit allen anderen Wissenschaften; ihre Geographie, Geologie und Geschichte ist eine Anhäufung von Unsinn, Poesie und einem Fünkchen Wahrheit. Historische Beweise kann der Hindu von Natur ja gar nicht fassen und schätzen, da er in lebendigen Bildern und Anschauungen lebt. Phantasiereich wie kein anderes Volk der Erde, ist er überaus reich begabt, besitzt eine Rezeptivität und Passivität, eine Hingabe an einmal Erfaßtes, einen Ernst und Eifer, der seinesgleichen sucht. — Und da saß nun der deutsche Mann mit seiner tief innerlichen Natur, mit einem Organ für alles Schöne und Poetische, auch wo es ihm in verzerrter Gestalt entgegentrat, um ihn seine Schüler, aufhorchend, empfangend, zuweilen auch streitend, immer aber verständnisvoll, — es war eine wahre Lust, diese Stunden, und Anna versicherte, daß Lehrer und Schüler stets die Schlußglocke überhörten.

Nun ging es zu den Taufkandidaten; hier wurde Religionsstunde gegeben, die Leute waren meist suchend und darum für das Wort der Wahrheit empfänglich; jedoch mußte es ihnen in gar kindlicher Weise gesagt werden, denn ihr Verstand war nicht hell, und sie konnten übernatürliche Dinge schwer fassen, aber sie beteten viel, und Gott legt auf Gebet in Indien sowohl seinen Segen wie in Deutschland.

Jetzt aber warteten eine Menge Leute mit allerhand Anliegen auf Martin; dem sollte er guten Rat wegen des Verkaufs seiner Ernte geben; dem in einem Streit gegen seinen Gutsherrn beistehen; hier war in der Nacht die Frau gestorben, dort ein Kind geboren, — für alle hatte Martin ein freundliches Wort oder einen guten Rat.

Etwas müde suchte er nun seine kleine Frau auf, aß mit den Seinen, badete und ruhte dann ein wenig. Der Nachmittag brachte die Hausbesuche in den Dörfern, zuweilen auch eine Predigt auf dem Basar der nahen Stadt, ein Begräbnis, ein Gespräch mit Onkel Stieg, wenn er dessen habhaft werden konnte. Ja Onkel Stieg, wo war er?

Seit dem frühesten Morgen in so ununterbrochener Arbeit in der Schule bei den Kranken und Elenden, die haufenweise zu ihm kamen, daß er selbst immer elender und bleicher wurde. Vergebens waren alle Bitten Annas, daß er etwas mehr an seinen Körper denken, sich schonen und pflegen möge. Es war, als ließe es ihm seit dem Tode seiner geliebten Schwester noch weniger Ruhe als früher, nur in seiner Arbeit war er glücklich und bei seinen Kranken am meisten daheim. Heinrich machte eins viel Kampf und Plage. Er wollte den Ärmsten gleich werden in allen äußeren Dingen, er wollte in jeder Weise dienen, aller Knecht sein. Er besaß jetzt fast nur noch die Kleider, welche er gerade trug, — alle anderen verschenkte er; er wusch den zerlumpten Bettlern ihre Wunden; er tat die niedrigsten Dienste bei den Kranken und bezeugte so

die Liebe, welche er predigte. Und dabei war es ihm schwer, daß er den Hindus doch nicht ganz ein Hindu werden konnte, daß er auch bei äußerster Einfachheit und Entsagung doch noch besser und gemächlicher lebte als sie. Immer mehr nahm diese Empfindung mit den Jahren zu, er versicherte nicht über den Spruch: „wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Essen hat der tue auch also," predigen zu können, denn er sei ihm wie ein Schwert in der Seele. — Natürlich erzählten die Heiden weit und breit von dem „achha Sahib" (guten Herrn), und haufenweis kamen Kranke und Bettler zu Heinrich und natürlich auch viel Gesindel, welches seine Güte mißbrauchte.

Dabei war Heinrich aber auch gegen seine nächste Umgebung liebenswürdig und gönnte Martin und Anna jede Bequemlichkeit, ja bereitete sie ihnen, wenn er irgend konnte. Nur streng gegen sich, war er mild gegen alle anderen. Dennoch, so schön sein Leben war, wollte es Martin doch nicht in den Sinn, daß die reichen Gaben, welche Heinrichs Geist schmückten, hier im Handlangerdienst untergingen. Vorstellungen halfen jedoch nichts. Heinrich arbeitete nur noch mehr und übte wo möglich noch mehr Selbstverleugnung. Er wurde aber nicht etwa ein werkgerechter Heiliger, sondern immer kindlicher wurde sein Tun. Eines Tages saß er so strahlenden Antlitzes da, daß Anna ihren Arm um ihn schlang und ihn fragte: „Onkel, was macht dich heute so glücklich?" da antwortete er mit leuchtenden Augen: „Daß mir Gott alle meine Sünde reichlich und täglich vergibt, das ist mein Glück."

Die Elendesten der Elenden lagen Heinrich am meisten auf dem Herzen. Das sind wohl die alten und kranken Fakire Indiens. Diese Heiligen Indiens erlangen ihre Heiligkeit bekanntlich durch die schrecklichsten Mittel: sie peinigen sich auf verschiedene Weise, stehen jahrelang auf einer Säule oder hängen sich an einen Baum, bis endlich Arme und Füße abgestorben sind, sie verstümmeln ihren Körper auf jede nur mögliche Art; so lange sie dies tun, geht es ihnen äußerlich gut, denn viele Geschenke werden diesen Büßern gebracht, aber sobald sie alt und krank werden, kümmert sich niemand mehr um sie. Nach der Ansicht der Hindus liegen sie, wie alles Kranke, unter dem Fluche Gottes, und wer sie anrührt, ist demselben Fluch verfallen. Das Los dieser Armen ist schrecklich, entweder verschmachten sie unter der brennenden Sonne, oder der Biß eines wilden Tieres macht ihren Leiden ein furchtbares Ende.

Für Tiere erbaut der Hindu Krankenhäuser, so in Bombay, in Surate; das Hospital am letzteren Orte enthält fünfzehn Zimmer, in welchem verschiedene Tiere verpflegt werden. Nr. 15 ist für Insekten, Flöhe, Wanzen, Läuse bestimmt, und es sollen arme Menschen eigens bezahlt werden, um sich von diesen Tieren saugen zu lassen. — Mit Tieren hat der religiöse Hindu Mitleiden, mit den elenden Fakiren nicht. Das war Heinrich schon oft durch die Seele gegangen, und er beschloß, für sie einen Zufluchtsort zu bauen. — Als er fertig, war es seine Herzensfreude, diese Armen dort hinein zu tragen, ihre Qualen zu lindern und

ihnen von Dem zu erzählen, der um ihrer Sünde willen sich hat martern und töten lassen. So sehr sich nun auch Wallerbergs über dies Haus freuten, so brachte es Anna doch halb zur Verzweiflung. Onkel Heinrich blieb nun keine Nacht mehr auf seinem Lager, Nacht für Nacht stand er auf und ging zu seinen Fakiren hinüber. Als Anna ihn bat, das zu lassen, antwortete er ernst: „Kind, es könnte einer in dieser Nacht sterben, und ich wäre nicht bei ihm gewesen und hätte nicht mit ihm gebetet."

Und Anna? Sie war die Sonne des Hauses, aber keine brennende indische, welche man flieht, sondern die warme, belebende deutsche Frühlingssonne, von der der Dichter singt, daß sie ihm ins Herz hinein scheine. Ihr Tagewerk? Ich kann es nicht aufzählen, man hörte und sah es nicht, aber man empfand es und wußte, sie war die Seele und Triebfeder des Räderwerks, das den großen Haushalt bewegte und alles zu rechter Zeit geschehen ließ. Soll ich erzählen, wie sie alle Morgen früh in die Waisenhäuser geht und nachsieht, ob dort alles in Ordnung ist, wie sie dann die Kinder zur Schule entläßt und mit den erwachsenen Mädchen den Haushalt beschickt? Vier von ihnen kommen mit ihren Körben, denn je zwei und zwei werden täglich mit Mahlen und Stampfen des Getreides beschäftigt, Anna geht mit ihnen in die Vorratskammer und gibt ihnen so viel wie am heutigen Tage gebraucht wird. Um das Vieh, und daß es sein Futter ordentlich bekommt, braucht sie sich glücklicherweise nicht zu bekümmern; Ochsen, Pferde, Hühner, Enten freuen sich

unter Knolls unbestrittener Autorität ihres Lebens. Anna geht nun in den Garten, wo der Gärtner sie mit einer tiefen Verbeugung und zuweilen mit einem Blumenstrauß empfängt; Martin hat schon oft geäußert, daß dies Verhältnis ihm zu zart und fast bedenklich erscheine. Mit ihm bespricht Anna, welches Gemüse geschnitten, welche Früchte abgenommen werden sollen. Das ist eine fröhliche Stunde, denn die kleine Angela kommt gelaufen und lieb Kurt hinterdrein, der vergebens strebt, die kleine Sylphe zu haschen. Anna läßt die Kinder sich umhertummeln und geht zum Koch, dem sie herausgibt, was zu ihrem eigenen und dem Essen der Waisenkinder erforderlich ist. Während dieser Arbeiten ist die Sonne höher gestiegen, Türen und Fenster werden geschlossen und nun geht's mit den Kindern in die Badestube. Ihre und der Kleinen Kleidung besteht in einem leichten weißen Anzug, der täglich gewechselt wird; das ist kein Luxus, sondern das Klima fordert denselben, besonders während der heißen Zeit. Nun kommt Martin zum Frühstück, welches gewöhnlich aus Reis und Dal, mit Tee, Butterbrot und gekochten Eiern besteht. — Aber es ist elf Uhr, und Anna muß hinaus, denn die Waisenkinder halten ihre Mahlzeit, sie läßt das Tischgebet singen und sieht, daß alles ordentlich zugeht. Bis zwei Uhr ist nun Siesta, wo ein jeder tun kann, was er will. Kaum hat Annas Kuckucksuhr mit heller Stimme zweimal: „Kuckuck! Kuckuck!“ gerufen, so füllt sich ihr Zimmer mit den Waisenmädchen, welche nähen, stricken und flicken lernen; wenn Martin Zeit hat, kommt er

auch herein und lehrt die Kinder dabei singen, o das ist fast die schönste Zeit des ganzen Tages; denn singen mögen alle für ihr Leben gern und man behauptet, daß an keinem Orte in der Welt so viel gesungen wird wie hier. Hernach kommen entweder die Frauen, welche Anna im Katechismus unterrichtet, oder sie geht ins Dorf, die Christenfrauen zu besuchen; viele der Waisenmädchen haben sich im Laufe der Zeit verheiratet, etliche in der Nähe, denen bleibt Anna die Mutter, welche ihnen jederzeit mit Rat und Tat beisteht; sie möchte so gern die heimgegangene Marie in etwas ersetzen. Ihr Leben ist Mühe und Arbeit, die Hände kann Anna nicht in den Schoß legen, ihr Auge muß überall sein, ihr Herz für alle schlagen, aber dennoch ist ihr Leben köstlich, und sie möchte es nicht wieder mit dem herrlichsten, arbeitslosen Leben vertauschen, auch das Beisammensein mit Martin nach der Arbeit ist viel süßer und kostbarer, um so mehr, da auch er mehr und mehr seinen vollen Frieden in dem Berufe findet, der ihm gegeben ist.

Vergessen wir unsern treuen Knoll nicht; er ist überall und nirgends, besorgt jede nur mögliche und denkt sich jede unmögliche Arbeit aus; er ist der Freund aller Tiere ringsum, der Schrecken aller faulen Diener, welche wachend und schlafend nur den langen Sahib sehen und denken. Knoll ist das Faktotum des Hauses, Anna wüßte wirklich nicht, was ohne ihn anfangen, aber Heinrich und Martin ist er auch unentbehrlich; es ist zuweilen, als ob er sich in drei Teile geteilt hätte, und jeder Teil als solider Mensch seine Schuldig-

keit für sich täte. Ist irgend etwas am Hause entzwei, — Knoll hat es schon repariert; zeigt sich eine Schlange — sie ist tot, Knoll hat sie schon getötet; fehlt Anna Salz in der Vorratskammer, — eben fährt Knoll mit einem Wagen voll Säcke auf den Hof.

„Knoll, was bringst du da?“

„Halten zu Gnaden, Frau Baronin, ein Gewürz, das, wenn man's nicht hat ans Essen zu tun, das Essen verdirbt.“

Seit einiger Zeit scheint es Anna, als fehle etwas aus der Vorratskammer; sie hat einen Diener in Verdacht, sagt aber niemand davon. Eines Abends hören sie tüchtiges Geschrei, Martin eilt hin, — eben hat Knoll den treulosen Diener, den er auf frischer Tat ertappt, gegriffen. So dient er wie ein guter Hausgeist überall. Die Sonne geht so schön unter heute abend. „Wie herrlich,“ sagt Anna. „Halten zu Gnaden,“ engegnet Knoll, „Frau Baronin, ich habe auch ein Gedicht darauf gemacht,“ und mit rollenden Augen wirft er die Arme in die Höhe und sagt:

„Schön ist's. wenn am Abend
Schön die Sonne untergeht,
Und wenn dann so labend,
Das Essen auf'm Tische steht.

Wenn die Sonn' ich sehe,
Geht's mir ins Gemüt,
Und mir wird so wehe,
Weil sie nun Deutschland sieht.“

Ja, Gedichte sind Knolls Seelenlust und Freude; aber nächst ihnen sind es die Kinder, nämlich die

weißen Kinder. Aus den braunen macht er sich nicht so viel, er nennt sie samt und sonders „Kropzeug", fühlt sich überhaupt hier im Lande wie ein Löwe unter den Hasen, — aber welch ein Vergnügen, sich von Martins und Annas Kindern tyrannisieren zu lassen, und wie andächtig lauschen sie Knolls Gedichten! „Ja, ja," sagt er zuweilen, wenn er bei den andern keine rechte Anerkennung gefunden hat, „was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

— — Jahre vergehen; nicht in ungetrübter Lust. Der kleine Ort, in dem Wallerbergs wohnen, wird von den Sorgen und Schmerzen des Lebens nicht verschont. Es kommen schwere Prüfungen in ihrer Missionsarbeit, Krankheit und Undank, aber es kommen auch Freudenstunden und durch Leid und Lust wandern unsere Pilger getrost ihre Bahn. Drei Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen, werden hier Wallerbergs noch geschenkt, so daß nun fünf Kinder die glücklichen Eltern umgeben. Anna sieht sehr zart aus, und größer wird sie auch nicht; aber Martin sagt, sie ist gerade groß genug, denn sie reicht ihrem Manne bis ans Herz. Allerlei Versuchungen sind im Laufe der Jahre an sie herangetreten, in der nahen Stadt wohnen mehrere vornehme Engländer, und Violet Dalton ist dort an eine hohe Gerichtsperson verheiratet. Ein Umgang ist angeknüpft, aber die Wege gehen weit auseinander; der eine sucht all sein Glück im irdischen Genuß, der andere hat höhere Freuden. Dazu nehmen die Engländer Anstoß an „Baron Wallerbergs" ein-

facher Einrichtung und Kleidung. Violet gibt ein glänzendes „dinner“, nach einiger Zeit ladet Anna die Engländer wieder ein, aber sie macht keinen Versuch, mit jenen wetteifern zu wollen. Wallerbergs sind liebenswürdige Wirte, ihre Gäste verleben einen angenehmen Abend, sie können es sich nicht verhehlen, daß die Langeweile bei ihnen zu Hause geblieben ist, — aber dennoch rümpfen sie die Nase. „Wie können die Leute so ärmlich leben! Sie sind beide zu gut, um sich hier in Arbeit zu vergraben! Dieser Mann, was hat er für eine Stimme, er ist ja ganz und gar Musik! Und sie, wie reizend! Jammerschade, solch elendes Leben!“ und schaudernd gähnt Violet und schläft auf ihren seidenen Kissen ein.

Anna sagt: „Violet ist gerade wie sie zu Hause war, es ist mir, als ob dort alles stehen geblieben wäre. Wenn sie doch nicht so reich wären, was hätte aus den Mädchen werden können! Wie gut waren sie gegen mich.“

Eine verfehlte Hoffnung begleitet unsere Freunde wie ein Schatten durchs Leben: daß sie von Kurt nichts wissen noch erfahren können. Der erste Fingerzeig wies nach Indien, wie wir wissen, — dort waren Martins Nachforschungen vergeblich, obgleich zuweilen eine Spur ihn hier- und dorthin zog; wenn er sie aber näher untersuchte, dann war es irgend ein anderer Ausländer, welcher aus unbekannten Gründen in Indien ein Heim suchte, — Kurt war es nicht. Es blieb Martin schließlich nur zweierlei anzunehmen übrig: entweder war Kurt gar nicht in diesem Weltteile, oder er wollte

nicht gefunden sein. — Nun kamen die wilden Gewässer der Revolution und überfluteten das ganze Land; nachdem sie sich verlaufen, war ein Chaos zurückgeblieben. Martins Nachforschungen blieben erfolglos, und er entschloß sich endlich zu dem, was er nach dem Willen seiner Mutter erst als letztes Mittel anwenden sollte: durch Namensaufruf in den Zeitungen den Vermißten zu suchen. Vergebens. Martin setzte noch einmal die Konsuln und Gesandten in allen Ländern von seiner Sache in Kenntnis, knüpfte neue Verbindungen an und leitete alles so ein, daß die geringste Kunde von seinem Bruder ihn auch auf seiner einsamen Missionsstation sofort erreichen konnte, und nun endlich hatte sein Gewissen Ruhe, wenn auch sein Herz oft nach dem geliebten Bruder verlangte. Er konnte nichts weiter tun, wenn nicht auch sein ganzes Leben ein verfehltes werden sollte; und mehr und mehr gewann die Überzeugung bei ihm Raum, daß Kurt längst tot sei; vielleicht ehe Martin dies Land betreten hatte.

Aber er und Anna wußten wohl, warum Gott sie hierher gesandt.

Ein Ereignis taucht noch wie ein Stern aus dem stillen Leben dieser Zeit auf, — kein hell glänzender, sondern ein halb von Wolken verhüllter, aber Anna glaubt fest, daß es dennoch ein Stern gewesen. — Es war an einem Sonntagmorgen. Alle waren im Gotteshause versammelt, der schöne Gesang zog die Herzen nach oben, — da sah Anna plötzlich hinter einem Pfeiler eine hohe Männergestalt. Sie blickte genauer hin längst vergangene Dinge traten vor ihre Seele, —

hatten sie denn da neben ihr Gestalt angenommen, war es ein Mensch von Fleisch und Blut, den sie sah? Sie täuschte sich nicht, es konnte kein anderer als Harrach sein; jetzt schweifte sein Auge zu ihr hinüber, ja, er war es, Harrach, gewiß und wahrhaftig. Eine Flut von Fragen bestürmte sie. Wie kam er hierher? Was wollte er? War seine Rolle als Anführer der Rebellen ausgespielt? Hatte er erfahren, daß diese Leute für die Freiheit, welche er ihnen erkämpfen wollte, noch nicht reif waren? Hatte er eingesehen, daß Christus doch ein anderes Wesen als Muhammed, Ram oder Hamlet sei? Würde er nach der Kirche mit ihr sprechen? Er hatte ihr doch einst gesagt, daß er den sogenannten Gottesdienst als Heuchelei hasse! Welche Veränderung war in dem gewaltigen Mann vorgegangen?

Anna, — ich muß es gestehen, — war heute nicht viel bei der Predigt, welche von der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden handelte. Ihr Auge weilte wie gebannt auf Harrach, der mit verschränkten Armen und nach innen gerichteten Augen an einer Säule selbst wie eine Säule stand. Jetzt war die Predigt zu Ende, der Segen gesprochen, alles entfernte sich. Anna beugte den Kopf, um zu beten, sie betete für den wilden Mann da neben sich. Als sie aufsah, war er verschwunden. Sie eilte hinaus, es war ihr, als müsse sie ihn halten und sprechen, da vernahm sie Hufschläge, ein Reiter entfernte sich im kurzen Galopp. — Martin fand seine Frau in einer Aufregung, die ihr sonst fremd war. Sie erzählte ihm, was gewesen, er zweifelte; „Du hast Gespenster gesehen,“ aber merkwürdig war

ihm der seltsame Zuhörer, den er gar nicht bemerkt, doch. Da trat der Katechist mit dem Becken herzu, es war am Ausgang für den Zweck gesammelt, von dem Martin in der Predigt gesprochen. Nur arme Leute wohnten im Dorfe, die ihr Scherflein gaben; heute lagen mehrere Goldstücke da. „Die hat der Herr mit dem langen Bart hingelegt," sagte der Katechist, „der so rasch fortritt." Sinnend betrachtete Martin das rote Gold.

Anna dachte hoffend: „ob er wohl wieder kommt?" — Sie hat ihn nie wieder gesehen.

XVII.

Flieg', Adler, flieg'! Wir stürmen nach
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.

Und fallen wir; flieg', Adler, flieg'!
Aus unserm Blute wächst der Sieg.
Vorwärts! (Geibel.)

So waren elf Jahre im Missionsdienste vergangen, als die Notwendigkeit, nach Europa zu reisen, für Wallerbergs eine immer dringendere wurde. Nicht die war es, daß Martin und Anna nach so langer Arbeit im verzehrenden indischen Klima einer Erholung in Europa bedurften, — sie hatten eigentlich das Klima gut ertragen, waren jetzt längst akklimatisiert und hatten dann und wann einige Wochen in den Bergen verlebt, aus deren reinerer Luft sie stets neu gekräftigt zurückkehrten. Ein Hauptgrund ihrer Heimreise war, daß ihre Kinder eigentlich längst nach Europa hätten gehen müssen, um sich dort leiblich und geistig kräftig zu entwickeln; von Jahr zu Jahr war dies schwerste Missionsopfer von Wallerbergs hinausgeschoben worden, jetzt war Angela zwölf, die kleinste, Anna, sechs Jahre alt, sie mußten in ein anderes Klima; die Trennung erschien den Eltern furchtbar, — aber nun war ein

Ereignis eingetreten, das ihnen diese zu ersparen schien, jedoch ein anderes schweres Opfer verlangte. Der treue Verwalter des Wallerbergschen Gutes in Deutschland war gestorben, es mußte durchaus ein Gebieter die Rechte und Pflichten der Herrschaft übernehmen. Anfänglich hatte Martin es ja nicht als sein Eigentum angesehen, es nur für seinen Bruder verwalten lassen, — jetzt nun trat die Pflicht, die er dort zu üben hatte, vor ihn und forderte seine Rückkehr. Er konnte es sich nicht verhehlen, daß sein Abschied von Indien ein Abschied für immer sein würde, — so hart es ihn jetzt ankam, nach Deutschland zogen ihn nähere Pflichten. Es wurde ihm schwer, von hier zu gehen, denn seine Stelle konnte aus Mangel an Missionaren nicht wieder besetzt werden. Sollte nun alles, was er gesäet, wieder verwelken, was er mühsam gebaut, wieder verfallen? Onkel Stieg konnte nicht allein alles besorgen, es war für eine Kraft zu viel, zumal mit Annas Weggang dem ganzen Dorfe der mütterliche Mittelpunkt fehlte. Dazu kam, daß Heinrich immer älter und gewissermaßen einseitig wurde. Er arbeitete Tag und Nacht, gönnte sich kaum das nötigste Essen und ein wenig Schlaf, Jesus Christus war der Kern und Stern seines Lebens, die Liebe wurde immer mächtiger in ihm, — und dennoch konnte er den Heilssuchenden nicht mehr das sein, was er ihnen früher gewesen. Er konnte sich nicht mehr in ihre besonderen Gefühle, Versuchungen und Bedürfnisse versetzen, hatte keinen Sinn mehr für eine harmlose Fröhlichkeit oder für einen unschuldigen Mutwillen; mit dem Leben

hätte er jeden gern von seinen Sünden erlöst, — mit ihm fröhlich sein über irgend etwas rein Menschliches konnte er nicht.

Sein Fakirhaus war sein Herzblatt; droben am Throne Gottes wird manche Seele von der Arbeit erzählen, die Heinrich in stiller Nacht an ihr getan. Solch Gelingen stimmte ihn nie fröhlich, aber jede Sünde, welche auf der Station begangen wurde, machte er sich zum Vorwurf; wenn es mit dem Werke hier und da nicht vorwärts wollte, rechnete er es sich zur Schuld, und kam so in eine Art Selbstquälerei, welche Gott, der fröhliche Diener haben will, nimmermehr verlangt.

Es war schwer, unter diesen Umständen von hier fort zu gehen, aber jetzt kam nicht in Frage: soll ich? oder: soll ich nicht? sondern ein einfaches: ich muß. Eigentlich waren Martin und Anna jetzt hier festgewurzelt, Europa lag so weit hinter ihnen, daß es nun war, als verließen sie die Heimat. Eins erleichterte ihnen und besonders Anna das Fortgehen: sie konnten bei ihren herzlieben Kindern bleiben. Und dann noch eins: Anna freute sich unsäglich, ihre Mutter wieder zu sehen, — den Vater sah sie nimmer, der war seit länger denn zwei Jahren heimgegangen, heiß beweint von Frau und Tochter, tief betrauert von allen, die mit ihm verkehrt hatten.

Der Abschiedstag kam heran, — ich kann ihn nicht schildern. Aber welch einen Schatz von Liebe diese Hindus alle in ihren Herzen trugen, das zeigte sich jetzt. Herzerhebend war es, wie einige ernste Männer

die ältesten der Gemeinde, zu Martin sagten: „Wallerberg Sahib, da oben werden wir uns wiedersehen, und wenn Sie kommen, dann haben wir Gott alles erzählt, was Sie uns getan haben.“ — Anna konnte sich von dem Orte kaum trennen, wo sie so glücklich gewesen war; was sonst je düster und schwarz geschienen, — heute war alles rosig. Die ganze Gemeinde, Männer, Frauen, Kinder, begleiteten die Reisenden mehrere Stunden weit; zuletzt bildeten sie alle einen Kreis und sangen:

Zieht in Frieden eure Pfade,
Mit euch des großen Gottes Gnade
Und seiner heil'gen Engel Wacht.

Das war der letzte Gruß derer, die ehemals Heiden waren. In Frieden zogen nun wohl unsere Reisenden ihren Weg, mit Freuden aber nur einer, der getreue Joseph Knoll Er war jetzt wirklich ein vor Freuden lichterloh brennendes Talglicht, sein Herz sprang fast vor Glück, daß es nun wieder nach seinem geliebten Deutschland ging, und daß er den Leuten daheim so viel erzählen konnte. Haufenweis hatte er indische Raritäten eingepackt, so stolz und siegesfroh zog nicht Alexander an der Spitze seines Heeres, wie jetzt Knoll den Reisezug anführte.

In Kalkutta wurde in dem lieben Daltonschen Hause Rast gemacht. Daltons priesen Wallerbergs Entschluß zur Heimkehr als so vernünftig, — Anna konnte ihnen nichts erzählen von dem, was sie erlebt und was sie in tiefster Seele bewegte. Es gibt Menschen, liebe Menschen, denen man nur Hülsen zeigen kann.

Die Reise ging rasch von statten, da Wallerbergs kein Segelschiff benutzten, sondern auf kürzestem Wege über Suez, Alexandrien und Triest in die Heimat eilten. Die beiden eingeborenen Mädchen, welche Anna mit nach Deutschland nahm, machten große Augen über die neue Welt, welche sich ihren Blicken darbot. Als unsere Reisenden den deutschen Boden betraten, war es doch wie ein Jubelton, der alle bewegte. Martin schlang seinen Arm um die, welche er heute inniger liebte als vor Jahren und sang ihr einen andern Vers aus dem Liede, mit dem er einst sein Vaterland verlassen.

Als ich auszog, als ich auszog,
War Kisten und Kasten leer,
Nun ich wiederkomm', nun ich wiederkomm'
Ist alles schwer.

Anna schaute strahlenden Blickes um sich, ihr Mann, ihre blühenden Kinder, — es war ein Gefühl von Glück in ihr, sie hätte die ganze Welt umarmen mögen.

Zuerst ging die Reise nach Steinfeld, hier lebte Margarete Gendenberg jetzt seit ihres Mannes Tode im kleinen Witwenhäuschen, das gerade leer gestanden hatte. Wallerbergs Wagen fuhr durch das Dorf, von einer Schar Dorfkinder begleitet, welche ein braunes Gesicht gesehen hatten und mindestens ein paar wilde Häuptlinge mit Messer und Tomahawk aus dem Wagen steigen zu sehen hofften; alle Leute wußten ja, daß „was los“ war, daß die kleine Anna, die eine „Negerprinzessin“ geworden war, heute heimkehrte. Das Witwenhäuschen, ganz mit Weinlaub umzogen, prangte in reichem Blumen-

schmuck, Girlanden waren über die Straße gezogen, ein halbes Fuder weißer Sand vor dem Hause zierlich gestreut. Endlich hielt der Wagen, Margarete wollte hinaus, aber in der Haustür mußte sie stehen bleiben und sich an dem Pfosten halten. Anna sprang flink wie eine Gazelle vom Wagen, — o solch ein Wiedersehen ist nur wenigen beschieden! Die ersten Gedanken galten dem geliebten Vater, der nicht sichtbar hier war, und schmerzliche Tränen weinten die beiden in enger Umarmung. Da legten sich kräftige Mannesarme um die weinenden Frauen, und eine milde Stimme sagte: „Mutter, hier ist dein Sohn.“ — Währenddem hatte Knoll eins der Kinder nach dem andern aus dem Wagen gehoben und machte sich nun an das übrige Gepäck. Wie die Orgelpfeifen standen sie alle fünf, da stürzte Anna auf sie zu: „Muttchen, Muttchen, das sind meine Kinder, Kinder, das ist eure Großmutter! Mutter, das ist Angela, das Kurt, das Margarete, und das natürlich Martin und Anna.“

Endlich legten sich die stürmischen Wellen so weit, daß sie wenigstens in den Hafen des Hauses flossen. Drinnen gab es neue Umarmungen, Margarete war stumm, Martin war stumm, die Kinder in höchster Verlegenheit trauten sich nicht einen Laut von sich zu geben, die Hindumädchen waren erst recht stumm, nur Anna flog von einem zum andern, sprach fortwährend und wußte doch kaum, was sie sprach. In der Stube erhob eine Gestalt sich aus dem Lehnstuhl und bewillkommnete alle mit zitternden Händen und tränenden Augen; es war die alte Tante Heß, welche jetzt mit

Margaret zusammen wohnte. Anna liebkoste sie aufs zärtlichste. „Gott sei Dank, daß meine Augen dich noch einmal wiedersehen,“ sagte die alte Dame weich.

„Wo ist Knoll,“ rief Anna jetzt, „liebster Knoll, bringe mir doch die große Schachtel her.“ Knoll eilt, dem Befehl Folge zu leisten, schon sieht man seine Füße durch die offene Tür, aber plötzlich ein Schlag — dem ein, ich muß es leider gestehen, tüchtiger Kraftausdruck Knolls folgt, und da liegt die lange, lange Gestalt mitsamt der Schachtel an der Erde. Ach, er hat nicht an die niedrige Stubentür gedacht, welche mit seiner Länge in keinem Verhältnis steht; allein er rafft sich auf, sieht strafend, aber doch mit lustig zwinkernden Augen die lachenden Kinder an, bringt dann Anna die Schachtel mit einem gravitätischen: „Halten zu Gnaden, Frau Baronin.“

Frau von Heß nickt mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Der Mann weiß doch, was sich schickt.“

Da erhebt sich plötzlich Anna, ergreift in komischer Ernsthaftigkeit die Hand ihres Mannes und sagt: „Tante, er ist dir ja immer noch nicht vorgestellt. ‚Herr Baron von Wallerberg — Frau Majorin von Heß‘. Letztere steht wirklich auf und macht dem Herrn Baron einen tiefen Knicks. Der küßt lachend ihre Hand und sagt: „Liebe Tante, geehrte Frau, wir haben uns schon einmal gesehen.“

„Ja, damals am Rhein, Sie wollten den Kahn anbinden, glaube ich,“ sagte Tante Heß mit Würde.

„Es hat etwas lange gedauert,“ entgegnete Wallerberg, „ich mußte erst den Nibelungenschatz aus der

Tiefe holen, — aber ich habe ihn, da ist er," und er hebt seine kleine Frau hoch empor.

„Du abscheulicher Mann, o Martin, was sollen denn die Kinder von uns denken," zankt Anna.

„Daß du der allerbeste Schatz bist, den ich am Rhein und am Ganges und in der ganzen Welt gefunden habe."

Das Witwenhäuschen ist klein und niedrig, aber dennoch wird es allen so wohl darin, so wohl wie es einem eben nur zu Hause bei der Mutter werden kann. Es ist der Geist Margarets, der alles durchweht und allem, was sie spricht und tut, das Siegel der Liebe aufdrückt; es ist, als ob Margaret mit den Jahren sich immer harmonischer entwickelt, und als ob ihre der Seele angehörende Schönheit sich ihr auch äußerlich mitgeteilt hat. Anna kann allein das Sonst und Jetzt vergleichen und sagt plötzlich: „Mama, wie schön du geworden bist! Kinder, habt ihr nicht eine wunderschöne Großmutter?"

Alle nicken, Margarete sagt lachend: „Lernt man in Indien solche Komplimente?"

Aber es ist wahr, es gibt keine Schönheit, welche mehr das Gepräge des Himmlischen trägt, als die des höheren Alters. Sie gleicht der Lieblichkeit stiller Herbsttage, — des Sommers Hitze ist vorüber, die Ernte ist eingeheimst, es ist, als ob die Natur ruhig auf eine große Veränderung wartete, als ob sie gern hier und doch hier nicht mehr zu Hause wäre.

Mehrere Tage blieben Wallerbergs im kleinen Witwenhause. Auf die Länge wurde der Platz zu eng,

und es ist längst beschlossen, daß Margarete und Tante Heß fürerst auf Jahr und Tag mit nach Wallerberg ziehen, — sind Mutter und Kinder ja doch lange genug getrennt gewesen, und Anna hofft, daß ihr „Muttchen“ ganz und gar zu ihr ziehen wird, und sie sich nie mehr zu trennen brauchen.

In Steinfeld herrschte große Trauer, daß die „indischen Kinder“ so bald wieder fortgehen; sie sind die Helden des Tages gewesen und haben sich durch kleine ausländische Geschenke ein bleibendes Denkmal in den Herzen der Dorfkinder gesichert. Auch „Frau Pastorin“ sieht man ungern scheiden, und man hat guten Grund dazu: wo solche Frauen ihren Fuß hinsetzen, hinterlassen sie eine Segensspur. — Knoll ist unsäglich froh, ihm hat es in Steinfeld nicht so gut gefallen, erst in Wallerberg fängt das Leben für ihn an; Anna fürchtet, daß er in diesen Tagen Sehnsuchtsgedichte gemacht hat, an die man nur den Maßstab der Elle legen kann.

An einem heißen Sommertag erreichen sie endlich Wallerberg. Anna schlägt das Herz ihrer neuen Heimat entgegen, in Martin weckt sie fast nur trübe Erinnerungen. Seine heiß geliebte Mutter hat nicht viel Glück in diesen Mauern gehabt, er selbst hat dort viel Schweres erlebt, und der eigentliche Erbe irrt noch in der Welt umher oder liegt in fremder Erde begraben. Es ist, als ob ein finsterer Geist durch die alten Bäume sauste; Martin faßt Annas Hand, er will sie einführen in sein Haus, mit der lichten Kinderseele wird Sonnenschein und Glück in die verlassenen Räume ziehen.

Der Empfang ist nicht zu freundlich, nur wenige Dienstboten sind noch im Schlosse, die Martin von Angesicht kennt; sie haben seine Ankunft nicht genau gewußt, und so sind keine rechten Vorbereitungen getroffen. Aber wo es etwas zu schaffen und zu ordnen gibt, da ist Anna ganz an ihrem Platze; es dauert nicht lange, so ist eine gewisse Behaglichkeit hergestellt, und Martin fängt an zu glauben, daß es in den großen Zimmern noch einmal ganz gemütlich werden kann. Natürlich, wenn man solch eine Schar kleiner Hausgeister mitbringt, die bald in allen Zimmern und auf allen Treppen und in allen Gärten umherjagen, wie kann da irgendwo Ungemütlichkeit und Steifheit bleiben, sie jagen die ja kopfüber zum Hause hinaus. Nur ein ganz kleiner Zipfel ihrer Gewänder bleibt in der Ecke einer Stube hängen und zwar in der Stube, welche Tante Heß jetzt bewohnt.

Als es Abend wird, gehen die beiden Gatten Hand in Hand nach der Gruft, in der Martins Eltern ruhen. Der Efeu hat die Fenster jetzt ganz umzogen, kein Lichtstrahl fällt hinein. Und es ist, als ob es auch in Martins Seele finster ist, denn der starke Mann weint bitterlich am Sarge seiner Mutter. „O Mutter,“ stöhnt er, „ich habe dir deinen Sohn nicht bringen können, vergib es mir; du weißt jetzt ja längst, warum ich ihn nicht finden konnte!“

„Martin,“ tröstet eine liebliche Stimme neben ihm, „Kurt ist vielleicht schon bei seiner Mutter, und dort im ewigen Lichte ist ihnen beiden klar, was uns hier noch dunkel scheint.“

Martin horcht auf seine Trösterin, und während die beiden nun neben der Gruft auf- und abgehen, sagt Anna:

„Sieh, Martin, seit ich jenen großen Schmerz erfuhr, daß der teure Wilke gestorben war, als ich in Indien ankam, und seit in jenem Leid Gott so wunderbare Liebesgedanken mit mir hatte und dich mir schenkte, — seit jener Zeit ist es mir immer, als müßte ich mich ihm blindlings in die Arme werfen, er macht es immer, immer gut, — wenn wir ihn gewähren lassen."

„Ja," entgegnete Martin sinnend, „Kurts Unglück ist ja auch mein Glück gewesen; ohne ihn wäre ich nie nach Indien gegangen."

Nun vertieften sich die beiden in Erinnerungen an ihres Lebens goldnen Morgen; „fürwahr ein Morgen," sagte Martin, „denn da fing mein Leben erst an." Er nahm zwei vertrocknete Efeuzweige aus seiner Brieftasche: „Die beiden Zweige haben mich in vielen Versuchungen, welche meinem unruhigen Blute entgegentraten, behütet: der Zweig ist von meiner Mutter Grabe hier und diesen, Anna den warfst du mir dort am Rheine zu."

„Als ich die Prinzessin war, und du der Königssohn," rief Anna. — Jetzt waren Martin und Anna wieder am Schlosse angelangt, aber als hätten sie sich verabredet, fingen sie plötzlich an zu singen:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.
Keine Rose, keine Nelke, kann blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen beieinander tun stehn.
Setze du mir einen Spiegel ins Herze hinein,
Damit du kannst sehen, wie treu ich es mein'.

Unser Liebespaar eilte nun heim, Kinder und Mutter warteten wohl schon. Die alten Linden, die erst ganz verwundert gestanden und lautlos dem Gesange gehorcht hatten, schüttelten ihre Zweige, — nein, so etwas war ihnen noch nicht vorgekommen, das war ja unerhört; man sang hier, und ganz laut und recht von Herzen! Bisher war das nur mit großer Mühe den kleinen Vögeln erlaubt gewesen; und zwar nur in bestimmten Jahreszeiten und zu gewissen Stunden. — Es war nicht zu verkennen, eine neue Zeit brach an, und die guten, alten Linden schrieben kopfschüttelnd das seltsame Ereignis auf ihre Blätter, — denn sie führten seit vielen Jahren eine sehr genaue Chronik über das, was in Wallerberg passierte; bis jetzt hatten sie alles auf gelbe Blätter geschrieben, sie fanden die für Chroniken passender, aber heute waren sie so in Aufregung, daß sie sich versahen und alles auf ein grünes Blatt zeichneten.

Martin findet viel Arbeit, es gilt hier tüchtig schaffen, er muß sich selbst erst in die fremd gewordenen Verhältnisse finden, aber er arbeitet gern und ist auch verständig genug, einzusehen, daß er nicht alles tun kann. Er hat das Glück, einen tüchtigen Verwalter zu bekommen, so wird das Gut ordentlich besorgt; Anna waltet rührig im Hause, sie versteht wirklich die große Wirtschaft viel besser zu leiten als Margaret je gedacht hat; daß sie der Armen und Kranken im Dorfe nicht vergißt und bei aller Liebesarbeit ein höheres Ziel als nur Linderung äußerer Not im Auge hat, versteht sich bei ihr von selbst. Knoll ist die Hauptperson im Dorfe und die lebendige

Verbindung zwischen Schloß und Hütte. Er erzählt den Leuten fortwährend von seinen Abenteuern, er hat solche Wunderdinge in Indien erlebt, daß selbst Martin ganz verblüfft zuhört. Ein unverbürgtes Gerücht sagt, daß er alle seine Erfahrungen in die Form eines Volksepos bringt und dies vielleicht gar gedruckt und mit Goldschnitt verziert, herausgeben wird. Am besten wird er mit Frau von Heß fertig, die fährt er alle Tage im Rollstuhl spazieren und benutzt diese Zeit, da sie ihm still halten muß, ihr von Indien zu erzählen. Anna behauptet, das Talglicht ist furchtbar klug und kennt die Schwäche der alten Dame sehr gut, denn sie hat heut gehört, wie er ihr mit wichtigster Miene vertraut hat, daß die Hühner in Indien alle mit einer Art Schleier aus dem Ei kriechen, weil sie sich den Blicken des Hahnes nicht aussetzen dürfen, und daß die Hindufrauen, welche den Hühnern das Futter geben, sobald der Hahn erscheint, sich auch sofort verschleiern. Martin glaubt aber nicht, daß Knoll diese Geschichte eigens für die Tante erfunden hat, denn er weiß, daß er sie im Dorfe schon einer ganzen Menge andächtiger Zuhörer mitgeteilt hat. Jedenfalls ist aber Tante Heß sehr mit ihm zufrieden und wiederholt oft (Martin behauptet, mit einem Seitenblick auf ihn): „der Mann weiß doch, was sich schickt."

Die Kinder sind glücklich in Wallerberg, wie sie es in Indien waren. Der tägliche Streit bei ihnen ist, welches Land am schönsten. Die Meinungen sind geteilt, Hindostan wie Deutschland hat seine Vertreter, und zuweilen ist das Vaterlandsgefühl so heiß, daß es

bei den Knaben mit den Fäusten verfochten wird. — Ach, kaum sind Wallerbergs ein Jahr daheim, da fordert Deutschland seine Kinder zu einem härteren Kampf und ernsteren Streit auf; der heiße Julimonat des Jahres 1870 bricht an und birgt in seinen letzten siebzehn Tagen eine Welt voll Schrecken, Angst, Mut, Hochherzigkeit und Begeisterung.

Drohend hingen längst Kriegswolken am Himmel, mit dem spannendsten Interesse waren sie natürlich in Wallerberg wie an allen anderen Orten verfolgt worden. Es war Donnerstag, am 14. Juli, als Martin morgens am Kaffeetisch die Zeitungen las und mit befriedigter Miene sagte: „Gottlob, die Friedenssonne scheint wieder; für diesmal ist es, als ob das drohende Ungewitter sich noch zerteilen wollte.“ Die Stimmung, welche etwas gedrückt gewesen war, heiterte sich nach diesen Worten merklich auf, und groß und klein beeiferte sich zu sagen, was er, wenn Krieg geworden wäre, getan hätte.

„Ich wäre mitgegangen,“ rief Kurt.

„Ich auch,“ sekundierte der kleine Martin.

„Und ich auch,“ sagte Angela mit blitzenden Augen.

„Dich nimmt der König ja nicht,“ erwiderte Kurt verächtlich.

„Warum nicht?“

„Weil du nur ein Mädchen bist,“ entgegnete der Junge sehr von oben herunter.

Angela verzog ihr hübsches Gesicht zum Weinen, Anna aber sagte:

„Angela hätte ich ja auch nicht entbehren können;

ich würde hier ein Lazarett eingerichtet haben für kranke und verwundete Soldaten, und da hätte Angela mir natürlich helfen müssen."

„Wir wollen Gott danken," schloß Margaret, „daß Frieden bleibt."

Wie bald sollte diese Hoffnung vorüber sein! Am nächsten Tag trugen die Zeitungen die Kunde des ausbrechenden Krieges auch in die entlegensten Provinzen. Und da war wohl kaum ein Mensch im Schloß und in der Hütte, der nicht in dem greisen Preußenkönig sich selbst beleidigt gefühlt hätte. Kein Deutscher duldet, daß man seinen König höhne, — mit diesem Tage begann Frankreichs Verderben, es hatte Krieg gewollt, gesucht, — wohlan, es sollte Krieg haben.

Der König rief, und sein Volk kam; es kam aus der Werkstatt, vom Erntefelde, von der Universität, aus dem Bureau, es eilte von den Erholungsreisen zu seiner Fahne, jeder einzelne fühlte, daß eine große schwere Zeit hereingebrochen war, daß er an seinem Platze stehen und seine Schuldigkeit tun müsse. Weiter und weiter hallte der Ruf, er brauste wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall, hinüber nach Amerika und nach Indien, nach England und Italien, und holte Deutschlands Kinder heim, durch Hunderttausende zuckte er, die Fahnen flatterten hoch im Wind, der Schwur erscholl von Mund zu Munde:

Solang' ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind das deutsche Land.

Und in den Tagen der Vorbereitung, als noch kein Schuß gefallen, war ein Sieg erfochten, größer als alle anderen: Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen — jubelnd wurde es der Welt verkündet, und jubelnd begrüßte jeder Deutsche die Nachricht, — schlugen ein in die dargebotene Hand Preußens und erhoben sich wie ein Mann; des Franzosen Übermut hatte die getrennten Reiche schnell geeint, sie sahen sich in die Augen und erkannten, daß sie Brüder waren. Da fielen sie einander in die Arme mit solcher Macht, daß Frankreich erzitterte.

Nun kamen die schweren Abschiedstage. Die Frau sagte dem Gatten mit heißen Tränen Lebewohl, aber nimmer mochte sie ihn halten; da entließen alte Eltern den einzigen Sohn mit ihrem Segen: „auf Wiedersehen, hier — oder oben;" — da küßte der Bräutigam die Braut zum letzten Male: „wenn du den Myrtenkranz trägst, habe ich mir den Lorbeerkranz verdient." Auch aus Wallerberg zogen die jungen Leute mit tapferem Mut, hielten sie auch tausend Bande, ein Soldat folgt seiner Fahne.

„Unserm Kronprinzen geht's ja ebenso," meinte ein Landwehrmann, „damals 66 mußte er von seinem sterbenden Sohn fort und hat ihn nicht wieder gesehen, und diesmal hat er nur noch rasch seine kleine Prinzessin taufen lassen müssen, — gerade wie unsereiner."

„Na und unser alter König," sagte ein anderer, „ist nun 73 Jahr, dem könnte man auch die Ruhe gönnen. Aber er geht mit und macht alles mit uns durch."

Wie gern wäre Martin auch mit hinausgezogen! Aber er mußte bleiben. Verwalter, Knechte, Arbeiter, alles war fort, die Ernte vor der Tür. Es war ein schweres Stück für ihn, sein Gut zu verwalten, für die Landwehrfrauen und Kinder zu sorgen, — es ging wieder ganz gegen seinen Willen. Aber auch für die große Sache konnte er nicht müßig sein. Er richtete mehrere Zimmer zum Lazarett ein, Anna hatte viel zu tun, alles Nötige herbeizuschaffen; ihre Kinder, die Dorfkinder, alle Kranken und Schwachen wurden mit Charpiezupfen beschäftigt. Dabei horchte man hinaus nach Nachrichten, die ja hier etwas später eintrafen; in der Nähe Wallerbergs führte jetzt zwar eine Eisenbahn vorbei, aber ohne Halt zu machen.

Eines Abends saßen alle im Garten, der Dampfwagen brauste vorüber. „Er fährt heute so ahnungsgrauend, todesmutig," sagte Kurt, der sich jetzt natürlich nur noch in Kriegsliedern bewegte. Er hatte diesmal recht. Am andern Morgen kam die Nachricht des Sieges von Weißenburg, dann wurde bei Wörth die Waffenbrüderschaft der Preußen und Bayern mit Blut besiegelt, und die Kunde eines wiedererstandenen Deutschen Reiches donnerte von Land zu Lande. Dann kam die Blutschlacht bei Metz, „das war eine Schlacht, drei Tage lang vom Morgen bis zur sinkenden Nacht der männermordende Donner kracht, und des Todes mähende Sichel klang."

Kaum atmen konnte man bei der Nachricht, man wagte nicht nach der Zahl der Gefallenen zu fragen, — aber vergebens waren sie nicht gestorben, Deutschland

war frei, mit ehernen Armen hielt es die Riesenarmee Frankreichs umklammert.

Martin las den Seinigen den Schlachtbericht vor; alle hingen an seinem Munde, da kam die Stelle:

„Der Kampf bei Gravelotte war am Abend des 18. August unter dem furchtbaren Andringen der französischen Heermassen zum Stehen gekommen, und unsere ermattete, fast dezimierte Infanterie begann sogar auf dem rechten Flügel zurückzuweichen, wodurch der Sieg hier in Frage gestellt wurde; die Lage war kritisch, General von Moltke hatte mit schmerzvoller Ungeduld die Tagesstunden gezählt, sein erregtes Hinschauen nach Südosten, woher ihm die Pommern des zweiten Armeekorps kommen mußten, wurde immer unruhiger. Endlich, im raschesten Vorwärts, aber nicht einen Augenblick zu früh, erschienen die Pommern, Moltke ihnen sofort entgegen. Wie er bei ihnen anlangt und die Vordersten das in aller Welt bekannte Gesicht erkennend, seinen Namen wiedergeben, zieht er rasch den Degen, ruft kurze Worte in die Reihen und sprengt dann hoch zu Rosse weit voraus den Höhen zu. Eine unbeschreibliche Begeisterung erfüllt die wackeren Truppen. Durch die tiefen Kolonnen hindurch zieht sich ein tausendstimmiges Hurra, ‚der Chef des Generalstabes der Armee im Handgemenge?!‘ heißt es unter den Offizieren. Man eilt ihm nach, der Sturmschritt der Pommern wird zum Wettlauf, und so dringt alles in unbegreiflich kurzer Zeit von einer Höhe zur andern. Der Tag ist entschieden. Als es den Adjutanten gelang, ihren Chef aus dem Feuer

herauszubringen, war der Sturm im wesentlichen vollbracht, und gemessenen Schrittes ritt General von Moltke der Stelle zu, wo er seinen königlichen Feldherrn vermuten mußte. ‚Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück.‘"

Martin konnte nicht weiter lesen, — dann eilte er hinaus, die große Glocke rief die Dienerschaft zusammen, alle mußten die Siegeskunde vernehmen, alle vereint ihre Kniee beugen und dem König aller Könige danken.

„Bei dieser furchtbaren Anhäufung von Heermassen," sprach Martin zu Anna, „von Verwundeten und Kranken muß es an Erfrischungen, an Lagerstätten fehlen. Heute noch lasse ich hier und in den umliegenden Dörfern ausrufen, daß wer Geld, Hemden, Erfrischungen, Charpie u. s. w. für unsere Krieger übrig hat, es dir bringen soll; ich fahre nach Berlin, verschaffe mir die nötigen Papiere und dann reise ich nach Metz, — ich will schon hinkommen, — und zurück bringe ich einige Verwundete, die pflegen wir hier gesund."

Es ist nicht Aufgabe dieser Erzählung, Martin auf seinen sehr interessanten Reisen zu begleiten; seine erste war von solchem Erfolg gekrönt, daß er noch zweimal mit zwei Eisenbahnwagen voll Erfrischungen, wollenen Hemden und Strümpfen nach Frankreich zog, das letzte Mal im kalten Dezember; während der Zeit pflegten Margaret und Anna stets zwölf Verwundete im Schlosse, sammelten und arbeiteten für die im Felde Stehenden; ein Fleiß und eine Sparsamkeit war über alle gekommen, die Kinder spielten nicht mehr, in ihren

Freistunden leisteten sie den Verwundeten allerlei Dienste, nähten und zupften Charpie.

Es war aber doch eine wunderbare Zeit, so groß, so herrlich, daß man in diesem einen Jahre mehr erlebte als sonst in hundert Jahren. Was die Edelsten und Besten der Nation ersehnt und doch kaum zu hoffen gewagt, was die Dichter erträumt und die Sänger prophetisch gesungen hatten: die Mär vom freien, einigen, starken Deutschland wurde in diesen Monaten zur Wahrheit. Bei Sedan erlosch der Glücksstern des französischen Kaisers, Germania nahm ihre entrissenen geraubten Kinder wieder, um Straßburg, ihre wunderschöne Stadt, rang die Mutter mit ihrem Herzblut, das jungfräuliche Metz mußte endlich den Siegern seine Tore öffnen. Kalter Winter schlug die Erde in Eisesbande, aber die Krieger scheuten nicht Eis noch Schnee, der Kampf mußte ausgekämpft werden. Und während sie in mannhafter Geduld vor Paris lagerten und ihre Brüder im Innern Frankreichs heiße Kämpfe bestanden, erwachte im Kyffhäuser der Kaiser Rotbart, der siebenhundert Jahre geschlafen hatte. „Die Raben fliegen nicht mehr um den Berg!" Und der Hohenstaufe nahm seine Krone und sandte sie dem Hohenzoller, „dem Adler, der zur Sonne fliegt". Aus blutiger Saat im Feindeslande war die deutsche Einheit emporgewachsen, Heil dem Kaiser von Deutschland! Heil den deutschen Fürsten allen!

Endlich, endlich kam der Frühling. Frühling und Friede stiegen nieder auf die mit Herzblut und Tränen getränkte Erde, im goldenen Sonnenglanze leuchtete

ein Völkerfrühling, wie ihn Deutschland noch nie gesehen. Geschmückt mit Lorbeeren zog das Heer heim, jubelnd von den Seinen empfangen; aber das schönste Blatt in seinem Kranze war, daß es Gott die Ehre gab, daß König und Volk in Dank und Treue bekannte. „O Herr, mein Gott, wir sind's nicht wert!"

XVIII.

Wir sind nicht wert, Herr, deiner Gnade,
Nicht würdig der Barmherzigkeit,
Du führst uns lauter Wunderpfade,
Gibst Sieg in jedem heißen Streit. (El.)

Kehren wir einige Monate früher nach Wallerberg zurück. Es ist heute Weihnachtstag, und Anna hat alle Hände voll zu tun. Martin hat den Unsrigen in Frankreich einen Transport Weihnachtsgaben gebracht, eben hat seine Frau ein Telegramm bekommen, daß er heut noch zurückkehrt. Gottlob, — wie könnte denn der Weihnachtsbaum brennen ohne ihn! Nun rüstet Anna im großen Saal die Bescherung, welche viel größer als sonst, aber weniger reich an Gaben ist. Die Kinder selbst haben auf Wünsche für sich zum Besten der Soldaten verzichtet, und Anna ist es, als könnte sie in diesem Jahre keinen Groschen für unnütze Dinge ausgeben. Aber eine mächtige Tanne steht im Saal und ringsherum ist aufgebaut für die Familie, für die Dienerschaft, für die Soldaten und Offiziere, welche noch immer auf Wallerberg gepflegt werden. Alles ist fertig, seit Mittag geht Anna schon mit den Kindern und Knoll von Haus zu Haus im Dorfe, und wo eine Landwehrfrau oder ein Armer und Kranker

wohnt, da tragen die Kinder eine kleine geschmückte Tanne hin, und Anna fügt dem Baume Früchte in der Gestalt von Kleidern und Lebensmitteln oder auch ein blankes Geldstück hinzu. Das ist ein fröhlicher Weihnachtsgang, und trotz der ungewohnten Kälte kehren alle warm und froh heim.

„Wann kommt das Christkind zu uns?“ fragt die kleine Anna.

„Wenn Vater da ist,“ antwortet die große Anna.

„Wann kommt Vater?“ seufzt Margaretchen; „Kurt, siehst du ihn noch nicht?“

Kurt steht schon seit einiger Zeit am Fenster, er will gern seinen Vater kommen sehen, ehe es ganz dunkel wird; jetzt sagt er: „Mutter, sieh nur mal, da draußen steht ein Soldat, aber er gehört uns nicht, und der sieht immer hier her.“

Anna eilt ans Fenster. Richtig, da drüben steht ein Offizier, unbeweglich an einen Baumstamm gelehnt, und sieht nach dem Schloß herüber. Was mag er wollen? Was suchen?

„Mutter, er hat nur einen Arm,“ sagt jetzt Angela, „sieh, der eine Mantelärmel hängt schlaff herunter. O, er kommt gewiß aus dem Kriege!“

„Soll ich ihm sagen, daß er hereinkommen soll?“ ruft Kurt.

Anna weiß nicht, was tun, aber vielleicht will der Offizier einen der Soldaten hier besuchen, jedenfalls kann er doch heute am Weihnachtsabend nicht da draußen umherwandern.

„Ja, Kurt, gehe hin, sage ihm, deine Mutter ließe

ihn bitten, näher zu treten und den Weihnachtsabend hier mit Kameraden zu feiern; oder, — wenn er vielleicht weiter will, könnten wir ihn fahren lassen; aber jedenfalls möchte er sich erst hier erquicken. Sag's hübsch verständig und höflich, mein lieber Junge."

Kurt springt hinaus, er nähert sich dem Fremden, nimmt ehrerbietig seine Mütze ab und bringt seine Bestellung an. Der Offizier sieht sehr mager, bleich und finster aus. Statt aller Antwort fragt er: „Wie heißt du?"

„Kurt von Wallerberg," ist die Antwort, und da Kurts Herz voll Dankgefühl und Bewunderung für jeden verwundeten Soldaten überwallt, wiederholt er seine Bitte noch freundlicher: „Sie werden doch heute am heiligen Abend nicht allein weiter gehen. Vater kommt auch bald."

Ohne ein Wort zu sagen, folgt der Mann jetzt dem Kinde. Er tritt ins Schloß, Anna bewillkommnet ihn freundlich und spricht die Bitte aus, er möge doch hier bleiben; da der Fremde nur einige Worte antwortet, die sie nicht versteht, nimmt sie dieselben für Zustimmung und läßt ihn in ein Zimmer führen, wo er sich erwärmen und erquicken kann. Es ist ihr nicht möglich, ihm Gesellschaft zu leisten, denn eben kommt ihr Mann die Allee entlang, und dann veranstalteten Mutter und Kinder immer einen Wettlauf, wer zuerst bei ihm ist! Aber Martin schilt heut ernstlich: „Ihr werdet euch alle erkälten und sterben, und was soll dann werden?"

Endlich sitzt er im warmen Stübchen, wie viel ist zu erzählen und sich lieb zu haben! Anna hat den

fremden Offizier ganz vergessen, aber für Kurt ist er ein Hauptereignis, und er teilt seinem Vater mit, was geschehen; Martin billigt Annas Tun wie immer vollständig, und nun, nachdem er einigermaßen erquickt, ist es Zeit zur Weihnachtsvesper zu gehen.

Das ist das zweite Weihnachtsfest, welches Anna nach ihrer Rückkehr in Deutschland feiert! Ihre Gebete und Gedanken ziehen hin nach Frankreich und dann weiter und weiter nach Indien, wo ihre liebe, braune Gemeinde heute auch Weihnachten feiert.

Nun steckt Martin daheim den großen Lichterbaum an, Knoll ruft die Soldaten, Kurt den fremden Herrn, an der Tür empfängt der Hausherr letzteren mit freundlichen Worten. Dieser antwortet wenig und hat sich bald in eine Ecke postiert, von wo er alles übersehen kann. Anna bittet ihn, eine kleine Gabe freundlich anzunehmen, er nimmt sie mit einigen Dankesworten; Martin wüßte gern, wer sein Gast wäre, aber jede zudringliche Frage ist ihm fern. „Er scheint Schweres erlitten zu haben,“ flüstert er Anna zu, „sieh nur, wie unglücklich er aussieht.“

Sehr viel kann Martin sich in der allgemeinen Freude nicht um ihn kümmern, endlich wird's stiller im Saale, der Fremde sitzt immer noch in der Ecke; die Dienerschaft entfernt sich, die Soldaten gehen in ihre Zimmer, er bleibt sitzen, still und unbeweglich. Anna schickt die Kinder zu Bett, sie sagen dem steinernen Gast, wie Angela ihn nennt, gute Nacht, Großmutter sucht auch die Ruhe, endlich sind nur noch Martin und Anna mit ihm im Saal. Letzterer wird fast un=

heimlich zu Mut, eben flüstert sie ihrem Mann zu: „Wenn er nur nicht irrsinnig ist!“ Da tönt es wie ein Geisterruf durch die Stille: „Martin!“ und abermals: „Martin!“ Der wendet sich um, der steinerne Gast ist aufgestanden, streckt seinen einen Arm aus und ruft: „Martin, mein Bruder!“

„Kurt!“ ringt es sich aus Martins Brust, und zwei lang getrennte Menschen umfassen sich, als sollten sie in Ewigkeit nicht wieder voneinander lassen.

Anna tritt ans Fenster, sie kann nicht denken, nicht weinen, nicht lachen, nicht sprechen, — aber der große Gott droben versteht die Bewegung ihres Herzens. —

Endlich faßt sich Kurt, er ist überhaupt ruhiger als Martin, es ist, als schlüge sein Herz nicht mehr so schnell, und er hat ja auch gewußt, wen er hier fand.

„Deine Frau?“ fragt er, auf Anna zutretend. Diese umarmt ihn mit schwesterlicher Liebe und nun, da sie endlich hat, was so viele Jahre ihres Lebens Wunsch war, nun kann sie auch weinen.

Viel sprechen und erzählen können die Geschwister heute nicht. Aber eins sagt Martin dem Bruder: daß die Eltern versöhnt mit ihm in Liebe und Frieden und mit den heißesten Segenswünschen für ihn und sein Weib gestorben sind.

Kurt atmet auf; dennoch sagt er: „Ihr Segen hat mir nur nichts mehr geholfen; ich war ein glücklicher Mann, hatte Frau und Kinder, — alles dahin, alles tot!“

Stöhnend birgt er sein Gesicht in der einen Hand, die ihm geblieben. „Du erzählst uns das morgen,“ bittet Anna, „heute nicht, heute nicht.“

„Nur das eine," fragt Martin, „wie kamst du hierher?"

„Als der Krieg ausbrach," antwortete Kurt, „erwachte der Soldat in mir. Gegen Frankreich! das war früher meine Parole gewesen. Ich eilte her, ich trat als Gemeiner unter fremdem Namen ein, avancierte auf dem Schlachtfelde, natürlich, ich war immer voran, zu verlieren hatte ich nichts als mein Leben, und das hätte ich gern dem Vaterlande gegeben. Aber es wollte nur meinen einen Arm, ich mußte ins Lazarett und konnte als Krüppel nicht weiter fechten. Als ich genesen, stand ich wieder vogelfrei in der Welt. Da packte mich die Sehnsucht nach Hause, und heute erfuhr ich, daß Weihnachten sei; aber ich wäre am Ende doch nicht gekommen, wenn nicht dein Junge da mir gesagt, daß er Kurt hieße. Das war mir so komisch im Herzen." —

Anna will die Kinder noch holen, Kurt wehrt ab: „morgen, morgen."

Endlich trennen sich die drei, Kurt wohl freundlich, aber doch wie ein gebrochener Mensch, der im Leben nichts mehr zu verlieren und zu gewinnen hat.

Martins und Annas Empfindungen an diesem Abend sind nicht zu schildern, doch mischt sich in all die Freude ein Trauerton: unwillkürlich haben sie den verlorenen Bruder idealisiert, haben ihn sich so ausgemalt, wie sie ihn zu finden hofften, — nun ist die Wirklichkeit eine ganz andere: hart, düster und verschlossen, bitter, ohne ein Interesse, wie es scheint, an Freuden, welche das Herz erweichen, steht Kurt vor ihnen.

„Er scheint furchtbar Schweres erduldet zu haben,“ sagt Martin, „und hat es ohne Gott getragen“.

Anna muß ihrer Mutter heute noch alles mitteilen. Diese ist freudig erregt und hoffnungsvoller als sie. „Greif' Gott nicht vor,“ warnt sie, „der ganz gewiß noch Friedensgedanken mit dem Manne hat. Warte es ab, mit der Zeit pflückt man Rosen.“

„Aber nicht von Dornensträuchern,“ denkt Anna; ihr graut etwas vor dem finstern Mann; ob sie sich aber auch schilt darum, will doch der Ton des Liedes nicht aus ihrer Seele:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.
Ein Knabe hatt' ein Mädchen lieb,
Sie liefen heimlich vom Hause fort,
Es wußt's nicht Vater noch Mutter.
Sie liefen weit ins fremde Land,
Sie hatten weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

— Das war ein Weihnachtsfeiertag, wie noch keiner je auf Erden gewesen war und auch keiner je wieder kommen konnte, so meinten wenigstens die Kinder, als sie in aller Frühe von der Mutter vernahmen, daß der fremde Offizier ihr Onkel, Vaters Bruder sei, der lange in fremden Ländern und jetzt in Frankreich im Kriege gewesen sei. Kurt tat sich viel darauf zu gute, daß er ihn zuerst gesehen, und alle freuten sich, wie viel der Onkel ihnen erzählen würde. Anna wehrte: „Kinder, ihr dürft den Onkel nicht mit Fragen quälen, er ist ja krank.“

Martin ging heut am frühen Morgen zu Knoll, es trieb ihn, dem treuen Diener sein Glück mitzuteilen. Der geriet zum ersten Male in seinem Leben aus der Fassung, vergaß sogar „Halten zu Gnaden, Herr Baron," zu sagen und was noch mehr, konnte zum allerersten Male in seinem Leben seine Gefühle nicht in ein dichterisches Gewand kleiden.

Aber die allgemeine Spannung, den Heimgekehrten zu sehen, wurde bitter getäuscht, Kurt blieb auf seinem Zimmer, kam nicht zum Frühstück und ließ sagen, er würde erst zu Mittag kommen. So mußten denn die Kinder zur Kirche gehen, ohne ihn begrüßt zu haben, und doch, wie schlugen alle die kleinen Herzen ihm entgegen! Anna war zu sehr Mutter, um sich nicht ein wenig verletzt zu fühlen — wie war es möglich, daß man nicht ebenso begierig war, ihre Kinder kennen zu lernen als diese, sich kennen lernen zu lassen!

Endlich, endlich erschien „Herr Hauptmann", denn so wollen wir ihn nun auch nennen, im Familienzimmer. Er war jetzt einige vierzig Jahr alt, aber seine schwarzen Haare waren schon reich mit weißen vermischt, ohne daß dies die Strenge in seinem Gesicht milderte. Er begrüßte Martin und Anna liebreich, aber nicht so, als hätte er sie gestern erst fürs Leben gefunden. Ach, Anna vergaß, daß er sie ja nicht sehnsüchtig gesucht hatte, wie sie ihn.

„Nun, das sind also eure Kinder," sagte er, „das ist Kurt, wir kennen uns schon; das Martin; aber die sieht gar nicht aus, als ob es dein Kind wäre," er zeigte auf Angela.

„Sie ist auch nicht eigentlich unser Kind," entgegnete Martin, „aber wir haben sie ebenso lieb, als wäre es unser eigenes. Sie war erst ein Jahr alt, als sie zu uns kam."

Plötzlich sah Martin auf seinen Bruder, in dessem Gesicht eine merkwürdige Veränderung vorgegangen war; sein Auge haftete auf Angela wie gebannt, er war weiß wie Wachs geworden und stieß mühsam die Worte hervor: „Wie heißt sie?"

„Angela Romount," — — da erfolgte ein wilder Schrei: „mein Kind!" Der Hauptmann wollte auf sie zustürzen, aber seine Kräfte verließen ihn, er fiel besinnungslos zu Boden.

In diesem Augenblick war es, als hätte ein heller Blitz vor Martins und Annas Augen gezuckt, in einem Nu erhellend, was finster gewesen. — Die Kinder stießen ein Angstgeschrei aus, mit Knolls Hilfe wurde der Bewußtlose in sein Zimmer getragen, und man bemühte sich, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Mit rascher Geistesgegenwart tat Anna, was am nötigsten war; sie erklärte Angela, welche ja schon ein verständiges Mädchen war, den Zusammenhang und bat sie, sich ihrem Vater, der gewiß bald nach ihr verlangen würde, liebreich zu nähern. Es hätte dieser Bitte nicht bedurft; Angelas ganzes Herz schlug jetzt ihrem Vater entgegen, von dem Anna ihr schon oft als in Delhi ermordet, erzählt hatte; mit der Lebhaftigkeit ihrer südlichen Natur flog sie an sein Lager, kniete neben ihm nieder und schlang ihre Arme um seinen Hals. Es war gut so, denn ihre Stimme: „Vater, mein

lieber Vater," brachte ihn wieder zum Bewußtsein, und das erste Wort, welches er sprach, war: „Angela".

Und dann richtete er sich auf und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen: „Das sind ihre Augen, meine Annunziata, o mein Kind, mein Kind!" Angela erwiderte seine Liebkosungen stürmisch, allein die Aufregung des Hauptmanns wuchs dermaßen, daß man ihm zuletzt ein Schlafpulver geben mußte, — den Arm fest um sein Kind geschlungen, schlief er endlich ein.

Aber er sollte nicht gesund wieder erwachen. Ein furchtbares Fieber tobte durch seine Glieder, wochenlang lag er in wilden Phantasieen und alle fürchteten, den Vater und Bruder nur einen kurzen Augenblick gefunden zu haben, um ihn auf immer zu verlieren; Angela wich fast nicht von seinem Bette, sie war die einzige, welche einen einigermaßen beruhigenden Einfluß auf ihn hatte, und in allen Fieberträumen kehrte immer die eine Bitte wieder: „Angela, bleib' hier, geh' nicht von mir, Angela".

Endlich brach sich die Macht der Krankheit. Angela war ein Mädchen von fast vierzehn Jahren, sie hatte in diesen schweren Tagen wohl gesehen und empfunden, daß ihr Vater keinen Frieden hatte und auch den Ort, wo er zu finden, nicht kannte. Weinend warf sie sich an Annas Herz, und von dort kehrte sie beruhigter, aber auch klar über die Aufgabe, welche Gott ihr jetzt an ihrem heißgeliebten Vater gegeben hatte, an sein Bett zurück. Das Kind war in kurzer Zeit zur Jungfrau geworden, des Lebens Ernst kam frühe über Angela,

aber Anna bangte nicht; die Tochter Annunziatas barg einen Strom von Liebe und dieser Strom war den rechten Weg geleitet worden.

Der Hauptmann konnte es kaum glauben, daß er wirklich jemand sein eigen nenne, daß er etwas aus dem Schiffbruch seines Glückes gerettet. „Also nicht mehr allein, doch nicht mehr ganz allein," hörte man ihn zuweilen murmeln, und Angela gegenüber war der finstere, starre Mann freundlich und fügsam wie ein Kind.

Wallerbergs hatten ihn schon oft Annunziatas, seines Sohnes Tod und Angelas Finden aufs genaueste erzählen müssen; es regte ihn zwar wiederum furchtbar auf, aber er hatte ja noch Schlimmeres erwartet. — Jedoch lange dauerte es, bis er seine Schicksale im Zusammenhange mitteilen konnte; wir berühren hier kurz die ersten und letzten Jahre und verweilen nur etwas länger bei den Tagen von Delhi, wo ja sein und der Seinigen Schicksal entschieden wurde.

Kurt hatte nach jener unglückseligen Trennung von seinen Eltern, seine Geliebte, die ganz allein in der Welt stand, sofort geheiratet, und dann war das junge Paar wirklich nach Indien gesegelt. Hier hatten sie in einem Meere von Glück gelebt, nichts außer sich bedürfend; als Annunziatas Geld verzehrt war, hatte Kurt unter dem Namen Romount eine Anstellung im englischen Heere gesucht und erhalten; er hatte Regiment und Wohnort mehrere Male wechseln müssen, dies und die falschen Angaben, die er über sein Herkommen gemacht, waren auch Schuld, daß Martins Nachforschungen erfolglos blieben. „Ich war zu glücklich," sagte er,

„und sie auch, wir kümmerten uns um die ganze Welt, auch um meinen Vater nicht, und nun gar unsere beiden Kinder! O, ich habe mit vollen Zügen den Becher des Glückes getrunken, ein Leben wie ich haben wenige Sterbliche gelebt.“

Dann kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Blutbad von Delhi. Als Kurt da sterbend unter den Leichen lag und seine Frau ins Haus stürzte, die Kinder zu retten, hatte ihn ein treuer indischer Diener unvermerkt in seine kleine Wohnung getragen, dort verborgen und ihn wieder ins Leben zurückgebracht. Endlich nach Monaten genesen, verschaffte ihm derselbe die Mittel zur Flucht, nachdem er sich vorher überzeugt, daß kein Europäer in Delhi mehr am Leben war. Die Hoffnung auf Rache gab Kurt neue Kräfte, er gelangte glücklich ins Lager vor Delhi, einige Tage, bevor der Sturm auf die Stadt geschah. Dort focht er, — nicht wie ein Löwe, nein wie ein Tiger, dem sein Junges geraubt ist; er war dabei, als der berühmte Kapitän Hudson den alten König von Delhi gefangen nahm, welcher sich nach Kortub, mehrere Stunden von der Stadt, geflüchtet hatte; ein bewunderungswürdiger Zug, wie ein paar Europäer allein unter einem Heere von Eingeborenen halten, entschlossen, den König gefangen zu nehmen oder unterzugehen.

Des Hauptmanns Augen blitzten, als er dieser Heldentat gedachte. „Und dann am nächsten Tage,“ fuhr er fort, „das war mein großes Abenteuer.

„Am 21sten früh sagte mir Hudson, er habe in

Erfahrung gebracht, die Prinzen, die Häupter der Rebellion, befänden sich in einem sechs Meilen entfernten Grabmale, und er beabsichtigte sie zu fangen, ob ich mit wolle? Natürlich. Wir brachen um acht Uhr auf und gingen gegen das Grabmal vor. Es heißt Humagoons-Grab und ist ein ungeheures Gebäude. Darin waren die Prinzen mit ungefähr dreitausend muselmännischen Anhängern, in der anstoßenden Vorstadt noch dreitausend andere, alle bewaffnet; wir hatten alles in allem nur hundert Mann und waren sechs Meilen von Delhi entfernt. Wir hielten eine Strecke von dem Grabmal und ließen hineinsagen: die Prinzen sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben oder die Folgen auf sich nehmen. Eine lange halbe Stunde ging vorüber, da kam ein Bote heraus und sagte, die Prinzen wünschten zu wissen, ob ihnen das Leben gesichert wäre, wenn sie herauskämen? ‚Bedingungslose Übergabe‘ war die Antwort. Abermals warteten wir, es war die angstvollste Zeit. Wir wagten nicht, sie mit Gewalt zu greifen, es wäre alles verloren gewesen. Wir hörten das Geschrei der Fanatiker, welche, wie wir später erfuhren, die Prinzen baten, sie gegen uns zu führen. Endlich kam der Bote mit der Nachricht, daß sie kommen würden. Wir schickten ihnen zehn Mann entgegen, und ich stellte unsere Truppe quer über den Weg auf, bereit, sie sofort niederzuschießen, wenn ein Versuch zu ihrer Befreiung gemacht wurde. Bald erschienen sie auf kleinen hindostanischen Wagen, hinter ihnen an dreitausend Muselmänner. Wir ritten heran, sie verbeugten sich, Kapitän Hudson befahl weiter

zu fahren. Dies war ein gefahrvoller Augenblick. Die Menge hinter ihnen machte eine Bewegung, ich ging mit neunzig Mann auf sie los, sie wich langsam und trotzig zurück. Wir befahlen zehn Reitern, mit den Prinzen weiter zu fahren, während wir anderen die Menge zurückhielten. Sie wich bis zum Grabmal, dort formierte sie sich in dem unermeßlichen Garten. Hudson befahl ihnen jetzt, die Waffen niederzulegen. Es erhob sich ein Murren, er wiederholte den Befehl, legte seine Büchse an und rief: ‚Der erste, der sich rührt, ist ein toter Mann.‘ Und da, Gott weiß warum, ich werde es nie begreifen, befolgten sie den Befehl.“

„Aber warum wolltet ihr sie entwaffnen,“ fragte Martin, „da ihr ja nun die Prinzen hattet?“

„Um Zeit zu gewinnen,“ erzählte der Hauptmann weiter, „sonst würden wir das Leben hier nicht so riskiert haben. Wären sie bei den Prinzen geblieben, so hätten sie uns doch noch angegriffen, noch dazu, wenn die andern dreitausend in der Vorstadt Delhis sich mit ihnen vereinigten, und dann war keine Aussicht, uns durchzuhauen. Nun, wir blieben zwei Stunden dort, mit Einsammeln der Waffen beschäftigt; ich versichere euch, daß ich jeden Augenblick dachte, sie würden über uns herfallen. Ich sagte nichts, rauchte aber die ganze Zeit um zu zeigen, daß ich unbesorgt wäre, ich war es auch, denn wenn wir nur die Wütriche hatten, war mein Leben mir gleichgültig. Aber wir waren jetzt neunzig gegen volle sechstausend, so viele waren nach und nach gekommen. Endlich ritten wir langsam

fort, holten die Prinzen ein, welche nun dicht bei Delhi waren. Die zunehmende Volksmenge drängte sich heran und zeigte von Moment zu Moment feindseligere Mienen. ‚Was sollen wir tun?‘ sagte Hudson, ‚ich glaube, wir tun besser, sie hier gleich zu erschießen, wir bekommen sie sonst nie hinein.‘

„Wir hatten ihre Identität festgestellt, auch bekannten sie selbst, daß sie die rechten Männer wären. Ihre Namen sind euch bekannt, es waren: Mirzo Mogul, des Königs Neffe und Oberhaupt der ganzen Unternehmung; Mirza Kishere Sultamet, einer der vornehmsten Rebellen, der sich besonders durch die Ermordung von Weibern und Kindern bekannt gemacht hatte, und Abu Bukt, dem Namen nach Oberbefehlshaber und mutmaßlicher Thronerbe. Das war der junge Teufel, welcher unsere Frauen auf offener Straße mißhandelt, kleinen Kindern Arme und Beine abgeschnitten und das Blut den Müttern in den Mund gegossen hatte, — — das ist buchstäblich wahr.

„Wir hatten keine Zeit zu verlieren, ließen halten und stellten vorn und hinten fünf Reiter quer über den Weg. Dann erschoß Kapitän Hudson die Schurken alle drei mit eigner Hand. Ein einziger Augenblick der Unentschlossenheit oder des Anscheins derselben hätte uns der ungeheuren Menschenmenge preisgegeben. So imponierte das energische Handeln und die Menge entfernte sich langsam und schweigend. Plötzlich sahen wir einen Mann in glänzender Kleidung, der quer über das Feld lief. Wir ihm nach, es war der Lieblings-Eunuch des Königs, von dessen Scheußlichkeiten wir alle

wissen. Als wir zurückkehrten, war die Welt von einem Ungeheuer befreit. Hudson ließ die Leichname in Delhi an dieselbe Stelle legen, wo sie vier Monate vorher unsere Frauen ermordet hatten. O, wir konnten sie nicht wieder lebendig machen!"

Alle waren mit gespanntem Interesse der Erzählung gefolgt, die geschilderten Szenen gingen sie ja so nahe an. Von den folgenden Jahren seines Lebens erzählte der Hauptmann nur wenig, es schien, als erinnere er sich ihrer nicht gern, und Martin und Anna hatten den Eindruck, als habe er vielleicht, nachdem er sich der Gewißheit, daß seine Frau und seine Kinder bei den Metzeleien umgekommen, nicht mehr entziehen konnte, und nachdem die Aufregung der Rache gestillt, eine Zeitlang in den Banden des Wahnsinns oder der Schwermut gelegen; gewiß ist, daß er seinen Abschied nahm oder erhielt und von seiner Pension lebte. Wahrscheinlich war er auch nicht während der ganzen Zeit in Indien geblieben, wenigstens fand ihn der Ruf des Königs von Preußen im Juli des Jahres 1870 in Italien, Annunziatas Vaterlande. Der Waffenruf weckte alte Gefühle in ihm. „Vaterland," das war eine Saite in seinem Herzen, welche zwar lange nicht berührt war, aber bei dem Rufe vollen Ton gab. „Deutschland in Gefahr, bedroht von dem Erbfeind!" Er hätte kein Deutscher, kein Soldat sein müssen, wenn es ihn nicht jetzt wie mit Adlersflügeln dahin gezogen hätte, wo die Männer versammelt waren zu Kampf, Sieg und Tod. Tod? Ja, willkommen ehrlicher Soldatentod; Kurt hat nichts zu verlieren auf dieser Welt.

Aber nachdem er endlich in Reih und Glied stand, hatte wohl der Tod ringsum eine furchtbare Ernte gehalten, ihn hatte der grimme Schnitter verschont. Wir wissen, daß er verwundet lange Zeit in einem Lazarett gelegen und daß er dann, einem gewissen Heimweh nachgebend, am Weihnachtsabend nach Wallerberg gekommen war.

Hatte Gott dennoch Friedensgedanken über den harten Kämpfer und ihm deshalb seine Angela so wunderbar erhalten und wiedergegeben? Daß der Bruder es war, in dem sein Kleinod einen Vater gefunden, band Kurt mehr an Martin, als die Blutsverwandtschaft; er war eben von Jugend auf ein wilder Junge gewesen, der Eltern und Bruder wenig geliebt hatte. Alle zurückgedrängte Liebe aber, welcher dieser Mann fähig war, hatte sich auf Annunziata und auf seine Kinder konzentriert, und auch heute noch, — das bemerkten Wallerbergs mit Schmerz, — hatte er keine Ahnung davon, daß er wider Gott und Eltern gesündigt hatte und daß er nicht glücklich werden konnte, wenn er nicht Frieden fand an dem Orte, von dem allein aller Friede über gequälte Menschenherzen strömt.

Doch er hatte einen Stern an seiner Seite, dieser Stern sprach nicht, aber er wies unverrückt auf den Heiland der Welt, welcher gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.

„Hast du nie eine Ahnung gehabt," fragte der Hauptmann, „daß du meine Tochter erzogst?"

„Nie," entgegnete Martin, „sie sah gar nicht aus wie du."

„Glücklicherweise nicht. Der Junge war mein Ebenbild; aber sie sieht ganz wie Annunziata aus; ich wollte sie auch durchaus so nennen, aber da dachte ich an unsere Mutter, und wie flehend sie mich damals zum letzten Male ansah, und wir nannten sie Angela."

Angela, Engel — wirst du der Engel deines Vaters werden?

Die Zeit flieht schnell, der Himmel ist hoch und die Hölle ist tief.

XIX.

Es geht so leicht durchs Erdenleben,
Es geht so selig himmelwärts,
Wenn nur das Herz dem Herrn ergeben,
Unwandelbar in Freud' und Schmerz.
(El.)

Frühling ist es in der ganzen Welt, Frühling auch auf Wallerberg. Die alten Linden vor dem Schlosse fangen an zu blühen wie ein paar junge Mädchen, und lassen sich den ganzen Tag von einigen hundert Bienen und Schmetterlingen umschwärmen. Fröhliches Lachen schallt durch die Zimmer, jauchzt im Garten wieder, — solche Zeit hat Wallerberg noch nie gesehen. Da kommt im Juni in all die lichte Freude hinein ein Brief mit einer Trauerpost; er ist aus Indien und enthält die Nachricht von Heinrich Stiegs Tode.

Wohl fließen die Tränen um seinen Verlust, doch ihn preisen die Seinen selig. Stieg hat sich, menschlich geredet, zu Tode gearbeitet, er hat nicht große Taten getan, aber er hat ein großes Leben gelebt in ganzer Hingabe an den Herrn. Ein Katechet erzählt von seinem Heimgang; — er ist einsam und einfach wie sein Leben. Stieg war zu einer mehrere Stunden entfernten Mela gegangen, um dort zu predigen. Zu Fuß wollte er am anderen Tage nach Haus zurück-

kehren, jedes andere Beförderungsmittel kostete Geld, und dies Geld konnte Stiegs Kranken zu gute kommen. Allein machte er sich auf den Weg; ein Hindu, der mit seiner Kuh am Wege im Schatten sitzt, sieht, daß des Sahibs Schritte plötzlich wanken, sieht, wie er taumelt, sich dann an den Straßengraben unter einem Baum setzt und den Kopf nach hinten überbeugt, — etliche andere Hindus eilen hinzu, aus des Sahibs Mund fließt Blut, — er spricht kein Wort. Den Leuten wird angst; sie laufen nach Hilfe; — als sie wiederkommen, sitzt dort am Graben nur Stiegs Hülle; — sein Geist ist entflohen.

Der Arzt erklärt, daß ihn kein Sonnenstich getroffen, sondern daß ein Herzschlag ihn getötet hat. Man hat seinen Leichnam nach Hause gebracht, dort ist ein Weinen und Schreien gewesen wie noch nie. Alle haben ihn geliebt, der sie alle geliebt hat, jetzt hat jeder dem dienen wollen, der ihnen allen stets so selbstlos gedient hat. Zum Begräbnis, das noch am selben Tage stattfinden mußte, haben sich Tausende, Christen und Heiden, versammelt, und das Geschrei der letzteren hat sich nicht stillen lassen.

„Gott Lob, er hat nach den vielen Kämpfen seines Lebens," sagt Martin, „wenigstens keinen schweren Todeskampf gehabt."

Margaret weint. Keiner weiß so viel von den Kämpfen, die dieser edle Mann gekämpft, wie sie.

Nach wenigen Tagen kommen wieder Briefe aus Indien. Stieg ruht nun neben seiner Schwester, aber die heidnischen Indier und Muhammedaner, die so oft

seine Liebe erfahren, haben ihn jetzt zu einem deota (Gott) gemacht, sein Grab ist ein Wallfahrtsort geworden, dahin die Kranken gehen, um zu opfern und gesund zu werden; alle Donnerstag ist das Grab mit lauter kleinen Lämpchen besäet, und bis in die Nacht hinein dauert das heidnische Unwesen fort. — „Was soll aus uns werden," klagen die Katechisten, „wir sind wie Schafe, die keinen Hirten haben. Es heißt, daß man uns keinen Padri senden kann, denn es mangelt an solchen. O soll denn alles wieder zertreten werden, was hier gepflanzt ist?"

„Was soll werden?" die Sorgen bewegen Margaret, Martin und Anna im Herzen.

Am Abend wandern die drei allein durch den Garten. „Kinder," hebt Margaret an, „ich muß euch sagen, was mir keine Ruhe mehr läßt: ‚Ihr müßt wieder nach Indien gehen.'" — Martin und Anna sehen einander so verständnisinnig an, — haben sie etwa den Gedanken auch schon gehabt?

„Ihr müßt gehen," fuhr Margaret fort, „der Weg ist klar gewiesen. Dort wartet eurer ein großes Arbeitsfeld, hier müßt ihr das Eure in die Hände des Bruders geben. Wallerberg ist sein; aber er kann seinen Beruf und seine Pflichten nur ordentlich erfüllen, wenn er hier allein Herr ist; die Verantwortlichkeit wird ihn zwingen, seine Pflicht zu tun, und Arbeit ist seinem unruhigen Wesen die beste Medizin. Ihr habt dort in Indien die größten Schwierigkeiten: Klima, Sprache und so mehr überwunden, eure Gemeinde kommt euch mit Vertrauen entgegen; — dort ist euer

Beruf, ihr könnt, ihr dürft euch demselben nicht entziehen."

„Mutter," sagte Martin, „wir haben uns dasselbe auch schon gesagt und es so als Gottes Willen erkannt. Nur eins ist so furchtbar schwer: unsere Kinder."

„Ja, das ist schwer," entgegnete Margaret, „sehr schwer. Sie müssen hier bleiben, alle. Überlaßt sie mir, ich will ihnen Mutter sein; dann habe ich alte Frau doch auch etwas auf Erden zu tun und bin nicht ganz nutzlos auf der Welt."

Lange noch sprachen die drei miteinander. Es waren Menschen, die keine eigenen Wege gehen, sondern Gottes Willen erfüllen wollten im Gehorsam. Ob die volle Freudigkeit da war, danach fragten sie nicht; Freudigkeit ist ein Gefühl, welches kommt und geht; aber daß sie den Beruf, wieder hinauszugehen nach Indien, klar als einen höheren Willen, dem sie sich beugen müßten, erkannten, das gab ihrem Entschlusse Sicherheit, und schaffte zur Ausführung desselben Zuversicht und auch Freudigkeit.

Gar verschieden wurde ihr Vorhaben von den anderen Freunden aufgenommen. Der Hauptmann brauste zuerst auf und wollte auch nicht bleiben, wenn der Bruder ginge. Aber in verständiger Rede und Gegenrede mußte er sich endlich überzeugen, daß es für sein Leben und für Angela am besten so wäre.

„Wenn wir hier bleiben," sprach Martin, „so leben wir jeder nur ein halbes Leben, denn wir haben nur die Arbeit eines Mannes zu tun. Du hier als Gutsherr in Indien, ich als Pastor und Missionar;

— so haben wir jeder einen ganzen Beruf, und wir wollen alle Kraft daran setzen unsere Plätze auszufüllen, wie es wackeren Männern ziemt."

Aber auf einen Punkt bestand Kurt mit eiserner Konsequenz: Martins Kinder sollten bei ihm bleiben, bis ihre weitere Ausbildung einen anderen Aufenthalt nötig machte. Auf seine dringenden Bitten entschloß sich Margaret, ganz nach Wallerberg zu ziehen, diese Einrichtung hatte nach allen Seiten Gutes. Angela, die ihr Vater nimmer von sich gelassen hätte, entbehrte so der mütterlichen Pflege und des mütterlichen Haltes, dessen sie noch so sehr bedurfte, nicht. Auf der anderen Seite lag die Erziehung von Martins Knaben nicht ganz in weiblichen Händen, indem sie bei dem Onkel wohnten; und wiederum war es für die Leute auf dem Gute und im Dorfe ein Segen, wenn eine fromme und erfahrene Frau, zu welcher der Hauptmann mit großem Respekt aufsah, wie Margarete Gendenberg es war, die Leitung derselben, — so weit es der Frau geziemt, — in Händen hatte. — Endlich — und das war die Hauptsache — war es Martin und Anna nicht entgangen, welchen stillen veredelnden Einfluß die milde Frau mit dem ergrauten Haar auf den finsteren Gutsherrn ausübte. Wirklich, Wallerbergs konnten getrost reisen, Gott hatte alles wohl gemacht.

Aber wie nahm Tante Heß die Kunde von der beabsichtigten Reise auf? Solchen Schrecken hatte sie seit Jahren nicht mehr gehabt.

„Diese romantischen Ideen mit Indien haben mir

mein ganzes Leben verbittert," klagte sie, „und nun glaubte ich endlich, es wäre Frieden."

„Es ist keine romantische Idee, liebe Tante," antwortete Martin, „sondern ein ganz nüchternes Vorhaben. Wir machen uns keine Illusionen, kennen das Land und wissen, was uns dort erwartet. Wir sind uns auch wohl bewußt, was wir hier aufgeben und zurücklassen."

„Ja, Rabeneltern seid ihr," fuhr Tante Heß auf (und jedes Band auf ihrer Haube schien „Rabeneltern" zu rufen), „habt vier Kinder und laßt die bei fremden Leuten, während ihr dahingeht, um Heidenkinder zu erziehen, die euch garnichts angehen. Aber so machte es meine Schwester, so wollte es deren Tochter machen und so tut es nun ihre Enkelin."

„Da siehst du, Tante," sagte Anna sanft, „daß wir nicht anders können."

„Warum könnt ihr denn nicht hier bleiben?"

„Weil Gott es nicht will. Er will, daß die Heiden von ihm hören; es ist sein Befehl, und darum müssen wir Mission treiben."

„Nun, dann könnt ihr ja in der inneren Mission arbeiten," rief Tante Heß, „da gibt es genug zu tun. Erst vor ein paar Tagen habe ich einen Aufruf aus Berlin gelesen, dort ist furchtbare Not. Dreißigtausend arbeitsuchende Frauen kommen jährlich allein nach Berlin, und viele von ihnen gehen verloren, ohne von Gott zu wissen. Da haben nun brave Menschen ein Haus gebaut, Amalienhaus heißt es, wo solche Arbeiterinnen beherbergt werden und ordentliche Arbeiten

kennen lernen, und wo sie unter einer Hausmutter wie in einer christlichen Familie leben, — so etwas lasse ich mir noch gefallen, geht nur nach Berlin, da gibt's Not genug und Heiden genug, da könnt ihr arbeiten."

„Segen über die," sagte Martin, „welche dort jenes Haus ins Leben gerufen haben; ich hörte auch davon und weiß, wie not es tut, daß endlich etwas für jene Frauen und Mädchen geschieht, ehe es zu spät ist. Ich weiß, daß die Armut immer größer wird, weil alle Ansprüche wachsen, und daß auch hier zu Lande Tausende wie Heiden leben; ich weiß auch, daß die sozialen Fragen bald so drohend vor uns treten werden, daß, sie in rechter Weise zu beantworten und zu lösen, alle Kräfte derer, welche Gott und die Brüder lieb haben, nötig sind; — demungeachtet weiß ich auch fest, daß es mein und meiner Frau Beruf ist, wieder nach Indien zu unserer verlassenen Gemeinde zu gehen; es fehlt an Missionaren; meine Stelle ist dort leer, hier hat Gott mir meine nächsten Pflichten abgenommen, sein Wort zeigt uns die Straße, auf welcher wir wandeln sollen."

Einen Augenblick schwieg Tante Heß; dann sagte sie plötzlich: „Ihr wollt Opfer bringen, denn ein Opfer ist es doch, eure Kinder zu verlassen. Es steht aber geschrieben: Gehorsam ist besser denn Opfer."

„Tante," rief Anna, „ich habe Gott noch nie ein Opfer gebracht, was ich getan habe und noch tun will, ist nichts weiter, als lediglich Gehorsam."

„Du wendest den Spruch auch falsch an," sagte Martin zur Tante, „wir sind nicht vom Opfer ent-

bunden, wenn wir ermahnet werden, dem viel wichtigeren Gehorsam nachzujagen. Aber der Sinn des Wortes ist der: der Gehorsam soll unseres Fußes Leuchte und unser Leitstern auch bei unseren Opfern sein, ihn dürfen wir nie aus den Augen lassen. Daß aber unser Fortgehen jetzt kein selbstgewähltes Opfer ist, das weiß Gott."

Damit war der Streit abgebrochen, aber Tante Heß durchaus nicht überzeugt. Sie empfand Wallerbergs Vorhaben wirklich wie eine persönliche Rücksichtslosigkeit gegen sich und erschien mehrere Tage im Familienzirkel, ohne ein Wort zu sprechen.

Ganz anders nahmen es die Kinder auf. Angela zwar erbleichte und hatte einen harten Kampf zu bestehen; die anderen waren eben noch Kinder, weinten und ließen sich damit trösten, daß sie alle zu den Eltern reisen würden, wenn sie groß wären. Kurt sagte: „Papa, das ist recht; ich habe immer geglaubt, du müßtest wieder zu unseren Leuten, noch dazu Onkel Heinrich nun tot ist. Ich werde tüchtig lernen und studieren, und dann komme ich bald und helfe dir."

„Das soll ein Wort sein, mein Junge," rief Martin erfreut, und wirklich, er konnte sich keine schönere Aussicht denken, als die, die ihm die Worte seines Erstgeborenen eröffneten.

Übrigens vergaßen die Kinder bald die Abreise der Eltern, da sie ja heute und morgen noch nicht stattfand. Diese wollten aber in wenigen Wochen reisen, damit sie zu Beginn der kalten Zeit in Indien einträfen. Margaret riet ihnen auch, nicht länger zu zögern, denn diese Zeit des Beieinanderseins, so schön

sie war, hatte in sich Qualen, die man nicht zu sehr verlängern durfte, und Margaret, ob sie wohl ein starkes Herz hatte, fühlte doch, daß es jetzt ein tägliches Scheiden war, das sie und Anna nicht zu lange aushalten konnten.

Aber Knoll, du gutes langes Talglicht, brennst du denn lichterloh vor Freude, daß es nun wieder zu den „Indianern" geht? — Martin ging zu ihm, um ihn zu fragen, ob er ihn wieder begleiten wollte; er wußte, wie viel ihm Knoll in Indien nützte, aber dennoch mochte er ihn nicht bitten. Nachdem Knoll aus einem Stadium der Verwunderung und des Mißvergnügens ins andere gefallen war, sagte Martin endlich: „Nun, mein lieber Knoll, du mußt ja nicht mit."

„Halten zu Gnaden, Herr Baron, niemand muß müssen. Reist denn die Frau Baronin auch mit?"

„Natürlich, lieber Knoll."

Knoll versank in tiefes Nachdenken, das endlich Martin wieder mit der Versicherung seiner völligen Unabhängigkeit unterbrach.

„Halten zu Gnaden, Herr Baron," ließ sich das Talglicht endlich vernehmen, „ich tue nichts halb. Wenn ich für einen Pfennig gutsage, bin ich für einen Taler gut. Und also, ich werde die Ehre haben. Punktum."

„Bedenke es dir recht, lieber Knoll," sagte Martin, — „eine Notwendigkeit."

„Ach was, Notwendigkeit! Ich tue es nicht wegen der Notwendigkeit, sondern infolge, daß in mir schon lange Gefühle wirksam sind, — wann fahren wir ab, Herr Baron?"

„Du bist eine treue Seele," sagte Martin, „sieh, als wir das vorige Mal auszogen, wollten wir einen Bruder suchen, diesmal wollen wir aber mehr als einen finden."

Knoll nickte, er wußte wohl, um was es sich handelte. Aber die Poesie gewann wieder die Oberhand, und er nimmt mit folgenden Versen Abschied von dem Leser:

Nun geht's nach Indien retour,
Na, man nicht bange sein.
Ich folge treulich ihrer Spur,
Uns trennt nicht mehr der Main.

Vorwärts denn, der deutsche Spruch
Soll auch mein Wahlspruch sein,
Und wickelt in mein Leichentuch
Vergißmeinnicht hinein.

XX.

Behüt euch Gott! das ist der beste Segen.
Behüt euch Gott! und bleibt auf seinen Wegen.
Behüt euch Gott! dort an des Ganges Strand.
Behüt euch Gott! im freien deutschen Land.

Noch einmal treten wir in den traulichen Kreis, der sich in diesen Wochen auf Wallerberg enger und enger aneinander geschlossen hat; ein linder Sommerabend senkt sich auf die Erde nieder, still ist's ringsum. Unsere Freunde sitzen im Gartensaal, die Balkontüren sind weit geöffnet, man sieht in den schönen Park mit seinen grünen Rasenplätzen; die roten Verbenen sehen aus hundert Augen zu den dunklen Baumgruppen auf; die Linden lassen die Blätter hängen; kein Lüftchen regt sich; — aber es ist als ob Blumen und Bäume in diesem feierlichen Schweigen stärkere Düfte aushauchten, unbewußt, ungesehen und doch alles erquickend.

Wie draußen, so ist's auch drinnen. Alles still, selten spricht einer ein Wort. Das Sprichwort: „wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über" wird hier heute total zu Schanden, die Herzen sind zum Überströmen, sind so voll, daß die Sprache kein Wort mehr findet um auszudrücken, was sie bewegt. Jedoch wie draußen der Blütenduft emporsteigt, so liegt auch ein geheiligtes Etwas über diesen Menschen — Gott ist gegenwärtig.

Anna sitzt bleich zwischen ihren Kindern, sie wetteifern miteinander in kleinen Liebesdiensten, — es ist für lange Zeit das letzte Mal, daß sie beisammen sind. Morgen früh gehen Wallerbergs und Knoll nach Indien. Margarete ist die gefaßteste, ja fröhlichste von allen; sie sieht das ganze Leben wie eine Reise nach einem Ziel an, und weiß, daß die Leute in Indien diesem Zentralpunkt ebenso nah sind wie die Bewohner Wallerbergs. — Tante Heß sieht kopfschüttelnd und schweigend von einem zum andern mit einer Miene als wollte sie sagen: „Ich habe das alles vorher gewußt, so mußte es kommen, aber ihr habt ja nicht auf mich hören wollen.“ Der Hauptmann hat seine Tochter im Arm, als wäre er nicht ganz sicher, daß sie nicht auch mitgenommen werden könnte. Martin steht auf und öffnet das Harmonium, erst irren seine Finger heimatlos über die Tasten, aber bald sind die Töne auf rechtem Wege, wie eine Gottesstimme tönt es durch das Zimmer und durch die Herzen.

„Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“

Martin schweigt, aber es drängt ihn wieder zu spielen. Mit mächtiger Hand verwandelt er das tote Instrument in ein lebendiges Wesen, er entlockt ihm Töne, — o solche wurden hier noch nie gehört! Bald klagt er ihm wie einem vertrauten Freunde sein Leid, dann erheben sich sanfte Engelsstimmen, sie scheinen vom Himmel zu kommen, und endlich erscheint der

mächtige Herr des Himmels selbst auf den Wolken und spricht mit seiner Gottesstimme: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage.“ Und das Herz jauchzt fröhlich auf und kann nichts mehr als preisen und anbeten. —

Die Klänge sind verhallt, aber die Engel bleiben. Endlich unterbricht der Hauptmann, der durchaus nichts von Musik versteht, das Schweigen, tritt auf Martin zu und sagt: „Sonderbar! Siehst du, Martin, bilde dir nur nicht ein, daß ich mir wünschte, auch so auf dem Dinge spielen zu können wie du, nein, das würde sich gar nicht passen, und schickt sich auch für einen Soldaten nicht. Aber weißt du, was ich möchte? Ich dachte vorhin, wenn ich doch meine schlechten Gefühle, wenn mir's gerade einfiele, auch so, — so — auf die Saiten aushauchen könnte, wie du das heraus hast.“

Nun ist der Bann gebrochen, und wenn auch nicht viel gelacht wird, so ist es doch ein fröhlicher Abend, welcher nur zu schnell vergeht. Anna bringt ihre Kinder zu Bett, zum letzten Male. — Sie wissen es nicht, daß die Eltern morgen früh abreisen, ehe sie aufstehen, daß sie sich und ihnen den letzten Abschied ersparen wollen. Aber lange, lange sitzen die Eltern heute abend noch an den Betten ihrer Kinder.

Der Morgen dämmert, starker Tau liegt wie unzählige Tränen auf dem Grase, — er verspricht einen schönen Tag. Die Reisenden sind fertig und ihre Herzen stille. Noch einmal treten sie zu ihren Kindern: „Du kleine Rosenknospe, meine Anna, werde wie deine Mutter,“ flüsterte Martin; daneben liegt Margaretchen, die frommen Kinderaugen sind geschlossen, wenn sie sich

wieder öffnen, sind die Eltern schon weit. Sie schlafen fest, die heißen Küsse und Tränen wecken sie nicht auf.

Die Eltern gehen zu den Knaben. „O Gott, ich habe nicht gedacht, daß es so an den Herzen reißt,“ stöhnt Anna.

„Mach's kurz,“ bittet die Großmama.

„Mein Martin, mein Sonnenkind! Kurt, mein lieber Junge,“ da umschlingen Anna plötzlich die Arme des Knaben: „Mutter, Vater, ich wußte es. Aber weint nicht, ich komme bald. Und ich werde die Kleinen helfen, behüten, Vater, wie ich dir versprochen habe. Und ich werde sehr fleißig sein, daß ich bald kommen kann.“

Angela hat den besten Trost. „Mutter,“ sagt sie zu Anna, „ich weiß jetzt, daß wir nie ganz unglücklich sein können, wenn wir tun, was Gott will.“

„Nein, mein Kind,“ antwortete Margaret mit ihrer milden Stimme, „ich weiß, daß wir nur ganz glücklich werden können, wenn wir Gottes Willen tun.“

Anna nickte der Mutter schweigend zu. „Du behältst unser Bestes hier,“ sagt Martin fest, „Gott, dem wir alle dienen, der segne euch hier und uns dort. Lebt wohl!“

Der Wagen rollt dahin. Noch lange weht ein weißes Tuch vom Balkon den letzten Scheidegruß: Lebt wohl!

Nun müßt ihr mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn:
Wenn Menschen auseinander gehn,
Dann sagen sie auf Wiedersehn!
Ja, Wiedersehn!

Von A. Vollmar erschienen ferner:

Das Pfarrhaus im Harz. Eine Erzählung. 18. Aufl. Mit dem Bildnis der Verfasserin. 3 M.; geb. 4 M.

Sibylle. Eine Erzählung. 3. Aufl. 3 M.; geb. 4 M.

Unterwegs und zu Hause. Erzählungen. 3. Aufl. 3 M.; geb. 4 M.

Drei Weihnachtsabende. Eine Geschichte. 5. Aufl. 3 M.; geb. 4 M.

Weihnachtsgrün. 6 Geschichten. 4. Aufl. 2 M.; geb. 3 M.

Großmutter. Eine Erzählung. Mit einem Titelbild von Meyerheim. 5. Aufl. 1 M.; geb. 1.80 M.

O du Kindermund. Kinderworte, gesammelt. Geb. 1.40 M.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.





